

Sami Bollag, Elton John, Rolf Hiltl, Yuval Noah Harari, Fasten

DIE WELTWOCHEN

Nummer 12 – 23. März 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Istanbul
Matthias Matussek
erforscht die Türken

ABTREIBUNG

Der ganz alltägliche Horror



LITERATUR

Ingeborg Bachmann
und die Legende vom
bösen Max Frisch

BUNDESHAUS

Wie SP und CVP
Sitzungsgelder
scheffeln

ZUKUNFT

Lob des
Roboters



Faszinierende Donau-Kreuzfahrten

mit dem Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra

Es het solangs het **Rabatt*** bis Fr. 2500.-
*Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs



1 Passau–Budapest–Passau

8 Tage ab Fr. 690.-

(Rabatt Fr. 1300.- abgezogen, 12.11., Hauptdeck)

1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau Busfahrt ab Zürich/St. Margrethen. Einschiffung. **2. Tag Melk–Wien** Ausflug* zum Benediktiner-Kloster Stift Melk. In Wien individueller Besuch eines Heurigen oder des Praters. **3. Tag Wien** Stadtrundfahrt/-gang* durch die Kaiserstadt mit Stephansdom. Ausflug* zum Schloss Schönbrunn. **4. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang.* Ausflug* zum Opernhaus und Markthalle. Lichterrundfahrt.* **5. Tag Budapest–Visegrad** Ausflug* in die Puszta mit traditioneller Reitvorführung. Ausflug* nach Esztergom. **6. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang* mit imposanter Burg und Altstadt. Ausflug* zum Schloss Hof. **7. Tag Dürnstein** Rundgang* mit Weinverkostung. **8. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung und Busrückfahrt nach St. Margrethen/Zürich und individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

04.06.	500	23.07.	600	27.08.	500	22.10.	1100
25.06.	500	30.07.	600	17.09.	500	12.11.	1300
02.07.	500	20.08.	500	24.09.	500		

*Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | + Fak. Ausflug vorab und an Bord buchbar | • Alternativer Ausflug an Bord wählbar
° Gegen Aufpreis zum Ausflugspaket vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: River Advice

Deluxe Suite (22 m²) franz. Balkon



2 Passau–Donaudelta–Passau

15 Tage ab Fr. 2090.-

(Rabatt Fr. 2500.- abgezogen, 29.10., Junior Suite MD)

1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau Busfahrt. Einschiffung. Um 18.00 Uhr «Leinen los!» **2. Tag Wien** Stadtrundfahrt/-gang.* **3. Tag Ordas** Puszta-Ausflug* mit Reitvorführung **4. Tag Belgrad** Rundfahrt* mit Festung Kalemegdan. **5. Tag Eisernes Tor** Erholung an Bord. **6. Tag Bukarest** Stadtrundfahrt/-gang.* **7. Tag Donaudelta** Rundfahrt* mit Ausflugsbooten oder optional Delta intensiv.° Ausflug* Schwarzes Meer, Stadtrundgang Constanta. **8. Tag Rousse** Stadtrundfahrt/-gang.* **9. Tag Eisernes Tor** Passage **10. Tag Belgrad–Novi Sad** Rundfahrt/-gang.* **11. Tag Mohács** Ausflug* Pécs. **12. Tag Budapest** Stadtrundfahrt/-gang.* **13. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang.* **14. Tag Weissenkirchen** Busfahrt Kloster Melk,* Ausflug* Burgruine Aggstein. **15. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung und Busfahrt nach St. Margrethen/Zürich und individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt

14.05.	1000	09.07.	1000	03.09.	1000	29.10.	2500
11.06.	1000	06.08.	1000	01.10.	1500		

Eisernes Tor, Djerdap Schlucht



- 42 m² Platz für jeden Gast
- Flüsterschiff dank Twin cruiser
- Thurgau Travel Superpreis – jetzt profitieren

MS Thurgau Ultra*** – mit gutbürgerlicher Küche**

Luxusschiff für 120 Gäste. Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und individuell regulierbarer Klimaanlage. Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (14 m²) und 2-Bettkabinen (12 m²) auf Hauptdeck mit nicht zu öffnenden Fenstern. Junior Suiten sind 15.5 m² gross. Deluxe Suiten (22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Panorama-Salon/Theatron, kleines Wiener Kaffee, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift von Mittel- bis Oberdeck. Nichtraucherschiff (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck	1990	3990
Mini Suite Hauptdeck	2090	4090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2340	4590
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2540	4990
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2790	5490
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon	2990	5890
Queen Suite Oberdeck, mit Balkon	3490	6890
Alleinbenutzung		auf Anfrage
Ausflugspaket (6/11 Ausflüge)	180	340

Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v. Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen.

Weitere Reisen mit MS Thurgau Ultra*****

Drei Flüsse Zauber – Rhein, Main und Donau

Passau–Regensburg–Miltnerberg–Basel v.v.
9 Tage ab Fr. 890.-
(Rabatt Fr. 1100.- abgezogen, 19.11., Hauptdeck, Vollpension)

Advents- und Silvesterfahrt auf dem Rhein

Basel–Köln–Rüdesheim–Basel
6 Tage ab Fr. 590.-
(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, Hauptdeck, Vollpension)

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

Intern

An der Redaktionssitzung berichtete Kulturchef Rico Bandle von einer eindrücklichen Begegnung mit einer Hebamme. Sie hatte ihm erzählt, dass in Schweizer Kliniken Föten auch deutlich nach Ablauf der gesetzlichen Frist abgetrieben würden. Wissenschaftsredaktor Alex Reichmuth recherchierte und stiess in eine Tabuzone vor. Jährlich werden in der Schweiz Dutzende von Schwangerschaften zu einem sehr späten Zeitpunkt abgebrochen. Es kommt sogar vor, dass Kinder den Abbruch überleben und dass man sie dann sterben lässt. Die Öffentlichkeit weiss nichts über diese Vorgänge. **Seite 16–21**

Manche schildern ihn als düster und wenig zugänglich. Doch hinter dem beinharten Gewerkschafter Paul Rechsteiner verbirgt sich ein hochintelligenter Jurist, ein integrierter Politiker und ein Meister der überraschenden Allianzen im



Meister der Allianzen: Paul Rechsteiner.

Parlament. Auch politische Gegner anerkennen: Die Reform zur Altersvorsorge könnte Rechsteiners politisches Meisterstück werden. Wirtschaftsredaktor Florian Schwab hat Ständerat Rechsteiner in St. Gallen getroffen. **Seite 24**

Die Genfer Uhrenfirma Rolex ist laut dem amerikanischen Wirtschaftsmagazin *Forbes* die angesehenste Marke der Welt. Wie hat sie das geschafft? Philipp Gut sprach mit Kennern wie dem bekannten Zürcher Uhrenhändler René Beyer und forschte in der Geschichte dieses einzigartigen Schweizer Unternehmens. **Seite 12**

Mit der Verurteilung des ehemaligen guatemaltekischen Polizeichefs Erwin Sperisen wegen Mordes wollte sich Genf ein Denkmal als Weltstadt der Menschenrechte setzen. Doch die Prozesse gegen Sperisens vermeintliche Mitverschwörer in Guatemala und Österreich endeten ausnahmslos mit einem Freispruch. Letzte Woche hat in Spanien die Audiencia Nacional den letzten angeblichen Mitverschwörer freigesprochen, den ehemaligen Innenminister

Carlos Vielmann – den verdächtigsten Kopf des Mordkomplottes, das damit in sich zusammenfällt wie ein Kartenhaus. Die *Weltwoche* hatte bereits im Herbst 2015 in einer mehrteiligen Serie auf zahlreiche Ungereimtheiten im Genfer Prozess hingewiesen. Seit bald fünf Jahren sitzt Sperisen in Untersuchungshaft – unschuldig, wie man nach dem Verdikt aus Madrid annehmen muss. Doch das Bundesgericht lässt sich Zeit. **Seite 37**

Pop-Genie Elton John feiert am 25. März seinen 70. Geburtstag. Als einer der letzten Solomusiker der Hippie-Generation füllt er nach wie vor



Rockstar am Flügel: Elton John.

die grossen Hallen. Seine Laufbahn scheint nicht enden zu wollen. Was hat er, was andere nicht hatten? Redaktor Benjamin Bögli verfolgt die faszinierende Karriere des unkonventionellen Briten seit Jahren und schildert hier, wie aus dem scheuen Pub-Pianisten der erste Rockstar am Flügel und einer der schrillsten Popsänger der Geschichte wurde. **Seite 62**

Ihre Weltwoche

GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay
Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



© -dj-, © -vv- und © Rovos Rail (3x)

Südafrika mit «Rovos Rail»

Kap der Sehnsucht

Eine Fahrt mit dem historischen Luxuszug durch die Naturlandschaften Afrikas ist eine der schönsten Arten des Reisens. Erkunden Sie die Höhepunkte unserer 15-tägigen Südafrika-Exkursion.

Auf dieser exklusiven Fernreise erleben Sie die atemberaubende Vielfalt der «Rainbow Nation». Bis zu 147 Säugetierarten – inklusive der «Big Five» – können Ihnen im weltberühmten Krüger-Nationalpark begegnen. Im Tsitsikamma-Nationalpark werden Sie von der üppigen Vegetation überwältigt. Sie entdecken das Kap der Guten Hoffnung und die Cango Caves, die zu den schönsten Naturhöhlen der Welt gehören, sowie Kapstadt, das im Süden Südafrikas gelegene kulturelle «Herz» des Landes – eine der schönsten Städte der Welt.

Die 800 Kilometer lange Strecke von Kapstadt nach Pretoria – über Worcester, Matjiesfontein und Kimberley – ist ein Abenteuer aus einer vergangenen Ära. «Pride of Africa» (Stolz Afrikas) werden die Nostalgiezüge von Rovos Rail genannt. Im Salon-Waggon oder auf der Terrasse des Aussichtswagens geniessen Sie in entspannter Atmosphäre die Schönheiten Afrikas. Für das Wohlergehen an Bord sorgen die erstklassige Küche im Belle-Epoque-Speisewagen und die luxuriösen Suiten.

Reiseprogramm (Auszug):

- 1. Tag: Nachtflug Zürich–Johannesburg
- 2. Tag: Ausflug Hauptstadt Pretoria Stadtrundfahrt; Abendessen in der Lodge

- 3. Tag: Krüger-Nationalpark Sightseeing durch die Provinzen Limpopo und Mpumalanga; Abendessen im Restcamp
- 4. Tag: Safari und White River Pirschfahrt zu den «Big Five»; Dinner im Hotel bei White River
- 5. Tag: Blyde River Canyon Ausflug zu God's Window, Bourke's Luck Potholes, Three Rondavels
- 6./7. Tag: Garden Route, Tsitsikamma Stadtrundfahrt in Port Elizabeth; Bootsfahrt in der Lagune von Knysna
- 8. Tag: Tropfsteine und Riesenvogel Fahrt über den Outeniqua-Pass und durch die Kleine Karoo zu den Cango-Höhlen; Straussenfarm in Oudtshoorn; Barbecue
- 9./10. Tag: Kapstadt und Tafelberg Weindegustation und Lunch in Paarl; Rundfahrt in Stellenbosch; Tafelberg und Signal Hill
- 11. Tag: Kap der Guten Hoffnung, Pinguine Fahrt nach Hout Bay; via Chapman's Peak Drive zum Kap der Guten Hoffnung; Besuch des Botanischen Gartens von Kirstenbosch
- 12./13. Tag: Rovos Rail Rundgang in Matjiesfontein; Besichtigung der Diamantenmine Big Hole in Kimberley
- 14./15. Tag: Pretoria und Rückreise Lunch in Sandton bei Johannesburg

Platin-Club-Spezialangebot

15-tägige Südafrika-Reise und Rovos Rail

Reisedatum:
26. Oktober bis 9. November 2017

- Leistungen:**
- Flug Zürich–Johannesburg–Zürich
 - Inlandflug Johannesburg–Port Elizabeth
 - Fahrten und Transfers im klimatisierten Reisebus
 - Rovos Rail Kapstadt–Pretoria inkl. 2 Übernachtungen (Deluxe-Suite bzw. Pullmann-Suite)
 - 9 Übernachtungen in Hotels oder Lodges
 - Frühstücke, Mittagessen, Lunchpakete, Barbecues, Dinners gemäss Programm
 - Afrikanischer Abend mit Unterhaltung
 - Degustation von Kapweinen
 - Rundreise mit Ausflugsprogramm
 - Safari im Krüger-Nationalpark
 - Qualifizierte Reiseleitungen

Spezialpreis:
Fr. 6950.– pro Person im Doppelzimmer
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 590.–

Limitierte Teilnehmerzahl:
Mindestens 20 Personen. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt. Programmänderungen vorbehalten.

Anmeldung:
Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular finden Sie unter: www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:
Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche
Telefon 091 752 35 20
info@mondial-tours.com

www.weltwoche.ch/platinclub



Ausgeschweizert

Bundesrat Burkhalter zieht es durch. Die Unterwerfung unter die EU-Richter ist perfekt. Von Roger Köppel

Beginnen wir mit den traurigen Fakten: Der Bundesrat ist drauf und dran, die kerngesunde Schweiz an die kranke EU anzuschrauben. Der Plan klingt so verrückt, dass kein vernünftiger Mensch auf die Idee kommt, dass er stimmt. Aber er stimmt. Der Bundesrat will die Schweiz ans sinkende Mutterschiff andocken, an die politisch havarierte Kontinentalplatte, die für eine



Gründerväter der EU: General Eisenhower ...

Mehrheit der Schweizer Politiker immer noch die Welt bedeutet. Der Horizont dieser Leute, die sich selber «weltoffen» nennen, beginnt und endet mit der EU. Ihre Weltoffenheit ist die beschränkte Engsicht auf ein scheiterndes politisches Projekt.

Nein, das ist keine zynische Geringschätzung der enormen Friedensleistung der Europäischen Union. Wir Schweizer anerkennen den Umstand, dass die europäischen Staaten nach einem verheerenden, selbstzerstörerischen Weltbürgerkrieg von 1918 bis 1945 auch aus schierer Erschöpfung den vernünftigen Beschluss fassten, ihren politischen Wettbewerb anders auszutragen als durch die physische Auslöschung der Konkurrenz. Um allerdings präzise zu bleiben: Nicht die EU stiftete den Frieden in Europa. Sie war vielmehr das Resultat eines Friedens, den die Alliierten, vor allem die Amerikaner unter General Eisenhower, Churchills Briten und die Russen mit Diktator Stalin, unter enormen Opfern herbeigeführt hatten.

Angemessener Respekt für die EU ist aber noch lange kein Grund, dass sich die Schweiz verstecken müsste. Wenn ich heute Vorlesungen halte vor deutschen Studenten an der Universität St. Gallen, sehe ich mich oft mit

dem Vorwurf behelligt, was denn die neutrale und absichtsstehende Schweiz, diese Trittbrettfahrerin und Rosinenpickerin, für den Weltfrieden tue und getan habe. Der Vorwurf enthält die implizite Behauptung, dass nur die Vollmitgliedschaft bei der EU einem Land die höhere Weihe eines friedensfördernden Wirkens verschaffe. Wer sich draussen hält, ist schon abgestempelt als Nationalist, als Populist, als kriegshungriger Perverser, der es gar nicht mehr erwarten könne, bis die von der EU entfesselten Nationalstaaten wieder im Stechschritt aufeinander losmarschieren.

Was also ist die Friedensleistung der Schweiz, liebe Freunde aus Deutschland? Ich sage es euch: Die enorme Friedensleistung der Schweiz besteht darin, dass sie seit über 500 Jahren keinen Krieg mehr angefangen hat. Wir haben auf unserem unabhängigen, selbstbestimmten und damit notwendig unbequemen Weg durch die Geschichte mehr für den Frieden getan als all die europäischen Friedensapostel, deren EU im Zeitalter von Schuldenwirtschaft, Migrationsdebakel und Euro-Fehlkonstrukt mehr Unfrieden als Frieden generiert.

Zurück also zum Bundesrat und zu seinem widernatürlichen Drang, die Schweiz an diese EU anzubinden. Wir haben an dieser Stelle schon öfter über die unheilvollen Pläne des «Rahmenvertrags» geschrieben. Die Fakten sind einigermaßen bekannt: Seit 2008 möchte die EU, dass die Schweiz einen Vertrag unterschreibt, den die Schweiz, wie wir sie kennen, nicht überleben würde. Die Schweiz soll in Zukunft in allen Vertragsbeziehungen mit der EU, also in vielen wirtschaftspolitisch wichtigen Feldern, auto-

matisch künftiges EU-Recht übernehmen. Im Konfliktfall entscheidet der oberste europäische Gerichtshof EuGH. Auf Geheiss der europäischen Richter darf die EU die Schweiz bei Nichtbefolgung europäischer Direktiven bestrafen. Diese Sanktionen heissen im Bundesrat-Neusprech «Ausgleichsmassnah-



... Diktator Stalin.

men», aber es sind Sanktionen. Dieses Abkommen wäre Selbstmord für die Schweiz. Unser Staat beruht auf dem Grundprinzip der Selbstbestimmung der Bürger unter eigenen Richtern. Der Direktimport ausländischer Gesetze inklusive fremder Richter wäre ein Rückfall hinter den Bundesbrief von 1291, die inoffizielle Geburtsurkunde der Schweiz.

Ist der Bundesrat nicht mehr bei Trost? Oder merkt Aussenminister Burkhalter, der beherzte Vorantreiber, gar nicht, worauf er sich einlässt? Vermutlich Letzteres. Bisher hiess es aus Bern auf Leitartikel dieser Art: Das Abkommen sei zu 80 Prozent ausgehandelt, aber die entscheidenden 20 Prozent seien nach wie vor umstritten. Keine Angst! Hört nicht auf die Paranoia der EU-Gegner! Die Schweiz bleibt hart! Dann halt kein Abkommen! Burkhalter versicherte in ungezählten Interviews, es werde mit ihm kein Abkommen mit fremden Richtern, automatischer Übernahme und Sanktionen geben. Wie interne Papiere zeigen und wie mir führende Diplomaten persönlich versichert haben, ist das inzwischen Schall und Rauch. Der Bundesrat ist gewillt, den schlechtesten Vertrag in der Geschichte der Eidgenossenschaft ins Trockene zu bringen.

Burkhalter hat sich faktisch der EU unterworfen: Er sagt ja zum Vertrag, der die Schweiz anbindet. Er sagt ja zur Übernahme fremden Rechts. Und er sagt ja zur Oberhoheit der europäischen Richter. Ausgeschweizert. Der einzige umstrittene Punkt ist noch das Ausmass der europäischen Sanktionen, wenn sich die Eidgenossen den importierten EU-Weisungen widersetzen sollten. Bildhaft gesprochen: Burkhalter hat

Unsere einzige Schwäche: es gibt nur 33 Betten.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

PYRAMIDE KLINIK AM SEE

» Fortsetzung auf Seite 74



«Integrität und Ehre»: Sami Bollag. Seite 66



Wahlkampf am Bosphorus: Istanbul. Seite 46



«Es wird eine direkte Schnittstelle zwischen dem Gehirn und dem Computer geben.»

Yuval Noah Harari: Seite 56

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar** Bürgerliche Verlierer
- 9 **Im Auge**
Sunny Varkey, Bildungspionier
- 10 **Altersreform** Mindestens 70
- 10 **Globalisierung**
Endlich reisst das G-20-Netz
- 11 **Türkei** Moscheen sind Kasernen
- 11 **Deutschland** Eine feste Burg
- 14 **Personenkontrolle** Sommaruga,
Moser, Flury, Leuthard, Loosli etc.
- 15 **Nachruf (1)** Chuck Berry
- 22 **Mörgeli** Netter Kerl für die Migros
- 22 **Bodenmann**
Rösti ab nach Südastralien
- 23 **Medien** Die Erweckungsbewegungen
- 23 **Die Deutschen** Feiner Stil
- 49 **Nachruf (2)** Martin McGuinness
- 52 **Trumps** Woche
- 54 **Ausland** Barriere für Aussenseiter

Inland

- 24 **Jagd auf Sitzungsgelder**
- 26 **Linkes Meisterstück** Das Phänomen
Paul Rechsteiner, SP-Ständerat
- 27 **Jungsozialisten** Tipps für Sommaruga
- 28 **Selbstbedienung des Sportfilzes**
Lobbying bei Swiss Olympic
- 30 **Grosser Sessionscheck** Fauler
Kompromiss, erfundene Fakten
- 33 **Parteien** Hauen und Stechen im Wallis
- 34 **Die SVP im «Frontenfrühling»**
- 35 **Demokratie** Fackeln und Fäuste
- 36 **Polizei** Kopfgeld für Verkehrssünder
- 37 **Justiz** Urteil im Fall Sperisen

Ausland

- 46 **Ein Riss quer durch den Dönerstand**
Wahlkampf-Impressionen aus Istanbul
- 50 **Süsssaure Scheidung**
Countdown für den Brexit
- 52 **Erst aufblasen, dann abschiessen**
Die Niederlande nach den Wahlen
- 55 **All-inclusive mit der Mafia**
Das Geschäftsmodell der Schlepper
- 59 **Das blaue Wunder**
Afghanistan und der Lapslazuli

Wirtschaft & Wissenschaft

- 12 **Das Rolex-Prinzip** Was die Genfer
Uhrenfirma so besonders macht
- 16 **Sterben im Körbchen**
Die Wahrheit über Abtreibungen
- 18 **«Sein Herz schlug»**
Erfahrungen einer Hebamme
- 19 **Abtreibungen, Kindstötungen**
Geschichte der pränatalen Diagnostik
- 20 **«Mensch ist, was Mensch wird»**
Grosse Denker über Abtreibung
- 21 **«Es gibt oft Tränen»**
Klinikdirektor Roland Zimmermann
- 32 **Dezidiertes Jein** Heinz Karrer
und das Dilemma der Energiepolitik
- 40 **Roboter sind Freunde, nicht Feinde**
Was Maschinen wirklich können
- 41 **Automation** Volkswirtschaften
werden reicher
- 43 **Italien** Wiege des Kapitalismus
- 44 **Rolf Hiltl** Der Zürcher Vegi-König

Interview

- 56 **«Menschen braucht es immer weniger»** Zukunftsforscher Yuval
Noah Harari sagt ewiges Leben voraus

Kultur & Gesellschaft

- 38 **Max Frisch und Ingeborg Bachmann**
- 62 **Elton John**
Das Pop-Genie wird siebzig
- 64 **Du bist ein neuer Mensch**
Fasten mit Matthias Matussek
- 68 **Böse Mamis**
Zur Debatte um die «Rabenmütter»

Rubriken

- 60 **Ikone der Woche** Bette Davis
- 65 **Die Bibel** Trotz allem
- 66 **MvH** Sami Bollag, Mister Esprit
- 69 **Knorr** «Life»
- 69 **Jazz**
Tomasz Stanko New York Quartet
- 70 **Thiel** Weltuntergang
- 70 **Namen** Gala mit Suchtpotenzial
- 70 **Fast verliebt** Bleiben oder gehen
- 71 **Unten durch** Landsknechte
- 72 **Wein** Domaine de la Cendrillon Cuvée
Inédite 2012
- 73 **Auto** Audi SQ7
- 74 **Darf man das?/** Leserbriefe

NEW LEON CUPRA.

300 PS / DSG / 4x4



164 g CO₂/km (Durchschnitt Neuwagen 134 g), Energieeffizienz-Kategorie: G.

TECHNOLOGY TO ENJOY



JETZT MITMACHEN:
SEAT.CH/YDCHALLENGE

Digitalradio
DAB+

Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central.

News & Infos: radiocentral.ch



RadioCentral

UKW-Frequenzen in der Region: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 89.4; 91.1; 88.7 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9, Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • www.radiocentral.ch

Bürgerliche Verlierer

Von René Zeller — Die nationalen Wahlen 2015 brachten vermeintlich einen Rechtsrutsch. Doch davon ist nichts spürbar. Namentlich die SVP torkelt von einer Niederlage zur nächsten.



Nebenrolle: SVP-Chef Rösti.

Nach der parlamentarischen Schlacht um die Rentenreform 2020 stehen SVP und FDP als Verlierer im Regen. Die beiden Parteien, die sich bei den letzten eidgenössischen Wahlen als Sieger feiern konnten, sind von links übertrumpft worden. Die Sozialdemokraten zogen mit den Gewerkschaften ein kraftstrotzendes Powerplay auf, in das sich die CVP willig einspannen liess. SP-Bundesrat Alain Berset, der jahrelang von einem Kompromiss zwischen links und rechts geschwafelt hatte, koalierte plötzlich ungehemmt mit der Mitte-links-Allianz. Das mutet insofern seltsam an, als im Bundesrat SVP und FDP seit 2016 vier von sieben Sitzen besetzen.

Die Rentenreform 2020 belegt exemplarisch, was sich im Bundeshaus seit den eidgenössischen Wahlen vom Oktober 2015 geändert hat. Nichts.

Faktum ist, dass die Wahl des SVP-Vertreters Guy Parmelin in den Bundesrat keine spürbare Veränderung erwirkt hat. Seine Vorgängerin, die Bündner BDP-Magistratin Eveline Widmer-Schlumpf, hatte sich ostentativ mit der Ratslinken arrangiert. Man hätte erwarten können, dass der Gesamtbundesrat in neuer Konstellation dem Sozialminister Berset weniger Narrenfreiheit gelassen hätte, die vom SP-CVP-Bündnis gezimmerte Anti-Bundesrats-Lösung zu protegieren.

Die SVP muss konstatieren, dass sie im Bundesrat weiter nur eine Nebenrolle spielt. Zudem wird sie im Parlament notorisch ins Abseits gestellt. Die wählerstärkste Partei ist bei der Umsetzung der Zuwanderungsinitiative gedemütigt worden. Hier war es die FDP, die mit den Sozialdemokraten paktierte. Bei der Unternehmenssteuerreform III ging die SVP – im Verbund mit FDP und CVP – in der Referendumsabstimmung unter. Die Energiestrategie 2050, von subventionistischen Winden umweht, fiel gesetzgeberisch nicht nach dem Gusto der SVP aus. Sie hat deshalb das Referendum ergriffen. Auf den in dieser Frage gespaltenen Freisinn kann sie nicht zählen, auch die Wirtschaftsverbände sind uneins, und die CVP unterstützt ministrantentreu ihre Bundesrätin Doris Leuthard.

Höchste Zeit für Selbstkritik

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Sachpolitisch ist die laufende Legislaturperiode aus bürgerlicher Optik eine einzige Katastrophe. In den relevanten Dossiers hat die SVP nie reüssiert, FDP und CVP konnten nur dann punkten, wenn sie sich der Ratslinken als Mehrheitsbeschafferin feilboten.

Es ist höchste Zeit für Selbstkritik. Neue Köpfe bringen mitunter frischen Wind. SVP-Präsident Albert Rösti, der Toni Brunner ablöste, trat als Brückenbauer zur bürgerlichen Konkurrenz an. Reüssiert hat er noch nicht. Und ob das von ihm angestregte Referendum zur Energiestrategie 2050 vom Volk gutgeheissen wird, ist ungewiss. Die neue FDP-Präsidentin Petra Gösli ist bisher mehr durch schöne Worte als mutige Taten aufgefallen. Ihr Appell für einen «New Deal» zwischen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft ist allzu akademisch, der Ruf nach weniger Bürokratie wird blass, wenn er jahrelang monoton repetiert wird. CVP-Präsident Gerhard Pfister ist zwar ein Verfechter liberalen Denkens. Angesichts anhaltender Wählerverluste in den Kantonen muss der einstige Flügelmann rechts der CVP danach trachten, seine Hüst-und-Hott-Partei sozial zu kalibrieren.

Wer erinnert sich noch daran, dass im Wahljahr 2015 die damaligen Präsidenten der drei genannten Parteien den wirtschafts- und sozialpolitischen Schulterschluss proklamierten? Das war nichts als Schall und Rauch. Heute müsste man schon von einem Erfolg sprechen, wenn die erschreckend uneinige bürgerliche Mehrheit in Bundesrat und Parlament nicht bei jeder relevanten Vorlage von den linken Machtmechanikern auseinanderdividiert wird.

Pestalozzi in Dubai



Sunny Varkey, Bildungspionier.

Und die Siegerin ist: Maggie MacDonnell, Lehrerin im arktischen Inuit-Dorf Salluit, 1300 Einwohner, sechs Selbstmorde unter Jugendlichen allein 2015. Der Lehrer Sunny Varkey, 60, verschenkt dauernd ein umwerfend sympathisches Lächeln auf seinem Gesicht. Gerade hat Sunny Varkey in Dubai aber eine Million Dollar verschenkt. Er wird möglicherweise der Heinrich Pestalozzi des Internetzeitalters.

Sein Global Teacher Prize, eine Art Nobelpreis für den besten Lehrer oder die beste Lehrerin der Welt, belohnt den Gewinner mit einer Million Dollar, mehr als der wirkliche Nobelpreis. Bekannt ist das nur in pädagogischen Fachkreisen, insbesondere unter den rund 5000 Bewerbern. Und das ist schade, denn es handelt sich um eine Auszeichnung, die für die Menschheit, «die jährlich um 130 Millionen Kinder zunimmt», sehr viel nützlicher erscheint als, vergleichsweise, der Preis für einen Picasso oder einen Cristiano Ronaldo.

Zur Welt kam Sunny in Kerala im Südwesten Indiens. Seine Eltern waren Christen und wanderten 1959 nach Dubai aus, ein verlorenes Wüstenemirat, bevor der Ölboom ausbrach. Sie erteilten Englischunterricht, auch Mitgliedern der Herrscherfamilie. Der kleine Sunny musste mit vier Jahren zurück zu Verwandten in der Heimat und besuchte in Kollam City ein katholisches Internat. Er kehrte dann als Pionier zurück an die Schule in Dubai, die seine Eltern gegründet hatten, und es wurden wie nach einem Schneeballsystem immer mehr Schulen: Klassen für arme Einwanderer aus Indien, aus Pakistan, hinzu kamen Maturitätsschulen. Inzwischen ist Sunny Varkey ein privater Bildungsunternehmer mit 150 000 eingeschriebenen Kindern zwischen drei und achtzehn Jahren in fünfzehn Ländern. *Forbes* schätzt ihn auf 1,95 Milliarden Dollar. Er gewann Bill Clinton als Präsidenten seiner Stiftung, die etwa in Uganda 12 000 Lehrkräfte ausbildete. In der Schweiz, in Etoy am Genfersee, bewirtschaftet er eher das elitäre Segment: 25 000 Franken jährlich kostet der Kindergartenplatz, 33 000 Franken das Gymnasium. *Peter Hartmann*

Mindestens 70

Von Philipp Gut — Was spricht dagegen, das Rentenalter von Mann und Frau anzuheben?

Wo leben eigentlich die Berner Parlamentarier? Das fragt man sich nach der Debatte über die Altersreform, die mit der Session längst nicht zu Ende ist. Denn ein zentrales Thema verbannten die National- und Ständeräte aus dem Bereich des Denkbaren: die Erhöhung des Rentenalters. Dabei ist es doch klar: Wenn der AHV die Mittel fehlen, muss das Rentenalter rauf.

Manche verschweigen diese banale Einsicht aus taktischen, andere aus ideologischen Gründen. Die Linke wehrt sich mit Haken und Ösen gegen eine Anhebung des Pensionsalters bei den Frauen, obwohl diese sich früher zur Ruhe setzen als die Männer. Man staunt: Die Verfechter der Gleichstellung der Geschlechter hängen an dieser Ungleichheit, als wäre sie ein Naturgesetz. Man wundert sich aber auch über die abschätzigste Auffassung der Arbeit, die darin zum Ausdruck kommt. Die Argumente von links klingen, als wäre die Arbeit ein bedauernter und unwürdiger Zustand.

Aber hallo? Könnte es sein, dass die Entfremdungstheorie aus der kommunistischen Mottenkiste im Gewand pseudomedizinischer Diagnosen wiederkehrt? Burnout hier, Burnout dort. Man könnte meinen, dass Arbeit vor allem krank mache. Natürlich kommt das vor, im Normalfall aber ist es umgekehrt. Arbeit zu haben, ist weder Strafe noch Zumutung, sondern eine Bedingung der Möglichkeit, ein erfülltes Leben zu führen. «Man ist, was man tut», lautet eine Grundeinsicht der Anthropologie, die in der aktuellen Diskussion völlig vergessen geht.

Frauen müssen länger arbeiten als Männer

Weitere Argumente liefert die Statistik. Die Lebenserwartung hat in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten rasant zugenommen. Wir werden heute nicht nur viel älter als unsere Vorfahren, auch die beschwerde- und krankheitsfreie Zeit hat sich erheblich verlängert. Seit 1900 habe sich die Lebenserwartung «fast verdoppelt», schreibt das statistische Bundesamt: von 46,2 auf 80,7 Jahre für die Männer und von 48,9 auf 84,9 Jahre für die Frauen. Diese werden also im Schnitt 4,2 Jahre älter als ihre männlichen Zeitgenossen. Wäre die Politik ein rationales Geschäft, müsste das Rentenalter für beide deutlich steigen, warum nicht auf siebzig? Unter dem Aspekt der Gleichstellung müssten die langlebigeren Frauen sogar bis 74 arbeiten. Dann wären beide genau zehn Jahre lang in Pension.

Endlich reisst das G-20-Netz

Von Beat Gygi — Die US-Regierung sabotiert die Globalisierungsidee. Das kann Firmen und Konsumenten Freiheit bringen.



«America first»: US-Finanzminister Mnuchin.

Die Finanzminister der G-20-Staaten haben vor Tagen an ihrem Treffen in Baden-Baden aussergewöhnlich hart über den freien Welthandel gestritten, die US-Regierung stellte sich gegen die Haltung der meisten anderen G-20-Delegationen. Es ist Wolfgang Schäuble als Finanzminister von Deutschland – das in diesem Jahr das G-20-Präsidium innehat – und seinen Mitstreitern nicht gelungen, den amerikanischen Kollegen Steven Mnuchin für die in G-20-Mitteilungen sonst üblichen Bekenntnisse für Freihandel und gegen Protektionismus zu gewinnen. Für die meisten Beobachter ist damit klar, dass US-Präsident Donald Trump mit seinem Protektionismus, seiner Abneigung gegen Globalisierung und seiner Kampfformel «America first» nun der ganzen Weltwirtschaft zu schaden beginne.

Wenn man jedoch die amerikanische Haltung genauer anschaut, muss man sagen: Das ist gar nicht so schlecht für die Haushalte und Unternehmen auf der Welt. Drei Punkte stechen ins Auge. Erstens macht die amerikanische Weigerung zum ritualhaften Betonen der Freihandelsfloskel den Eindruck von Ehrlichkeit. All die schönen Bekenntnisse zum Freihandel in G-20-Erklärungen hat ja bisher kaum jemand zum Nennwert genommen. Sie wirkten eher wie eine Schutzschicht, nach dem Motto: Wer den Freihandel nicht will,

muss nur dauernd davon sprechen, wie wichtig dieser sei.

Zweitens wird fast immer übersehen, dass Trump mit Tiraden gegen die Globalisierung nicht nur auf die wirtschaftliche, sondern auch auf die politische Globalisierung zielt. Der politische Teil der internationalen Verflechtung ist praktisch das staatliche Gegenstück zum weltweiten wirtschaftlichen Austausch. Seit den achtziger Jahren ärgern sich die Politiker zunehmend darüber, dass sie beim Regulieren an ihre Territorien und nationalen Gesetze gebunden sind. Lieber möchten sie den Steuerzahlern über die Landesgrenzen hinweg naheilen und kontrollieren. Die Regierungen helfen sich nun gegenseitig, mobile Firmen und Menschen einzufangen, indem sie ihre Gesetze und Massnahmen koordinieren. Die Netze der internationalen Regulierung sind in den vergangenen dreissig Jahren immer dichter geknüpft worden und eine starke Gegenkraft zur wirtschaftlichen Globalisierung geworden. Zu den jüngsten Auswüchsen zählt das Projekt der G-20 und der OECD, die Gewinnausschüsse der Unternehmen weltweit zu regeln und deren Besteuerung zu harmonisieren. Wenn die Regierung Trump einen Teil der politischen Netze zerreisst, bedeutet das wieder etwas mehr Entscheidungsfreiheit für Unternehmen und Haushalte.

Schaden durch Subventionierung

Drittens wird Freihandel fast immer aus der Sicht der Produzenten und der Exportwirtschaft verstanden. Wenn Amerika den inländischen Autoherstellern mit Geld hilft, sehen die europäischen Regierungen, Autofirmen und meist auch Medien darin einen amerikanischen Angriff auf ihre Wirtschaft. Dabei profitieren europäische Autokäufer und Konsumenten doch von der Verbilligung, eigentlich müssten sie den US-Steuerzahlern einen Dankesbrief schreiben. Kürzlich erregte in der Schweiz eine Studie von Simon Evenett von der Hochschule St. Gallen Aufsehen, die darauf hindeutet, dass die EU mit der Subventionierung ihrer Firmen den Handelspartnern jährlich Milliarden Schäden zufüge. Auch da hat man einfach die Produzenten und Exporteure im Auge, nicht die Konsumenten, denen die EU ja die Einkäufe verbilligen würde. Gegenüber einem solchen Protektionismus ist ein einzelnes Land keineswegs machtlos, eine WTO ist nicht nötig: Die Schweiz könnte die Grenzen einseitig öffnen und profitieren. Der Gewerbeverband hat kürzlich bereits eine Idee in dieser Richtung formuliert.

Moscheen sind Kasernen

Von Pierre Heumann — Erdogan will sein Land islamisieren. Terrororganisationen loben ihn als Freund und Helfer. Der türkische Staatspräsident ist gefährlich.

Am türkischen Staatsfernsehen läuft derzeit eine mit viel Aufwand und Kosten produzierte Serie über Sultan Abdülhamid II., der als letzter das Osmanenreich kontrollieren konnte. Den Thron hatte der religiöse Adlige 1876 bestiegen, und er herrschte während 33 Jahren. Jahrzehntlang wurde Sultan Abdülhamid II. in den Geschichtsbüchern des säkularisierten Landes als übler Despot und als ärmlicher Versager geschildert. Jetzt erfährt er eine fulminante Neubewertung.

Erdogan sorgt dafür, dass der «rote Sultan» («rot», weil er Armeniern den Garaus machte) als makelloser, ehrlicher und erfolgreicher Herrscher präsentiert wird. Nicht nur am Bildschirm. Ausstellungen sind dem letzten Sultan gewidmet, Symposien werden über ihn veranstaltet, an Konzerten wird seiner gedacht, und neulich wurde ein Spital in Istanbul nach ihm benannt.

Das neue Image des alten Sultans ist Teil der Strategie des türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan, sich als neo-osmanischer Herrscher zu profilieren und den Islam ins Zentrum seiner politischen Macht zu rücken. Symbolträchtig lässt er deshalb eine Prestigemoschee bauen, in der dereinst 60 000 Menschen beten sollen. Der Islam erobert die Türkei zurück. Im ganzen Land ist die Zahl der Gotteshäuser rasant gestiegen, ab 22 Uhr gilt ein Alkoholverbot, die Zahl der Religionsschulen hat sich in den vergangenen sieben Jahren fast verdoppelt. «Wir wollen,» sagte Erdogan einmal in einer Rede vor der Jugend seiner Partei AKP, «eine fromme Generation heranwachsen sehen.»

Demokratie als Mittel zum Zweck

Systematisch dehnt er den Einfluss des Islam aus. So hob er das einst im ganzen Land gültige Kopftuchverbot sukzessive auf. Im Jahre 2010 wurde es auf dem Campus abgeschafft, 2013 bei Beamtinnen, 2014 bei Schülerinnen ab der fünften Klasse, und neuerdings dürfen auch Soldatinnen ein Kopftuch tragen.

Erdogan, schreibt die Journalistin Cigdem Akyol in ihrer Biografie über den 63-jährigen Politiker, wolle das Volk bevormunden und strebe eine Re-Islamisierung der Gesellschaft an. Dazu gehöre, dass er das Weltbild seiner konservativen Klientel zementiere: «Die schätzt Frauen nur dann, wenn sie züchtig-verhüllt sind, gehorsam, lieblich, gebärend und dienend.» Frauen sollten nicht bloss drei, sondern fünf Babys haben, rief Erdogan in diesen Tagen Türkinnen in Europa zu.

Erdogan krepelt jedoch nicht nur die Gesellschaft in Richtung Islam um, sondern auch die Innen- und Aussenpolitik seines Landes. Ob Muslimbrüder, Islamischer Staat oder Hamas: Das Nato-Land ist ein guter Freund von Islamisten, Terroristen und Dschihadisten. Ankara unterstützt radikale Islamisten, stellte im Sommer ein Papier der deutschen Regierung fest. Was Wunder, dass Erdogans Republik auf der offiziellen Website der Muslimbrüderschaft überschwänglich gelobt wird. Die Türkei sei seit mehr als zehn Jahren das Zentrum der Muslimbrüderschaft, die von Erdogan als «intellektuelle Gruppe», die nie «militärische Aktionen» unternommen habe, respektiert werde.

Mit dem Referendum will sich der Präsident nun weitgehende Vollmachten zuschanzen. Dann kann er die Türkei nach seinen islamischen Vorstellungen prägen und den Einfluss des Islam ausdehnen. Er war, mit 44 Jahren, bereits ein erwachsener Mann, als er sich 1998 an einer politischen Versammlung als Islamist outete, indem er ein Gedicht vortrug: «Die Moscheen sind unsere Kasernen, die Minarette unsere Bajonette, die Kuppeln unsere Helme und die Gläubigen unsere Soldaten.» Und die Demokratie sei «nur der Zug, auf den wir aufsteigen, bis wir am Ziel sind».

Mehr zum Thema: Seite 46



«Fromme Generation»: Erdogan.

Ein feste Burg

Von Wolfgang Koydl — Die SPD gibt sich vollständig Martin Schulz hin. Und verliert sich dabei selbst.



Blinder Glaube: Kanzlerkandidat Schulz.

Es ist billig, die 100 Prozent Zustimmung für Martin Schulz bei dessen Kür zum neuen SPD-Chef mit dem Wahlergebnis für Kim Jong Un zu vergleichen. Billig und falsch. Denn die Nordkoreaner wählten ihren Despoten unter Zwang. Die 605 Delegierten des SPD-Parteitagess hingegen gaben sich bis zum letzten Mann, zur letzten Frau freiwillig ihrem neuen Anführer hin.

Religionen kennen ein ähnliches Ritual: Bei der Prostration wirft sich der Gläubige der Länge nach zu Boden, um die Unterwerfung unter die Gottheit zu symbolisieren. Insofern ist es nur konsequent, dass Sozialdemokraten Schulz als Messias bezeichnen, ohne rot zu werden.

Wenn sie sich die Nahtoderlebnisse ihrer Schwesterparteien, von der griechischen Pasok bis unlängst zur niederländischen Arbeitspartei, vor Augen führen, versteht man den blinden Glauben der deutschen Sozis an ihren Heiland, Pardon: Heilsbringer. Passend zum Lutherjahr: Ein feste Burg ist unser Martin.

Lautlich nahe an der Prostration liegt die Prostitution. Die SPD vollzieht den Schritt auch faktisch. Einst war sie stolz auf ihren Ruf als Programmpartei: Man warb mit konkreten Konzepten um die Wähler, nicht mit hohlen Phrasen. Doch seit Schulz anschafft, setzt man auf Emotion und Nostalgie: mehr Lohn, mehr Rente, mehr Sozialleistungen. Wer zahlen soll, bleibt nebulös. Im Zweifel sind es die «Reichen», also alle ab 3000 Euro Verdienst im Monat.

Damit verkauft man als Partei zwar seine Werte. Aber man kann Wahlen damit gewinnen. Hat bei Donald Trump doch auch funktioniert.

Das Rolex-Prinzip

Von Philipp Gut — Die Genfer Uhrenfirma Rolex ist laut dem Wirtschaftsmagazin *Forbes* die angesehenste Marke der Welt. Wie hat sie das geschafft? Was macht sie so besonders?

Rolex belegt den ersten Rang im *Forbes*-Ranking bereits zum zweiten Mal in Folge. Auf den Plätzen folgen Lego, Walt Disney, Canon, Google, Bosch, Sony, Intel, Rolls-Royce und Adidas. Durchgeführt hat die Erhebung, bei der über 170 000 Fachleute befragt wurden, das auf die öffentliche Wahrnehmung von Unternehmen spezialisierte Reputation Institute in Boston. Das Gesamtergebnis setzt sich aus sieben verschiedenen Kategorien zusammen, besonders stark sei Rolex bei der Leistung, den Produkten und dem Service. Gemäss dem Reputation Institute ist das Ansehen einer Firma ein Motor für den wirtschaftlichen Erfolg: Je höher es ist, desto eher werden ihre Produkte gekauft oder empfohlen.

Um zu verstehen, warum Rolex die Marke mit dem besten Image der Welt geworden ist, muss man zu Firmengründer Hans Wilsdorf und seinem etwas weniger bekannten Geschäftspartner Hermann Aegler zurückgehen. Der 1881 im bayrischen Kulmbach geborene Wilsdorf, seit seinem zwölften Lebensjahr eine Vollwaise, absolvierte eine Kaufmannslehre und arbeitete zuerst in einem Spielwarengeschäft, das auch Modeschmuck feilbot. Als Neunzehnjähriger kam er nach La Chaux-de-Fonds. Dort war er für ein internationales Handelshaus tätig, erledigte die Fremdsprachenkorrespondenz und diente als Mädchen für alles. In der boomenden Gebirgsstadt im Neuenburger Jura fing er Feuer für die Uhrmacherkunst. Er eignete sich das nötige Fachwissen an und knüpfte Verbindungen in die Branche.

Der ehrgeizige junge Kaufmann siedelte nach London über – damals die wichtigste Handels- und Finanzmetropole – und gründete dort 1905 die Firma Wilsdorf & Davis, um Uhren in Grossbritannien und im ganzen britischen Empire zu vertreiben. Dabei setzte er auf ein Produkt, das ihm am Anfang nur Spott einbrachte: Er glaubte an die Zukunft der Armbanduhr, die damals noch unpräzise lief und als weiblich und schwul galt. Wilsdorf aber registrierte genau, dass Sport und Freizeit in der modernen Gesellschaft immer wichtiger wurden. Der Erste Weltkrieg förderte die Entwicklung der Armbanduhr zusätzlich. Soldaten konnten ihre Uhr schlecht



Erntete anfangs nur Spott: Firmengründer Wilsdorf.

um den Hals oder in einer Tasche tragen. Die Komponenten für seine Kreationen liess Wilsdorf in der Schweiz anfertigen. Der Bieler Unternehmer und geniale Tüftler Hermann Aegler lieferte, was er brauchte: Uhrwerke von geringer Grösse und hoher Ganggenauigkeit.

Im Jahr 1908 erfand Wilsdorf den Namen «Rolex». Der Legende nach kam er darauf während der Fahrt in einer Londoner Pferdetram, die rollte und rollte ... Tatsache ist, dass die Namensgebung eingebettet war in eine konsequente Markenpolitik. Der Name sollte kurz und wohlklingend und in allen Sprachen leicht auszusprechen sein.

Damals war es noch üblich, dass Händler und Detaillisten die Uhren mit ihrem eigenen Namenszug versehen. Wilsdorf ging auch hier

eigene Wege: Unter die Lieferungen nach Grossbritannien mischte er einzelne Rolex-Uhren, die auch den Schriftzug und das Logo von Rolex trugen. Zunächst eine, dann zwei oder drei – es war der heimliche Start einer künftigen Weltmarke.

Während Wilsdorf den globalen Markt beobachtete und die Anforderungen an neue Modelle formulierte, setzten Aegler und seine Schweizer Uhrmacher die Ideen mit höchster Präzision um. Noch vor dem Ausbruch des Ersten

Weltkriegs versprachen sie sich gegenseitig per Handschlag, exklusiv füreinander tätig zu sein. Jahrzehntlang arbeiteten sie zusammen, ohne dass ein schriftlicher Vertrag existiert hätte. Jeder vertraute darauf, mit dem bestmöglichen Partner zusammenzuarbeiten, und legte sein geschäftliches Schicksal in die

Hände des anderen. Von dieser Ehrlichkeit mag auch etwas auf den Glanz der Produkte abgefärbt haben.

Von Beginn weg strebte Rolex bedingungslos nach Qualität. Ein anschauliches Beispiel lieferten die Exporte nach Indien und in andere überseeische Gebiete. Die damaligen Transportbedingungen setzten den Uhren zu. Während die Erzeugnisse anderer Hersteller oft beschädigt auf den Markt gelangten, entsandte Wilsdorf eigene Mechaniker in die Tropen, die die Uhren reparierten, bevor sie in den Handel kamen. So war er den Mitbewerbern qualitativ einen Schritt voraus.

1919 zog Wilsdorf in die Schweiz zurück, 1920 gründete er in Genf die Montres Rolex. Die Aufgabenteilung zwischen ihm und Aegler spiegelte sich in der aussergewöhnlichen Unternehmensstruktur: Aus der Firma Aegler wurde die Manufacture des Montres Rolex in Biel, die bis 2004 eigenständig neben der Genfer Schwester bestand. Die beiden Firmenchefs verkehrten auch privat miteinander, in ihrer Korrespondenz redeten sie sich mit «Freund» an, doch blieben sie immer beim Sie.

Aura des Geheimnisvollen

Der Durchbruch gelang 1926 mit der ersten wasserdichten Armbanduhr der Welt, der Rolex Oyster. Wilsdorf machte das neue Modell mit einer spektakulären Aktion weit über die Uhrenszene hinaus bekannt. 1927 liess er die englische Schwimmerin Mercedes Gleitze mit einer Oyster am Handgelenk den Ärmelkanal überqueren. Als sie nach über zehn Stunden die englische Küste erreichte, lief die Uhr immer noch tadellos. Das war eine Sensation, und Wilsdorf inszenierte den Triumph mit einer ganzseitigen Anzeige auf dem Cover der *Daily Mail*. Damit begann das bis heute stilischer praktizierte Testimonialkonzept in der Werbung, bei dem herausragende Persönlichkeiten mit den von ihnen erbrachten Leistungen «die Exzellenz der Rolex-Uhren bezeugen». Die Reihe reicht von US-Präsident Dwight D. Eisenhower über Henri Guisan und Winston Churchill – der Kriegspremier trug eine Rolex Daydate in Roségold um sein siebenhalb Inches messendes Handgelenk – bis zu Roger Federer und Cecilia Bartoli. Sogar Berufsrevolutionäre und eingefleischte Antikapitalisten wie Che Guevara und Fidel Castro liessen sich mit den Luxusmodellen ablichten. Eine andere Marketingidee von Wilsdorf war es, die Rolex-Modelle in den Schaufenstern in



Rolex Oyster, 1926.

Mit der Rolex Oyster begann das bis heute stilischer praktizierte Testimonial-Konzept in der Werbung.



«Wunderstruktur»: Roger Moore alias James Bond mit Jane Seymour; Fidel Castro.



Goldfischaquarien auszustellen, um zu beweisen, dass sie wirklich wasserdicht waren.

Für den Zürcher Uhrenhändler René Beyer liegt die Faszination der Marke Rolex darin, dass sie «kompromisslos» ist und sich selbst treu bleibt. «Sie ist das Konsistente, das es gibt.» Rolex habe «immer alles richtiggemacht». Und dies mit einem Selbstverständnis, als ob es nichts anderes auf der Welt gäbe. Das mache sie klar lesbar, obwohl sie nicht sehr kommunikativ sei. «Was Rolex tut, tut sie einfach.» Die regelmässigen Preisanpassungen etwa würden nicht begründet. «Es ist wieder an der Zeit, eine Erhöhung vorzunehmen», heisse es jeweils lapidar.

Weltweit wähle Rolex exklusiv nur die besten Händler an den besten Lagen aus. Wer die hohen Anforderungen erfülle und ihre Spielregeln befolge, zu dem unterhalte die Firma die «loyalsten Beziehungen». Doch auch den Händlern gegenüber setze Rolex auf absolute Diskretion: «Neues sehen wir erst, wenn es da ist», so Beyer.

Konsequent und eigenständig ist Rolex auch in der Führung und der Organisation des Unternehmens. Hans Wilsdorf starb 1960, und in den ersten 99 Jahren der Firmengeschichte gab es nach ihm nur zwei weitere Chefs, André und Patrick Heiniger. Der Gründer hatte eine Stiftung errichten lassen, die Fondation Hans Wilsdorf. Auch dies ist einzigartig in der Branche. Die Gewinne werden nicht wie bei einer Aktiengesellschaft an die Teilhaber ausgeschüttet, sondern

zu grossen Teilen reinvestiert. Zugleich ist die Stiftung gemeinnützig tätig, ohne es an die grosse Glocke zu hängen. Gerüchten zufolge soll beispielsweise die ETH Lausanne einen dreistelligen Millionenbetrag erhalten haben.

Die Basis des Erfolgs von Rolex ist die herausragende Qualität ihrer Produkte. Technisch habe Rolex einen Vorsprung von fünf bis zehn Jahren auf die Konkurrenz, meint René Beyer. Die selbstgewählten, äusserst strengen Zertifizierungsprozeduren tragen das Ihre zur Qualität der Rolex-Uhren bei. Der unabhängige Markenspezialist Thomas Harder, Geschäftsführer der Firma Swiss Brand Experts in Zürich, hat ein Verfahren ausgearbeitet, um

René Beyer spricht von einer «globalisierten Universalmarke», die auf allen Kontinenten begehrt sei.

die spezifischen Stärken von Marken zu analysieren und zu entwickeln. Im Zentrum steht die «Kernleistung», also die Leistung der Produkte selbst. Hier sei Rolex «absolute Spitze», indem sie regelmässig technische Erfindungen im Uhrwerk, bei Materialien oder dem Kronensystem hervorbringe. Das reiche aber noch nicht, um durchschlagenden Erfolg zu haben. Hinzu kommt die «Umfeldleistung», etwa der Service oder das Händlernetz. Auch in diesem Bereich sei Rolex herausragend, wie auch René Beyer betont. Die Firma lege hohen

Wert auf die «Nachverkaufsdienstleistungen», sagt er. Schliesslich, so Harder, kommt die «Durchsetzung». Dazu zählen die Werbung und die Kommunikation, aber etwa auch das Corporate Design. Auch hier zeichne sich Rolex durch «Konsistenz im Auftritt», einen hohen Wiedererkennungswert aus.

Und noch etwas macht Rolex speziell. Nach Lehrbuch muss man sich entscheiden, ob man exklusiv sein will oder Massenprodukte herstellt. Rolex hingegen macht beides: Sie produziert Premiumuhren in enormen Stückzahlen. René Beyer spricht von einer «globalisierten Universalmarke», die wie keine andere auf allen Kontinenten bekannt und begehrt sei. Thomas Harder nennt es eine «Wunderstruktur».

Steigern dürfte all dies noch die Rolex-typische Verschwiegenheit – sie versprüht eine Aura des Geheimnisvollen. Die Geschäftszahlen sind nicht bekannt. Kenner mutmassen, dass die Firma einen Umsatz in der Grössenordnung der gesamten Swatch-Gruppe erzielt. Schätzungen gehen von bis zu 6,5 Milliarden Franken aus.

Als Gründer Hans Wilsdorf am 6. Juli 1960 auf seinem Sommersitz Escale Fleurie bei Genf starb, war das Echo bescheiden. Die NZZ brachte nur zehn Zeilen der Depeschentagatur. Aber das passt irgendwie zu diesem Unikum von einem Schweizer Unternehmen, das vollkommen in sich zu ruhen scheint und mit der Präzision eines eigenen Uhrwerks tut, was richtig ist. ○

Personenkontrolle

Sommaruga, Moser, Flury, Leuthard, Loosli, Pardini, Steinemann, Mascioli, Levrat, Pelli, Cassis, Funicello, Köppl, Zünd

Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP) trägt derzeit einen Kleinkrieg mit den Kantonen aus. Das revidierte Gesetz zur Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs, kurz Büpfi, tritt 2018 in Kraft. Neu sollen die Strafverfolgungsbehörden zum Beispiel Trojaner in Computer einschleusen dürfen, um Skype-Gespräche mithören zu können. Den unangenehmen Teil hat Sommaruga jetzt dem Bundesrat zusammen mit der geplanten Anpassung der entsprechenden Verordnung mitgeteilt: Die Revision verursacht in der nächsten Zeit jährliche Mehrkosten von 25 Millionen Franken, die aus ihrer Sicht grossteils die Kantone schultern sollen. Diese wehren sich aber dagegen. Immerhin: Dieser Punkt in dem Sommaruga-Papier scheint sprachlich verständlich zu sein, was man vom Rest des Traktats nicht gerade sagen kann. Da ist einmal von «Vüpf», dann wieder von «Üpf» und zwischendurch von Büpfi die Rede. Und man kann dazu nur sagen: Was für ein Pfüpf! (*hmo*)

Die Zulassung von Lobbyisten ins Bundeshaus im Schlepptau von Parlamentariern gibt immer wieder zu reden. Einen so kuriosen und makabren Fall wie denjenigen mit **Tiana Angelina Moser** in der Hauptrolle hat es aber wohl noch nie gegeben. Die grünliberale Zürcher Nationalrätin vergibt eine ihrer beiden Zutrittsberechtigungen an den Präsidenten des Schweizer Musikrats **Markus Flury**. Doch dieser, ein Gründungsmitglied der GLP, ist bereits vor einem Jahr verstorben. Gemäss Zutrittsregister – Stand März 2017 – figurierte Flury immer noch auf der Liste. Erst auf die Frage der *Weltwoche*, in wessen Besitz der Badge des Toten nun sei, liess Moser ihn annullieren. Neu vergeben habe sie ihn noch nicht, teilte sie weiter mit. (*gut*)

Das Departement von **Doris Leuthard** (CVP) hat kürzlich mitgeteilt, dass das Swisscom-Tochterunternehmen Billag den Auftrag zur Eintreibung der staatlichen Mediensteuer verliert. Die ironische Komponente an diesem Liebesentzug wurde dabei gänzlich übersehen: In der hauchdünnen Abstimmung über das neue Radio- und Fernsehgesetz (RTVG) stand *Economiesuisse* letztes Jahr auf der Seite der Bundesrätin. Aber nur, weil Vorstandsmitglied **Hansueli Loosli**, der auch als Swisscom-Präsident amtiert, sich verbandsintern vehement dafür eingesetzt hatte. Just dieses Gesetz ist nun Grundlage für den Entzug des



Feminismus und Ökologie: Tamara Funicello.



Lässt nicht locker: Barbara Steinemann.



Vehement: Hansueli Loosli.

lukrativen Auftrags. Offenbar frisst Leuthards Medienrevolution ihre eigenen Kinder. (*fsc*)

Wenn der Vollblutgewerkschafter, der SP-Nationalrat und nimmersatte Klassenkämpfer **Corrado Pardini**, auf den Plan tritt, gilt die Losung: «Achtung, 100 Kilogramm Italo-Sanguiniker, 100 Dezibel Antikapitalismus!» Es erstaunt denn auch nicht, dass der Funktionär der Gewerkschaft Unia nach dem seiner Meinung nach historischen Erfolg gegen die bürgerlichen «Rentenklauber» subito weiter agitieren will. Jetzt müssten die Pensionskassen und Lebensversicherer gezwungen werden, ihren unerträglich hohen Verwaltungsaufwand endlich transparent zu machen, forderte er via *Sonntagsblick*. Mehr Transparenz? Pardinis Gewerkschaft geht mit schlechtem Beispiel voran. Die Unia-Delegierten würgten mit 54 zu 47 Stimmen ein denkbar knappes Ja zur Rentenreform herbei. Dies unter Ausschluss von Journalisten, also in grösstmöglicher Intransparenz. (*rz*)

Barbara Steinemann (SVP), Nationalrätin aus Zürich, lässt nicht locker. Seit Wochen piesackt



Krise bewältigt: Christian Levrat.



Kurioser Fall: Tiana Angelina Moser.

sie Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** (SP) wegen der Beförderung des persönlichen Mitarbeiters **Vincenzo Mascioli** zum Vizedirektor des Staatssekretariats für Migration samt Verleihung eines Botschaftertitels. Letzteres, weil Mascioli den Bereich Internationale Zusammenarbeit leiten wird. Elegant habe das Departement bisher ihre Frage umschifft, ob die SP-Bundesrätin einer ihrer nahestehenden Personen, also Mascioli, einen lukrativen Posten zugeschanzt habe, findet Steinemann. Da habe sie einfach nachhaken müssen. Normal sei das nicht, dass ein Sekundarlehrer einen solchen Posten bekomme. (*hmo*)

SP-Präsident **Christian Levrat**, Freiburger Ständerat, kann schwerlich als Freund der FDP bezeichnet werden: Einst verspottete er die beiden FDP-Bundesräte als Stummfilm-Akteure. Als **Simonetta Sommaruga** nach ihrer Wahl in den Bundesrat nicht Wirtschaftsministerin wurde, bezichtigte Levrat den damaligen FDP-Parteichef **Fulvio Pelli** des Wortbruchs und der Lüge. Jetzt bekam Fraktionschef **Ignazio Cassis** ein paar Hiebe ab – weil seine Fraktion bei der umstrittenen Altersreform 2020 nicht

die von SP und CVP favorisierte Linie verfolgte. Vor der ultimativen Abstimmung drohte Levrat dem FDP Fraktionschef, das werde für ihn schwere personelle Konsequenzen haben. Will heissen: Man werde dies nicht vergessen, wenn Cassis Bundesrat werden wolle. Nach dem Sessionsschlusspfeiff traf sich das Duo dann im «Chez Edy» zur einer *Chropfleere*. Levrat habe seine nicht sehr elegante Attacke bedauert. Für Cassis ist damit die Krise bewältigt. (hmo)

Wie schön waren die guten alten Zeiten, als Feministinnen sich die BHs vom Leibe rissen und öffentlich verbrannten. Nostalgisch ahmten Juso-Chefin **Tamara Funciello** und einige Mitstreiterinnen die Vorbilder nach – und machten sich prompt strafbar. Denn das unkontrollierte Verbrennen von Büstenhaltern ist nicht erlaubt, weil darin enthaltene Plastik Schadstoffe freisetzt. Wer hätte gedacht, dass Feminismus und Ökologie derart in Widerspruch geraten können? (ky)

Seit die *Weltwoche* in einer Titelgeschichte über den Alkoholkonsum im Bundeshaus die «Weissweinfaktion» erwähnte, ist der Begriff zu einem geflügelten Wort geworden. Zum Abschluss der Frühjahrssession wuchs diese Fraktion wieder an. Bereits um 9 Uhr 10 am vergangenen Freitag, so berichten Mitglieder, sei der Weisse wieder geflossen. Gesichtet worden sei auch SVP-Nationalrat und *Weltwoche*-Chef **Roger Köppel**, so Parteikollegen. (gut)

Zur Pressekonferenz des «Wirtschaftskomitees gegen das Energiegesetz» am letzten Montag meldete sich auch **Marianne Zünd** an, die Leiterin der Abteilung Medien und Politik im Bundesamt für Energie. Muss man aus dieser Feindbeobachtung schliessen, dass Energieministerin Doris Leuthard etwa doch eine Abstimmungsniederlage fürchtet? (gut)

Nachruf



Versteckter Revolutionär: Musiker Berry.

Chuck Berry (1926–2017) — Es sei halt nur Rock 'n' Roll, «but I like it». Das sangen die Rolling Stones eigentümlich kleinlaut 1974, während einer ihrer Schaffenskrisen. Und es war dieses «nur», das den grossen Erfinder Chuck Berry sein ganzes Leben lang wie ein lästiger Schatten begleiten sollte. In den fünfziger Jahren war es die Musik, die zwar Teenager zum Kreischen brachte, aber doch in einer anderen kulturellen Thermik unterwegs war: etwas schlicht im Aufbau und wohl kaum zu vergleichen mit der komplexen Virtuosität von Jazzgrössen wie Charlie Parker, Thelonious Monk oder gar Miles Davis, die im kulturellen Wertekanon ungleich viel höher platziert waren als der Mann aus St. Louis. Zwar wurde anerkannt, dass es wohl Berry war, der aus Blues und Hillbilly den Rock 'n' Roll gezimmert hatte, aber den grossen Reibach machten andere: Elvis

Presley, Bill Haley, Jerry Lee Lewis und später eben die Stones, die Beatles, die Kinks, Simon and Garfunkel, die Beach Boys, The Who und Led Zeppelin ernteten die Früchte, und aus dem Saft wurde schliesslich Pop.

Vorerst übersehen wurde jedoch, dass der versteckte Revolutionär, der den «Duckwalk» und unzählige Riffs mit seiner Gibson erfunden hatte, auch einer der grossen Lyriker Amerikas war. Wenn er von dem jungen Analphabeten sang, der mit seiner Gitarre den Rhythmus der vorbeiratternden Züge aufnimmt («Johnny B. Goode»), oder von einer aufgebrezelten, süssen Sechzehnjährigen, die darum bittet, ein Rock-'n'-Roll-Konzert besuchen zu dürfen – Chuck Berry versorgte die Teenager der fünfziger und frühen sechziger Jahre mit Bildern, die ihre aufregenden Träume spiegelten.

In der Tradition von Wilhelm Busch beziehungsweise der amerikanischen Comic-Autoren entwarf Berry in seinen Songs scheinbar triviale, aber grelle Momentaufnahmen des Alltags, die sofort in Mark, Bein und Hirn drangen. Selbst der grosse Leonard Cohen bekannte später bewundernd: «All of us are footnotes to the words of Chuck Berry.» Dass es eher andere Interpreten waren, die vom Erfolg seiner Erfindungen profitierten, lag wohl an der Aura latenter Gesetzlosigkeit, die den Sohn eines Baptistendiakons immer umgaben. Am 18. März ist Chuck Berry in Saint Charles, Missouri, hochbetagt gestorben – betrauert vom Hochadel des Rock 'n' Roll. Bis zu seinem Tod hat er an einem neuen Album gearbeitet. Es heisst «Chuck» und soll demnächst erscheinen. *Thomas Würdehoff*

Arbeiten auf der Überholspur: das superschnelle Business Internet Fiber Power.



Nur **99.–**
pro Monat

Modem
kostenlos



upc.ch/business | Zur Überholspur
044 577 77 99



Sterben im Körbchen

Von Alex Reichmuth und Antje Kahl (Illustration) — Jährlich werden in der Schweiz Dutzende von Föten zu einem sehr späten Zeitpunkt abgetrieben. Immer wieder überleben Kinder einen solchen Abbruch und sterben kurz danach. Die Öffentlichkeit weiss praktisch nichts über solche Vorgänge.

Gesetzlich ist die Situation klar: Seit fünfzehn Jahren gilt in der Schweiz die Fristenlösung. Damit ist ein Schwangerschaftsabbruch bis zur zwölften Woche (von insgesamt vierzig Wochen) grundsätzlich straffrei. Der Grossteil der rund 10 000 Abtreibungen pro Jahr findet vor dieser Frist statt. Gemäss dem Bund erfolgen rund fünf Prozent aber zu einem späteren Zeitpunkt. 2015 waren es 489 Abbrüche. Laut Gesetz ist ein Abbruch nach der zwölften Woche nur erlaubt, wenn dadurch nach dem Urteil eines Arztes «die Gefahr einer schwerwiegenden körperlichen Schädigung oder einer schweren seelischen Notlage abgewendet werden kann».

Die Gefahr beziehungsweise die Notlage muss dabei umso gravierender sein, je fortgeschrittener die Schwangerschaft ist. Ein kleiner Teil der Spätabtreibungen erfolgt sogar nach der 22. Woche. Zu diesem Zeitpunkt ist ein Kind so weit entwickelt, dass es mutmasslich Schmerzen empfinden kann. Ab dann ist es zudem potenziell lebensfähig, kann also unter Umständen ausserhalb des Mutterbauchs dauerhaft überleben – medizinische Hilfe vorausgesetzt. 2015 wurden in der Schweiz 45 Schwangerschaftsabbrüche nach der 22. Woche registriert. Seit 2007 hat die Anzahl solcher Abtreibungen tendenziell sogar zugenommen (siehe Grafik).

«Um Verzeihung gebeten»

Bei Abbrüchen zu einem sehr späten Zeitpunkt der Schwangerschaft kommt es hin und wieder vor, dass das Kind lebend zur Welt kommt. Meist stirbt es wenige Minuten oder allenfalls Stunden nach der eingeleiteten Geburt – sei es, weil es wegen Missbildungen nicht lebensfähig ist oder weil seine Organe noch nicht genügend entwickelt sind. So schildert eine Hebamme, wie sie die Abtreibung eines Kindes in der 23. Schwangerschaftswoche miterleben musste, das die eingeleitete Geburt zwanzig Minuten überlebte. Der Chefarzt des Spitals setzte laut dieser Hebamme aber durch, dass der Fall als Totgeburt registriert wurde (siehe Seite 18).

Die Öffentlichkeit erfährt kaum je von den Kindern, die nach ihrer Abtreibung noch leben. Es gibt rare Ausnahmen: Die *Aargauer Zeitung* erzählte 2014 von einem Paar, das sein Kind wegen einer schweren Missbildung in der 25. Woche abgetrieben hatte. Der Bube überlebte die eingeleitete Geburt, wurde bekleidet und in ein Körbchen gebettet. «Wir haben ihn gestreichelt, geweint, uns ihm er-



klärt», berichteten Mutter und Vater. «Und wir haben ihn wieder und wieder um Verzeihung gebeten.» Das Kind starb nach zwei Stunden.

Ebenfalls 2014 erzählte eine Gynäkologin in der *Weltwoche* von unerwünschten Kindern, die lebend zur Welt kommen. Diese würden meist in einen Weidenkorb gelegt, mit einem Tuch abgedeckt und zum Sterben weggestellt. Schmerzmittel verhinderten, dass solche Kinder zu sehr litten. Sie sei nicht unglücklich darüber, so die Gynäkologin, dass sie wegen anderer Aufgaben den Tod solcher Kinder jeweils nicht begleiten müsse. Für Hebammen seien solche Fälle aber «eine riesige Belastung».

International sind Fälle dokumentiert, in denen Kinder eine Abtreibung dauerhaft überlebt haben und aufgewachsen sind. Schlagzeilen machte etwa Tim, ein deutscher Junge mit

Down-Syndrom, der 1997 im sechsten Schwangerschaftsmonat hätte sterben sollen. Die Mutter hatte die Abtreibung unter Suiziddrohungen verlangt. Das Kind wurde nach der Geburt zuerst nicht versorgt. Doch Tim starb nicht. «Als sein Körper schon auf 28 Grad abgekühlt war, schnappte er noch nach Luft», schrieb der *Spiegel* 2010. Erst dann gab es medizinische Hilfe für ihn. Später wurde Tim von einer Familie adoptiert. Er wuchs mit schweren Behinderungen auf, die nicht nur vom Down-Syndrom stammten, sondern auch daher rührten, dass sich nach der Geburt neun Stunden lang niemand um ihn gekümmert hatte.

In der Schweiz sind keine Zahlen bekannt, wie oft es vorkommt, dass ein Kind seine Abtreibung überlebt. Von anderen Ländern gibt es aber einige Informationen dazu. So ergab eine britische Studie 2007, dass bei Abbrüchen wegen Fehlbildungen 3,2 Prozent der Kinder lebend zur Welt gekommen waren. Erfasst worden waren über 3000 Abtreibungen von 1995 bis 2004. Die Kinder überlebten umso eher, je später in der Schwangerschaft die Abtreibung stattgefunden hatte. Bei Abbrüchen nach der 24. Woche kamen sogar zwanzig Prozent der Kinder lebend zur Welt. Insgesamt überlebten die Babys durchschnittlich achtzig Minuten lang, in sechs Fällen sogar mehr als sechs Stunden. Laut dieser Studie wurden Lebendgeburten im Laufe der Jahre immer seltener. Ihre Quote sank von 4,0 Prozent im Jahr 1995 auf 1,7 Prozent 2004.

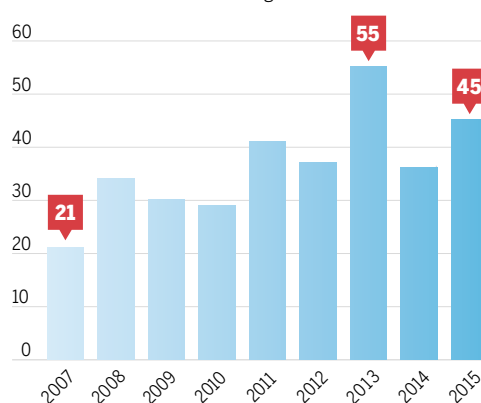
Abschied in den Armen

Aufschlussreich, was Lebendgeburten nach einer Abtreibung in der Schweiz angeht, ist eine Studie der Universität Basel von 2011 zu späten Schwangerschaftsabbrüchen. Sie beruht massgeblich auf Berichten von Ärzten und Hebammen. Vierzehn interviewte Fachpersonen gaben an, mindestens einmal erlebt zu haben, dass ein Kind mit Lebenszeichen zur Welt gekommen sei. Vier Befragte machten dazu die Angabe «Kommt häufig vor». Bemerkenswert war die Auskunft einer Hebamme: «Also die Kinder, bei denen ich dabei war und die späte Schwangerschaftsabbrüche gewesen sind, die haben immer gelebt, wenn sie auf die Welt gekommen sind.»

Gemäss der Empfehlung von Ärzten werden Kinder, die vor der 24. Woche mit Lebenszeichen zur Welt kommen (spontan oder wegen einer Abtreibung), nur palliativ gepflegt und beim

Späte Abtreibungen in der Schweiz

Abbrüche nach der 22. Schwangerschaftswoche



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Zunahme von späten Schwangerschaftsabbrüchen.

Sterben begleitet. Sie sind zu wenig weit entwickelt, um leben zu können. Die Basler Studie gibt Aufschluss darüber, was in Spitälern in Fällen von überlebenden Kindern passiert: Mehrere Befragte gaben an, die noch lebenden Kinder würden nicht allein gelassen, sondern von einer Hebamme gehalten. Laut der Studie reagieren viele Eltern, «wenn sie sich vom Schock erholt haben, dass das Kind den Schwangerschaftsabbruch überlebt hat», positiv darauf, wenn man ihnen das Kind in die Arme gibt und sie so Abschied nehmen können.

Der Grund, warum eine Schwangerschaft zu einem späten Zeitpunkt abgebrochen wird, ist oft eine schwere Fehlbildung beim Fötus. Viele solche Kinder hätten nie eine Chance, ausser-

Nebst medizinischen gibt es sogenannte psychosoziale Abbruchgründe.

halb des Mutterbauchs langfristig zu überleben. Zu solchen Fehlbildungen zählen etwa die Anenzephalie (fehlgebildetes Gehirn, offener Kopf) oder genetische Defekte wie Trisomie 13 und Trisomie 18 (nicht zu verwechseln mit Trisomie 21, dem Down-Syndrom). Bei anderen Fehlbildungen ist ein langfristiges Überleben zwar nicht ausgeschlossen, würde

aber ständiges Leiden mit sich bringen – wie etwa bei der Glasknochenkrankheit.

Manche Defekte entdeckt man erst spät

Da die pränatale Diagnostik immer feiner und zuverlässiger wird, müssen heute mehr werdende Eltern als früher über das Schicksal eines ungeborenen Kindes entscheiden. Die meisten Defekte können aber erst nach der zwölften Schwangerschaftswoche entdeckt werden, weil gewisse Organe vorher nicht ausgebildet sind. Abbrüche in solchen Fällen sind darum Spätabtreibungen. Solche gibt es auch, wenn die Schwangerschaft das Leben der Mutter gefährdet – zum Beispiel, weil sie krebskrank ist. Laut Christian Breymann, Gynäkologe an der Zürcher Hirslanden-Klinik und Professor an der Universität Zürich, entscheidet bei einer Abtreibung zu einem sehr späten Zeitpunkt kaum je ein einzelner Arzt alleine: «Wenn die Schwangerschaft schon weit fortgeschritten ist, wird immer im Team beraten.» Dabei würden auch Ethiker hinzugezogen.

Es gibt ohne Zweifel Fälle, in denen Kinder wegen weniger gravierender Fehlbildungen zu einem späten Zeitpunkt abgetrieben werden – sogar wegen Defekten, die unter Umständen therapierbar wären, etwa wegen eines Hydrozephalus (Wasserkopf) oder bestimmten Herzfehlern. Die Studie der Uni Basel



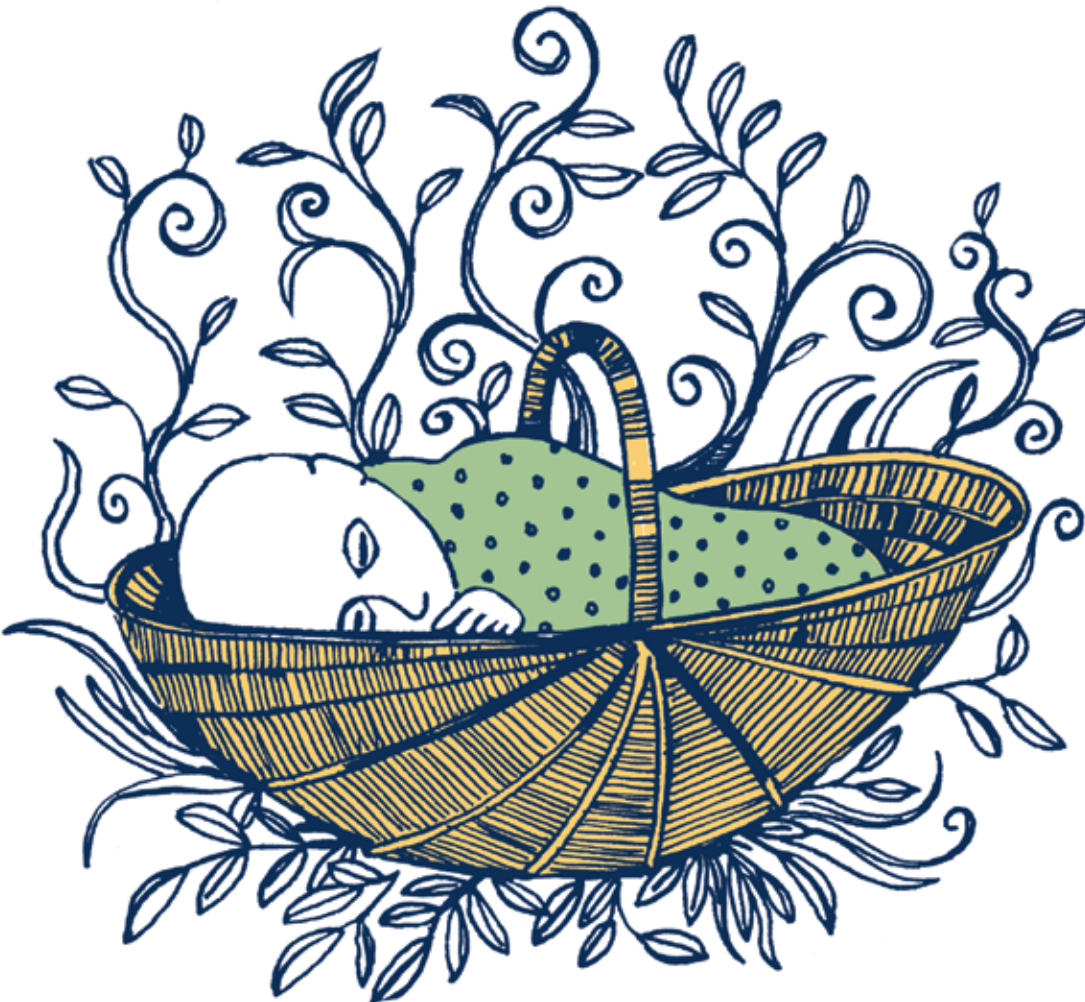
zitiert eine Ärztin: «Die Fälle, in denen das Kind eine Missbildung hat, die aber korrigierbar ist – das fällt mir sehr schwer.» Auch Gynäkologe Christian Breymann hat einen Fall miterlebt, der ihm zu schaffen machte: «Das war in Deutschland, wo ein Kind in der 32. Woche auf Druck der Eltern wegen eines Herzfehlers abgetrieben wurde, den man hätte operieren können.» Grundsätzlich seien Eltern oft eher pessimistisch gegenüber der Lebensperspektiven von Föten mit Fehlbildungen oder genetischen Defekten, so Breymann.

Föten mit Trisomie 21 (Down-Syndrom) werden in etwa neunzig Prozent der Fälle abgetrieben – viele davon nach der Zwölf-Wochen-Frist. Trisomie 21 führt zu geistiger Behinderung von sehr unterschiedlicher Schwere. Betroffene sind zeitlebens auf Unterstützung angewiesen, führen aber oft ein glückliches Leben. Für den Zürcher Allgemeinpraktiker André Seidenberg ist Trisomie 21 ein legitimer Abbruchgrund. Denn ein Kind mit Down-

Die Ärzte müssen dann alles tun, um das Kind zu retten.

Syndrom bedeute für die Eltern, lebenslang für dieses sorgen zu müssen. Seidenberg führt in seiner Praxis in Zürich jährlich etwa 300 Abbrüche durch, bis maximal zur 14. Woche. Für eine Abtreibung wegen Trisomie 21 nach der 20. Schwangerschaftswoche würde es aus seiner Sicht «schwerwiegende weitere Gründe» brauchen, wie etwa einen gravierenden Herzfehler. Herzprobleme sind bei Trisomie 21 häufig.

Nebst medizinischen gibt es sogenannte psychosoziale Abbruchgründe – auch für späte Abtreibungen. Abgebrochen wird die Schwangerschaft mit einem gesunden Kind zum Beispiel dann, wenn die Mutter noch lange nicht volljährig ist. Oder sie ist sonst nicht fähig, für ein Kind zu sorgen – etwa wegen Drogensucht. Oder sie will partout kein Kind austragen, auch nicht zwecks späterer Adop-



Erfahrungen

«Sein Herz schlug»

Hebamme Rebecca Sutter erlebte, wie ein abgetriebenes Kind lebend zur Welt kam.

«Der Fall ereignete sich vor fünfzehn Jahren. Eine Frau war in der 23. Woche schwanger. Der Fötus war gesund. Aber die Frau hatte geistige Einschränkungen und war bevormundet. Sie wollte das Kind eigentlich austragen und zur Adoption freigeben. Aber ihre Eltern hatten Angst davor, dass sie und ihre Tochter mit der Situation überfordert wären. Nach längerem Hin und Her gab die Frau ihr Einverständnis zu einem Abbruch. Sie bekam Medikamente, die die Geburt einleiten sollten. Aber das Kind wollte und wollte nicht zur Welt kommen. Schliesslich wurde der Frau ein Ballönchen eingeführt, um die Gebärmutter zu öffnen. Sechs Tage nach Einleitung der Geburt kam das Mädchen endlich zur Welt. Es bewegte sich nicht, war stumm und sah aus, als ob es schlief – ein herziges Geschöpf. Sein Herz schlug. Wir wickelten es in ein warmes Tuch und legten es in ein Körbchen. Die Mutter schaute es sich an und gab ihm sogar einen Namen. Für alle Beteiligten war die Situation sehr belastend. Ich war damals selber schwanger. Das Kind lebte noch zwanzig Minuten. Dann waren die Herztöne nicht mehr zu hören.

«Durch mein Handeln gestorben»

Nach dem Tod des Kindes machte ich einen Eintrag im Geburtenbuch des Spitals. Doch der Chefarzt kam und sagte, ich solle den Eintrag wieder löschen. Das Kind habe nicht gelebt nach der Geburt. Ich müsse es bei den Totgeburten registrieren. Natürlich wusste er, dass das nicht stimmte. Aber er hielt es für das Beste, es so zu regeln. Der Fall wurde also nie als Abtreibung verzeichnet. Seither misstrauere ich Zahlen über Schwangerschaftsabbrüche.

Ich war enttäuscht von der Gesellschaft, dass ein solcher Abbruch stattfinden konnte. Niemand hatte das Lebensrecht dieses Kindes anerkannt. Als Hebamme hatte ich keine Möglichkeit gehabt, mich diesem Erlebnis zu entziehen. Es war zwar nicht mein Entscheid gewesen, das Kind abzutreiben. Aber ich wusste, dass es auch durch mein Handeln gestorben war. Ich war froh, dass ich kurz danach in den Mutterschaftsurlaub gehen konnte. Nach der Geburt meiner eigenen Kinder bin ich nicht mehr in den Hebammenberuf zurückgekehrt.»

Aufgezeichnet von Alex Reichmuth



tionsfreigabe. Ein Arzt attestiert dann der Mutter, wie im Gesetz vorgesehen, eine «schwere seelische Notlage». In der Schweiz erfolgte 2015 fast die Hälfte aller Abtreibungen, die nach der zwölften Woche stattfanden und bei denen der Abbruchgrund erfasst wurde, wegen psychosozialer Ursachen.

Spritze direkt ins Herz

Sind Frauen schon mehr als vierzehn Wochen schwanger, werden Abtreibungen in der Regel medikamentös ausgelöst. Die Frauen nehmen dabei zuerst eine Tablette ein, die die

Ein politischer Vorstoss vom letzten Dezember bringt möglicherweise mehr Klarheit zum Thema.

Durchblutung der Plazenta hemmt. Viele Föten sterben danach bereits ab. Eine zweite Tablette löst Wehen aus und führt (meist) zur Ausstossung des Fötus. Dieser Geburtsvorgang ist für viele Föten, die bis dahin noch lebten, tödlich.

Besteht die Möglichkeit, dass das unerwünschte Kind lebend zur Welt kommt – was etwa ab der 20. Woche der Fall sein kann –, entscheiden sich Eltern und Ärzte oft zu einem vorgängigen «Fetozid», der Tötung des Fötus in der Gebärmutter. Eine häufige Methode ist dabei die Injektion von Kaliumchlorid direkt in das Herz des Kindes. Dieses steht dann augenblicklich still. Für den Arzt André Seidenberg ist ein Fetozid in vielen Fällen Pflicht. «Dass ein unerwünschtes Kind lebend zur Welt kommt und die Umgebung dann erleben muss, wie es stirbt, ist oft inakzeptabel», sagt er. Man müsse darum fast von einem «Kunstfehler» sprechen, wenn ein abgetriebenes Kind nach der 22. Schwangerschaftswoche lebend zur Welt komme, so Seidenberg.

Ob ein Fetozid aber ein Kind schont, ist nicht klar. In der Studie der Uni Basel wird eine Ärztin zitiert, die die Kaliumchlorid-Spritze als «nochmals grausamer» empfindet als die

medikamentöse Einleitung einer Geburt. Oder: «Eine Hebamme überlegt sich in diesem Zusammenhang, dass die Durchführung eines Fetozids in irgendeiner Form gesühnt werden könnte.» Gemeint ist Sühne im religiösen Sinn.

Mit einem Fetozid aber bleibt das Ableben des Kindes nicht nur unsichtbar. Es ist auch gewiss, dass es wirklich stirbt. Denn überlebt es die Geburt und ist es gleichzeitig potenziell lebensfähig, hat es wie alle Menschen Anrecht auf medizinische Hilfe. Die Ärzte müssen dann alles tun, um es zu retten – ungeachtet der ursprünglichen Tötungsabsicht. Schon bei normalen Frühgeburten ist die Entscheidung zwischen Retten und Sterbenlassen aber oft schwierig. Bei unerwünschten Kindern dürfte das Dilemma noch grösser sein.

«Zu sensibel» für den Europarat

Fälle von Kindern, die eine Abtreibung überleben, sind ein brisantes Thema. Doch eine Diskussion darüber wird zuweilen aktiv verhindert. So lehnte es der Europarat 2015 ab, darüber eine Debatte zu führen. Abtreibungsgegner hatten zuvor eine solche verlangt – und eine entsprechende Petition mit 224 000 Unterschriften eingereicht. Es war die bis anhin grösste Petition an den Europarat. Das Präsidium der Parlamentarischen Versammlung des Rates aber bezeichnete eine Debatte zum Thema als unangemessen. Zuvor hatte der Rechtsausschuss des Europarates die Petition als politisch «zu sensibel» bezeichnet. Sie sei geeignet, die Versammlung zu spalten.

In der Schweiz bringt möglicherweise ein Vorstoss vom letzten Dezember mehr Klarheit zum Thema. Nationalrat Erich von Siebenthal (SVP) wollte unter anderem wissen, wie viele Fälle bekannt seien, in denen «lebensfähige Neugeborene» nach einer Abtreibung dem Sterben überlassen wurden. Auch verlangte er Auskunft darüber, in welchen Fällen das Personal zu medizinischer Hilfe verpflichtet sei. Die Beantwortung durch den Bundesrat steht noch aus. ○



Abtreibungen, Kindstötungen

Von Christoph Mörgeli — Die Möglichkeiten der pränatalen Diagnostik stellen die Menschheit vor völlig neue ethische Probleme. Auch in der Geschichte waren ungeborenes wie geborenes Leben längst nicht immer geschützt.



Sphäre von Kurpfuschern und «Engelmacherinnen»: Abtreibung im Mittelalter.

Zwar gehört der Schutz des Ungeborenen im Christentum zu den Glaubensgeboten. Der römisch-deutsche Kaiser beurteilte 1532 die Abtreibung der «lebendigen» Frucht als Totschlag, sei er nun die Folge äusserer Gewalt von Schlägen auf den Bauch oder der Einnahme fruchtabtreibender Mittel. Dennoch finden sich in Kräuter- und Hebammenbüchern einschlägige Angaben über Pflanzen, Zäpfchen, Magie oder das Hüpfen. Sofern die Mutter überlebte, blieben Abtreibungen meistens unentdeckt.

Seit der Aufklärung sieht man in der abtreibenden Frau weniger die handelnde Mörderin als das verführte Opfer. Im 19. und 20. Jahrhundert anerkannten entsprechende Gesetze medizinische Gründe zur Abtreibung, nicht zuletzt, um diese der Sphäre von Kurpfuschern und «Engelmacherinnen» zu entziehen und in fachärztliche Hände zu legen. Vor allem Frauen- und Arbeiterbewegungen erhoben die politische Forderung nach Strafflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs, zumindest nach einer Fristenregelung. Doch es blieb umstritten, wann das eigentliche Leben beginnt und wer die entsprechenden Normen setzt.

Auch die Aussetzung oder Tötung Neugeborener, etwa von unehelichen oder missgestalte-

ten Kindern, galt in der «Peinlichen Gerichtsordnung» von 1532 als todeswürdiges Kapitalverbrechen. Es handelte sich hierbei um das häufigste aller Tötungsdelikte und findet sich in den Kriminalakten viel häufiger als die Abtreibung. Zumeist handelte es sich um ledige Mütter, die aus Armut, aus Furcht vor der Schande oder aus Angst vor dem Verlust der Arbeitsstelle ihr Neugeborenes erschlugen, erdrosselten, ertränkten oder bewusst vernachlässigten.

Ausgrenzung der Behinderten

In der frühen Neuzeit inszenierte die Obrigkeit die Hinrichtungen von Kindsmörderinnen als publikumswirksame Grossereignisse. Später überlegten sich Theologen, Politiker, Juristen und Mediziner, wie die Tötung von Säuglingen mit geeigneten Massnahmen verhindert werden könnte – etwa durch Erziehung zur Moralität beider Geschlechter, durch Vermeidung entehrender Strafen oder durch Entbindungshäuser, wo ledige Mütter kostenlos und einigermaßen anonym gebären konnten. In neuerer Zeit wurde die aussereheliche Schwangerschaft weitgehend enttabuisiert, während die Kindstötung nach wie vor schwere Strafen nach sich zieht.

In den Jahrtausenden vor der vorgeburtlichen Diagnostik wurden behinderte Kinder von ihren Müttern zur Welt gebracht, wenn sie nicht vorher abstarben. Für viele von ihnen folgte dann ein schwieriges Leben mit brutaler Ausgrenzung – in der ganzen Menschheitsgeschichte, teilweise noch im 20. Jahrhundert. Geistige und körperliche Behinderungen erklärte man als (verdiente) Folge übernatürlicher, teuflischer Kräfte. Da die Gesellschaft wie die Wissenschaft Handicaps und moralische Eigenschaften in Beziehung setzte, wurden Behinderte nicht nur abgesondert, gefangen gehalten und versteckt, sondern obendrein auch noch verhöhnt. Verschiedene Quellen bezeugen auch hierzulande Aussetzungen oder Tötungen behinderter Neugeborener im Mittelalter und in der Neuzeit.

Infolge der neuauftretenden «Rassenhygiene» oder «Erbgesundheitslehre» (Eugenik) wurden auch in der Schweiz Sterilisationen von geistig Behinderten durchgeführt. So bildete das entsprechende Waadtländer Gesetz von 1928 ein unrühmliches europäisches Novum. Die Eugenik als Prinzip der natürlichen Auslese konnte auf die Unterstützung bedeutender Schweizer Psychiater zählen, die sowohl der politischen Linken (Auguste Forel) wie der Rechten (Eugen Bleuler) angehörten. Noch wesentlich weiter gingen zwei Deutsche,

Sofern die Mutter überlebte, blieben Abtreibungen meistens unentdeckt.

der Nervenarzt Alfred Hoche und der Strafrechtler Karl Binding, die 1920 ihr berühmtes Buch über «Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens» veröffentlichten. Ihre Gedanken wirkten wegbereitend für die verbrecherischen Zwangsmassnahmen und die Morde des Nationalsozialismus, welche die Eugenik nachhaltig diskreditierten. Seit 1945 setzte sich darum zunehmend der Begriff «Genetik» durch.

Die neueren Methoden der pränatalen Diagnostik – Ultraschall- und Fruchtwasseruntersuchungen seit den sechziger Jahren, später Screenings und zuverlässige Bluttests – erzeugen erheblichen Druck auf die Eltern und stellen das Lebensrecht von Menschen mit schwerer Geburtsbehinderung in Frage. Im Grunde geht es wiederum um Euthanasie, also um Sterbehilfe für Unheilbare. Neu ist allerdings, dass

sich Behinderte und deren Organisationen gegen Diskriminierung wehren, mitdiskutieren und konkrete sozialpolitische Forderungen stellen. Die neue Bundesverfassung verankerte 1999 im Artikel 8 das Verbot, Menschen mit körperlichen, geistigen oder psychischen Behinderungen zu diskriminieren.

Unbeschränkte Fötustötung

Der Fortschritt biotechnologischer Verfahren verschafft dem Problem der überwunden geglaubten «Zuchtwahl» wieder eine breite, heftige Diskussion. Führt die Verbesserung der pränatalen Diagnostik irgendwann wiederum zu einer staatlich angeordneten Eugenik? Jedenfalls nehmen Schwangerschaftsabbrüche laufend zu, nachdem durch entsprechende

Führt die Verbesserung der pränatalen Diagnostik zu einer staatlich angeordneten Eugenik?

Diagnoseverfahren eine schwere Erkrankung, eine Behinderung, eine Entwicklungsstörung oder die Anlage zu einer Erkrankung festgestellt worden ist. Solche sogenannte embryopathische Indikationen fallen im Schweizer Strafgesetzbuch unter die allgemeine medizinische Indikation, welche die Gefahr einer schwerwiegenden körperlichen Schädigung oder einer schweren seelischen Notlage von der Schwangeren abwenden soll.

Diese Gefahr muss umso grösser sein, je fortgeschrittener die Schwangerschaft ist. Die Zwölfwochenfrist wird in diesem Fall nicht gefordert. Um der Gefahr des historisch belasteten eugenischen Denkens zu entgehen, nennt das Strafgesetz weder in Deutschland noch in der Schweiz eine Indikation der Keimschädigung. Um eine Abtreibung zu bewilligen, genügt also das Feststellen einer Behinderung nicht. In der Praxis scheinen solche Differenzierungen allerdings bedeutungslos, da ein behindertes Kind durchaus zu einer erwähnten «seelischen Notlage» der Frau führen kann. Hier geht Österreich etwas weiter, wo ein Abbruch erlaubt wird, wenn «eine ernste Gefahr besteht, dass das Kind geistig oder körperlich schwer geschädigt sein werde».

Da die Techniken der Diagnostik oft erst im fortgeschrittenen Schwangerschaftsstadium zuverlässige Rückschlüsse erlauben, kommt es tatsächlich häufig zu Abbrüchen in der Spätphase, bei denen die Schweizer Gesetzgebung keine Limite kennt. Die Vermeidung einer Lebendgeburt durch Injektion einer tödlichen Substanz oder durch Unterbindung der Nabelschnur gilt heute in der Schweiz als Standardverfahren. Die deutsche Bundesärztekammer hat solche Tötungen 1998 noch als inakzeptabel beurteilt, während die britische Gynäkologengesellschaft sie den Lebendgeburten ebenfalls vorzieht. ○

Philosophie

«Mensch ist, was Mensch wird»

Von Rico Bandle — Zu welchem Zeitpunkt hat ein Fötus das Recht zu leben? Die Frage der Abtreibung beschäftigt seit je die grossen Denker der Welt.



Raub der Seligkeit: ungeborenes Leben.

Im antiken Griechenland war die Sache noch klar: Selbstverständlich darf abgetrieben werden. Erst recht, wenn ein Kind behindert sein könnte. Da die Pränataldiagnostik vor 2500 Jahren noch weit entfernt war, empfahl Philosoph Platon: Eltern, die das günstige Zeugungsalter überschritten haben, sollen die Schwangerschaft abbrechen. Dadurch sollte die genetische Gesundheit des Volkes gewährleistet bleiben. Auch Aristoteles empfahl Abtreibungen zum Wohl der Gesellschaft: dann nämlich, wenn die Kinderzahl im Staat (oder in der Familie) zu gross war.

Bei den Römern galt der Fötus als Teil der Frau («portio mulieris») oder sogar als Teil ihrer Eingeweide («pars viscerum matris»). Die Mutter – beziehungsweise der Vater – hatte also das Recht zur vollen Verfügung über das ungeborene Kind.

Der Schweizer Philosoph Hans Saner schrieb 1974 anlässlich der Legalisierungsdebatte eine aufschlussreiche Abhandlung zum Thema.* Es sei zu einem grossen Teil dem «Auseinanderklaffen von Geschlechtstrieb und Zeugungswillen» geschuldet, dass der Mensch seit je Schwangerschaften abbreche – und zwar *nur* der Mensch. Von keinem Tier sei der Vorgang einer willentlichen Tötung der Leibesfrucht bekannt. Angesichts der in den 1970er Jahren hohen Abtreibungsquoten in Westeuropa –

auf eine Geburt kam fast ein Abort – kam Saner zum Schluss: «Spricht man ausserhalb des Rechts und wertfrei, so muss man festhalten: Der Schwangerschaftsabbruch ist heute ein ebenso übliches Verhalten der Geborenen zu den Ungeborenen wie das Gebären selber.»

Im römischen Recht wurde der Abort erst unter Strafe gestellt, als das Christentum zur Staatsreligion geworden war. Gemäss Saner galt für die Praxis erstmals unter Kaiser Konstantin dem Grossen (306 bis 337 n. Chr.) die Todesstrafe. Seither zählt in der Theologie der klassische Satz: «Homo est et qui est futurus» (Ein Mensch ist auch schon, was erst ein Mensch werden soll).

Diesen Grundsatz vertritt die katholische Kirche mit unterschiedlicher Strenge bis heute. Zum Teil wurde und wird die Abtreibung als schlimmere Sünde (Raub der Seligkeit) betrachtet als Mord; die gebärende Mutter dürfe nicht auf Kosten des Kindes gerettet werden.

Die heute gültige Fristenlösung – eine willkürliche Grenze, bis wann abgetrieben werden darf – erinnert an Aristoteles' Idee, dass ein Embryo schrittweise beseelt werde: der männliche am vierzigsten Tag nach der Zeugung, der weibliche am achtzigsten.

Der australische Philosoph Peter Singer sorgte 1979 für einen Skandal, als er in seinem Buch «Praktische Ethik» erklärte, auch die Tötung von Neugeborenen sei moralisch legitim: «Die Tötung eines behinderten Säuglings

Zum Teil wurde und wird die Abtreibung als schlimmere Sünde betrachtet als Mord.

ist moralisch nicht gleichbedeutend mit der Tötung einer Person. Sehr oft ist sie überhaupt kein Unrecht.»

Mit dieser Haltung vertritt er eine Minderheitenposition, kaum jemand stimmt ihm öffentlich zu. Mit seiner grundsätzlichen Einschätzung zur Abtreibung vertritt Singer aber genau die heutige gängige Praxis, zumindest bis zur zwölften Schwangerschaftswoche: «Ein Embryo hat kein Recht auf Leben. Es ist nicht falsch, ihn zu verwerfen, wenn man ein Kind mit Genen, die zu einer Behinderung führen, nicht will.»

*Hans Saner: Der Fötus ist noch nicht ein Mensch. Philosophische Überlegungen zum Problem der Abtreibung. In: Vorgänge (Magazin der Humanistischen Union), Nr. 10, Heft 4, 1974

«Es gibt oft Tränen»

Von Alex Reichmuth — Spätabtreibungen würden nur nach gewissenhaften Abwägungen durchgeführt, sagt Roland Zimmermann, Leiter der Klinik für Geburtshilfe am Universitätsspital Zürich.

Herr Zimmermann, gibt es am Universitätsspital Zürich Babys, die nach einem Schwangerschaftsabbruch lebend zur Welt kommen?

Ja, das kommt vor – so wie in jedem Spital, das Abtreibungen durchführt. Bei späten Abbrüchen wird in der Regel vorzeitig die Geburt eingeleitet. Da eine Geburt ein natürlicher Vorgang ist, überrascht es nicht, dass manche Kinder sie überstehen. Es gibt bei uns allerdings viel mehr Fälle, in denen erwünschte Kinder zu früh auf die Welt kommen und dann sterben.

In welchen Situationen nimmt das Universitätsspital Zürich späte Abtreibungen vor?

Das sind einerseits Situationen, wenn beim Fötus schwere Missbildungen oder genetische Defekte festgestellt worden sind. In vielen Fällen ist das Kind nicht lebensfähig und stirbt sowieso früher oder später. Man entscheidet sich dann nicht für den Tod des Kindes, sondern nur dafür, dass der Tod früher kommt. In anderen Fällen könnten Kinder mit Missbildungen oder Defekten zwar überleben, aber nur unter ständigem Leiden. Oder ein solch beeinträchtigtes Kind wäre eine schwere Belastung für die Eltern. Daneben gibt es Abbrüche aus psychosozialen Gründen. In solchen Fällen gibt es zwar kein medizinisches Problem, aber die Mutter ist aufgrund ihrer sozialen Situation oder ihres psychischen Zustands nicht in der Lage, für ein Kind zu sorgen. Am Universitätsspital Zürich führen wir aber nie Abbrüche nach der 22. Schwangerschaftswoche durch, wenn der Fötus gesund ist.

Wer entscheidet, ob abgetrieben wird?

Unabdingbare Voraussetzung ist natürlich, dass die Frau einen Abbruch verlangt. Ist die Schwangerschaft schon weit fortgeschritten, beurteilt dann ein Team aus Geburtshelfern, Neonatologen und Hebammen, ob die gesetzlichen Voraussetzungen für einen Abbruch gegeben sind. Abtreibungen nach der 12. Woche sind nur erlaubt, wenn damit eine schwere körperliche Schädigung oder eine schwere seelische Notlage abgewendet werden kann. Weiter prüft das Spital Alternativen zum Abbruch. Eine solche kann etwa sein, dass die Frau das Kind austrägt und zur Adoption frei gibt. Oder wir diskutieren mit den Eltern, ob das Leben mit einem behinderten Kind für sie nicht doch zumutbar wäre. Eventuell bringen wir sie mit anderen Eltern in Kontakt, die schon ein Kind mit einer



«Heikler Entscheid»: Klinikleiter Zimmermann.

entsprechenden Behinderung haben. Schliesslich müssen wir uns als Spital fragen, ob ein Abbruch unseren Ruf beeinträchtigen könnte. **Gab es Fälle, in denen ein Abbruch wegen des Reputationsrisikos abgelehnt wurde?**

Nein. Wir hatten jedoch einen Fall, in dem die Eltern einen Abbruch wünschten, weil der Fötus eine Lippen-Kiefer-Gaumenspalte hatte, im Volksmund «Hasenscharte» genannt. Heutzutage ist dieses Problem nach der Geburt aber operativ relativ einfach beherrschbar, so dass optisch kaum etwas sichtbar bleibt. Doch in erwähntem Fall war es sehr schwierig, weil die Eltern das Kind partout nicht wollten. Die Mutter war psychisch unter grosstem Druck. Das Kind auszutragen und anschliessend zur Adoption freizugeben, war für sie ebenfalls keine Alternative. Sie hat uns dann aber mitgeteilt, dass sie den Abbruch im Ausland vornehmen wolle. Wir sind so um einen heiklen Entscheid herumgekommen.

Gibt es sonst Gründe, warum das Spital einen Abbruch ablehnt?

Ja, wir lehnen immer dann ab, wenn wir erkennen, dass die Frau das Kind eigentlich haben möchte. Nicht selten will der Mann einen Abbruch und bedrängt die Frau entsprechend.

Was passiert, wenn ein Kind nach einer eingeleiteten Geburt zwecks Abtreibung lebend zur Welt kommt?

Das sind immer Fälle, in denen das Kind keine Überlebenschance hat – sei es wegen seiner Fehlbildungen oder genetischen Defekten, oder sei es, weil der Abbruch vor der 22. Woche stattfindet. Wenn die Mutter einverstanden ist, geben wir ihr das Kind auf die Brust, wo es

meist nach kurzer Zeit einschläft. Manche Kinder sind allerdings geradezu monströs missgebildet. Das Team muss dann die Mutter behutsam auf seinen Anblick vorbereiten, falls sie es bei sich haben will. Unsere Hebammen kleiden verstorbene Kinder in winzige Kleidungsstücke, die sie selber genäht haben. In jedem Fall werden Fotos von ihnen gemacht.

Warum?

Es gibt Frauen, die das Kind nicht sehen wollen, später aber wegen des Abbruchs psychische Probleme haben. Dann kann es für sie unter Umständen hilfreich sein, Bilder des Kindes zu betrachten, um die Situation bewältigen zu können.

Gibt es Abbrüche, bei denen das Spital einen unerwünschten Fötus vor der eingeleiteten Geburt tötet?

Ja, in seltenen Fällen entscheiden wir uns für einen solchen Fetozid. Es sind ausschliesslich Abbrüche nach der 22. Woche, wenn das Kind potenziell längere Zeit überleben könnte.

Das Kind wird dann in der Gebärmutter mittels einer Spritze ins Herz getötet. Können Sie das verantworten?

Wie erwähnt, führen wir Abbrüche zu einem so späten Zeitpunkt nur durch, wenn ein grosses medizinisches Problem beim Kind vorliegt, das eine schwerwiegende seelische Notlage bei der Mutter verursacht. Ohne Abbruch würde das Kind nach der Geburt möglicherweise noch Monate oder viele Jahre leiden. Ein Fetozid ist vergleichbar mit aktiver Sterbehilfe bei einer unheilbaren Erkrankung – ist aber legal, weil ein Fötus nur eingeschränkten Rechtsschutz hat. Aber solche Entscheidungen sind natürlich nie leicht und gehen mit vielen Tränen der Eltern und manchmal auch der Ärzte und Hebammen einher.

Wie halten Sie es mit Abbrüchen wegen Trisomie 21, dem Down-Syndrom?

Kinder mit Down-Syndrom sind grundsätzlich lebensfähig, bedeuten aber meist eine lebenslange Belastung für die Eltern. Allerdings gibt es wesentlich schwerere Entwicklungsstörungen bei Kindern. Abbrüche wegen Trisomie 21 zu einem späten Zeitpunkt sind dennoch nicht komplett ausgeschlossen – etwa, wenn die Frau wegen des Down-Syndroms ihres Kindes schwere psychische Probleme hat. Aber die Schwelle für Spätabbrüche liegt hier sehr hoch.

Roland Zimmermann ist Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe.

Netter Kerl für die Migros

Von Christoph Mörgeli

Die Wahl des neuen Migros-Chefs verlief spannend: Deutschschweizer gegen Romand. Älterer gegen Jüngeren. Forsch zupackende gegen zurückhaltende Art. Leiter von Migros Zürich gegen Departement Personnelles, Kulturelles, Soziales und Freizeit. Jörg Blunschli gegen Fabrice Zumbrunnen. Gewählt wurde Fabrice, der personell-kulturell-soziale Freizeitler und ausgebildete Soziologe aus La Chaux-de-Fonds. Gemäss *NZZ am Sonntag* stand er beim Wahlgremium im Ruf, ein «netter Kerl» zu sein. Wie beruhigend. Oberste Führungskraft des grössten privaten Arbeitgebers der Schweiz mit hunderttausend Mitarbeitern wird für Jahrzehnte ein netter Kerl.

Dieses Resultat ist typisch für die Genossenschaft Migros, wo Regional- und Spartenfürsten dafür sorgen, dass ihr Chef im Zweifelsfall lieber nett als stark sein soll. Dennoch scheint dieses Resultat untypisch angesichts der Erfolgsgeschichte der Migros. Pierre Arnold und Jules Kyburz waren nicht «nett». Und auch Gottlieb Duttweiler, der 1925 die Migros gegründet hat, war vieles: Charismatiker, Verkäufer, Kaufmann, Patriot, Parteigründer, Volksheld – aber eines war er ganz sicher nicht: ein netter Kerl. Oder hätte ein netter Kerl im Bundeshaus aus Protest mit einem Stein eine Scheibe eingeworfen? Eher nein. Denn ein netter Kerl schlägt zwar keine Laternen ein. Aber er zündet auch keine Laternen an.

Allzu oft werden Nette zur Gefahr für jene, die sie eigentlich führen, mitreissen und voranbringen sollten. Nicht nur in der Wirtschaft, auch in der Politik wimmelt es gegenwärtig von Netten. Es sorgte für ein Erdbeben der Empörung, als die mittlerweile hundertjährige SVP 1995 die Verantwortung für Asylmissbrauch, offene Drogenszene, höhere Kriminalität, steigende Steuern oder Verlust von Unabhängigkeit und Freiheit den «Linken und Netten» zuordnete. Diese «Netten» gibt es nach wie vor in den Mitteparteien, deren Exponenten sich von SP und Grünen leider bis in die Gegenwart vorführen lassen: einmal bei der Energiestrategie, dann bei der Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative und soeben bei der Rentenreform. Die Linken sind nicht nett. Und darum gegenwärtig zum Schaden des Landes viel zu erfolgreich.

Wo Führung gefragt ist, wo Verantwortung getragen werden muss, reicht Nettigkeit nicht aus. Man kann ja immer noch nett sein zu all jenen, die einen nichts angehen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Rösti ab nach Südaustralien

Von Peter Bodenmann — Technikverliebte Schweizer kauften 2015 mehr Tesla S als Mercedes S.



Elektroschocks: Tesla-Gründer Musk.

Kann man heute mit Wind und Sonne günstiger Strom produzieren als mit Gas, Kohle oder Atom? Niemand kann dies im Ernst bestreiten. Der schnelle ökologische Umbau muss zwei Probleme lösen. Erstens Flatterstrom, zweitens Dunkelflauten.

Der australische Ministerpräsident Malcolm Turnbull ist – wie US-Präsident Donald Trump – ein Kohle-Mann. Beide Klimaleugner wollen die neuen erneuerbaren Energien abwürgen. Im fortschrittlichen Bundesstaat Südaustralien leben 1,7 Millionen Menschen. Südaustralien produziert bereits heute 40 Prozent des Stroms umweltfreundlich mit Sonne und Wind. Nicht ganz problemfrei, weil es immer wieder zu Stromunterbrüchen kommt. Die regionale Regierung will das Problem schnell und effizient lösen:

Massnahme 1 — Ein Gaswerk mit einer Leistung von 250 Megawatt soll kurzfristig Strom liefern, falls die Sonne nicht scheint und gleichzeitig der Wind nicht bläst.

Massnahme 2 — Eine Mega-Batterie soll mit einer Leistung von 100 Megawatt das Problem des Flatterstroms lösen.

Südaustralien hat einen Fonds geschaffen, um mit 500 Millionen Franken den Ausbau der neuen erneuerbaren Energien sicherzustellen. Elon Musk ist bereit, für 250 Franken pro Kilowattstunde eine grosse Batteriefarm zu liefern.

Wenn er dies nicht innerhalb von hundert Tagen schaffe, sei seine Batterie gegen den Flatterstrom gratis. Eine stationäre, gutgekühlte Batterie kann man mindestens 7000 Mal laden und entladen. Die Zusatzkosten pro gespeicherte und wieder ins Netz eingespeiste Kilowattstunde liegen bei nur fünf Rappen. Ein Pappenstiel.

Lange lachte die Autoindustrie über die Elektroautos von Tesla. Nirgends sind die heissen Schlitten begehrter als in der Schweiz. Dank dieses Elektroschocks haben Mercedes und BMW die Aufholjagd gestartet. Genau gleich wird es den Klimaleugnern Trump und Turnbull gehen. Sie werden sich der normativen Kraft des technischen Fortschritts beugen müssen.

Wie steht es um die Schweiz, verglichen mit Südaustralien? Wir produzieren wenig Strom mit Sonne und Wind. Die Schweizer Stromproduzenten investieren aber im Ausland massiv in die Windkraft. So, wie sie sich einst an französischen Atomkraftwerken beteiligten.

Albert Rösti ist Präsident des Schweizerischen Wasserwirtschaftsverbandes. Er begreift nicht, dass die bestehenden Speicherkraftwerke der Alpen die Batterien der Zukunft sind. In Kombination mit Schweizer Windkraft im Ausland. Stattdessen will Rösti die Wasserzinsen mehr als halbieren. In den Alpen wird sich Widerstand gegen diese SVP-Rösti formieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Erweckungsbewegungen

Von Kurt W. Zimmermann — Können Journalisten den Journalismus retten? Man könnte auch fragen: Können Priester die Kirche retten?

Es gibt die Baptisten, die Adventisten, die Evangelisten und die Methodisten. Und neuerdings gibt es die Journalisten.

Wir reden von Erweckungsbewegungen. Alle Erweckungsbewegungen haben eines gemeinsam. Sie rufen zur «Umkehr» auf. Die Umkehr wird nötig, wenn die offizielle Kirche den Pfad des Evangeliums verlassen hat.

Derzeit sind die Schweizer Medienhäuser auf den Irrweg abgedriftet.

«Die grossen Verlage sind aus dem Journalismus ausgestiegen», sagen die beiden Journalisten Constantin Seibt und Christof Moser. Seibt war so etwas wie der Starreporter des *Tages-Anzeigers*. Moser war so etwas wie der Starreporter der *Schweiz am Sonntag*. Beide haben gekündigt und bauen nun eine Online-Konkurrenz zu den Angeboten der Medienhäuser auf. «Wir müssen den Journalismus den Journalisten zurückgeben», sagen sie. «Wir müssen die Demokratie am Leben erhalten», sagen sie.

Das tönt etwas priesterlich, aber priesterliche Liturgie gehört zum Marketing von Erweckungsbewegungen. Seibt und Moser sind derzeit jedenfalls das grosse Thema, wann immer zwei oder mehr Journalisten bei einem Bier zusammensitzen. Die Branche idealisiert sie als wärmenden Gegenentwurf zur kalten Medienindustrie. Dutzende von Berufskollegen haben sich Seibt und Moser als Mitarbeiter angeboten.

Die beiden sind tatsächlich gute Marketingprofis. Dass die Grossverlage aus dem Journalismus ausgestiegen sind, ist eine derart zugespitzte These, dass sie wirklich nur von zwei abgehärteten Medien-Routiniers ersonnen werden konnte. Allein Tamedia und Ringier, die beiden Marktführer, beschäftigen derzeit 1900 Journalisten. Das sind doppelt so viele wie vor zehn Jahren.

Der Unterschied zu früher ist ein anderer. Vor zehn Jahren machten die grossen Verlage neunzig Prozent ihres Gewinns mit gedruckten Blättern und gedruckter Werbung. In diesem Jahr machen sie damit noch dreissig bis vierzig Prozent. Das Geld kommt stattdessen aus Online-Aktivitäten, vor allem von digitalen Marktplätzen, auf denen Autos, Immobilien, Stellen, Mode und Bratpfannen vermarktet werden.

Mit dem Erlös aus den profitablen Online-Märkten, und hier setzt die Kritik der Erweckungsbewegung ein, kaufen die Grossverlage zusätzliche, profitable Online-Märkte. Sie stellen mit dem Erlös nicht zusätzliche, un-



Bettelbrief: Journalisten Seibt (l.), Moser.

profitable Journalisten ein. Sie haben damit das Evangelium der unbefleckten Publizistik verlassen.

Das Problem ist nur, dass die Umkehr kein unternehmerisches Konzept ist. Umkehr ist immer ein Zurück zu vergangenen Geschäftsmodellen.

Die Baptisten, die Adventisten, die Evangelisten und die Methodisten sind darum unablässig auf der Jagd nach Spendengeldern. Spenden sind die Finanzierungsform von Angeboten, die der Markt nicht trägt.

Auch Seibt und Moser sind derzeit auf Spendenjagd. 3,5 Millionen Franken sind ihnen schon zugesichert, weitere 3,5 Millionen brauchen sie noch.

Alle idealistischen Publizistikprojekte von Journalisten leben von Spenden. Die linke *Wochenzeitung* ist das älteste Beispiel, aber auch sie braucht bis heute Gönnerbeiträge, um zu überleben. Die Basler *Tageswoche* wiederum hängt hoffnungslos an der Infusionsspritze ihrer Mäzenin, der Roche-Erbin Beatrice Oeri. Rund ein Dutzend Online-Plattformen, die von Journalisten gegründet wurden, gibt es zudem in der Schweiz. Sie heissen Tsüri.ch oder Coup-magazin.ch oder Journal-b.ch oder Zentralplus.ch. Alle leben von Spenden. Der Markt finanziert sie nicht.

Es ist die Regel im Gewerbe. Jede Erweckungsbewegung beginnt mit einem Bettelbrief.

Feiner Stil

Von Henryk M. Broder — Widerstand gegen Lesung von Thilo Sarrazin.

Düsseldorf ist auch nicht mehr das, was es einmal war oder zu sein vorgab: eine vornehme Metropole, die kleine Schwester von Paris. Jenseits der Königsallee kann man die Folgen des wirtschaftlichen Niedergangs des einst reichsten Bundeslandes besichtigen. Das «Maghreb-Viertel» in Oberbilk hinter dem Hauptbahnhof ist ein «sozialer Brennpunkt», dort leben viele Zuwanderer aus Nordafrika. In Unterbilk dagegen ist die Welt noch in Ordnung. Hier residiert die Landesregierung, umgeben von Modeboutiquen und Feinkostläden. Dazu gehört auch die Weinbar «Feinstil», sie hat sich auf badische Weine spezialisiert; dazu gibt es täglich Flammkuchen, Schinken und Käseplatten und alle paar Wochen ein Konzert oder eine Lesung. Am 3. Mai wird die ehemalige Justizministerin, Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, aus ihrem Buch «Haltung ist Stärke» vorlesen, am 18. Mai Thilo Sarrazin sein neuestes Werk, «Wunschdenken», vorstellen.



Nun hat eine Bürgerinitiative, die unter dem Namen «Nachbarschaft ohne Rassismus» auftritt, einen offenen Brief an die «Feinstil»-Bar verfasst und auf Facebook veröffentlicht. Darin heisst es unter anderem: «Wir möchten Ihnen mitteilen, dass wir Herrn Sarrazin nicht kritik- und widerstandslos dieses Podium einräumen werden. Wir fordern, dass die Veranstaltung abgesagt wird.» Sarrazin trage «entschieden zur Stärkung und Verbreitung rechter Gedanken in der Mitte der Gesellschaft bei», er diffamiere «Menschen und Menschengruppen als minderwertig»; solchen Ansichten, «die unsachlich und falsch sind», dürfe man «keinen neuen Raum geben», Sarrazins «Nationalismus» sei eine Antwort «auf die Abstiegsängste der bedrohten weiss-deutschen Mittelschichten». Der offene Brief endet so, wie er begann – mit einer offenen Drohung: «Wir werden einen Auftritt von Thilo Sarrazin nicht ohne Widerspruch hinnehmen.» Wie dieser «Widerspruch» aussehen könnte, ist leicht zu erraten. Die deutsche Antifa kämpft gegen alles, was ihrem Verständnis nach «falsch und unsachlich» ist, wobei sie auch vor Gewalt nicht zurückscheut. Die Geschäftsführerin der Weinbar reagiert auf diese Ankündigung mit feinem Stil. «Die Lesung wird stattfinden, wenn nicht sogar eine zweite, denn der Zuspätspruch nicht links denkender Menschen ist höher als der Widerstand.»



Selbstverständnis der Parlamentarier: Nationalrat Aebischer (SP).



Härtere Gangart: Nationalrat und Kommissionspräsident Müri (SVP).

Jagd auf Sitzungsgelder

Weil Kommissionspräsident Felix Müri zwei Sitzungen ausfallen liess, veranstalten SP- und CVP-Nationalräte einen Aufstand. Wenn es darum geht, Pfründen zu sichern, werden Politiker erfinderisch. *Von Hubert Mooser*

Der Präsident der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) des Nationalrates, Felix Müri (SVP), ist ein bodenständiger und pragmatisch denkender Politiker. Der Luzerner liess im Januar die WBK-Kommissionssitzungen ausfallen, weil behandlungsfähige Geschäfte fehlten und die Sitzungsdaten mit dem World Economic Forum (WEF) in Davos zusammenfielen. «Wir konnten dadurch 50 000 Franken an Sitzungsgeldern sparen.» Aber er hat damit in ein Wespennest gestochen.

Kommission soll Ausflüge organisieren

Wenn es um die eigenen Pfründen geht, verstehen die WBK-Mitglieder keinen Spass. Aber noch mehr fürchten die Politiker, auch wenn das offen keiner zugibt, das Beispiel könne am Ende sogar Schule machen. Zumal Präsident Müri unbeeindruckt sagt: «Wenn es nichts zu tun gibt, werde ich auch künftig Sitzungen ausfallen lassen.»

Zurzeit erlebt die WBK etwas flauere Zeiten. Ihr Kernthema Bildung hat in Bern keine Hochkonjunktur. Die grossen Geschäfte wie die Botschaft zur Förderung von Bildung, Forschung und Innovation (BFI), wo es um die Verteilung von 26 Milliarden Franken an Hochschul- und Forschungseinrichtungen ging, sind abgehakt. Das andere zentrale

Geschäft, die Kulturbotschaft – sie bringt eine Milliarde Subventionen für Kulturschaffende –, ist ebenfalls abgearbeitet. Grosse Brocken hat die WBK vorerst keine in der Pipeline. Die Mitglieder der WBK des Nationalrats sind also etwas unterbeschäftigt, und das vertragen nicht alle gleich gut. Das bekommt nun Präsident Müri zu spüren.

Bildungspolitiker aus dem Mitte-links-Lager, konkret Mathias Reynard (SP, VS), Kathy Riklin (CVP, ZH), Jonas Fricker (Grüne, AG), Rosmarie Quadranti (BDP, ZH) und Isabelle Chevalley (GLP, VD), beschwerten sich in einem Brief an Müri über das Streichen der beiden Sitzungstage im Januar.

Es sei bedauerlich, schrieben sie, dass nicht mindestens eines der beiden vorgesehenen Kommissionsdaten berücksichtigt worden sei. Man spreche mit der BFI-Botschaft viel Geld für Forschung und Innovationen. Die weitere Begleitung dieser Geschäfte, in Form von Besuchen bei den Geldempfängern, beim Cern in Genf, bei der landwirtschaftlichen Forschungsanstalt Agroscope oder bei Einrichtungen der ETH in Lausanne und Zürich, sei folglich ein Gebot der Stunde. «Wie soll man über ein Geschäft beraten, wenn man nur Papier hat und nicht weiss, wie es draussen aussieht?», findet Müris Amtsvorgänger in der WBK, Nationalrat Matthias Aebischer (SP, BE).

Die Einwände mögen teilweise berechtigt sein, der Brief der WBK-Mitglieder gewährt aber auch einen seltenen Blick in das Selbstverständnis der nationalen Parlamentarier in Bern. Er zeigt exemplarisch auf, wie sich das Parlament zur Sicherung der eigenen Pfründen Scheinaktivitäten organisiert. So enthält der Brief eine lange Liste mit Themen, die Müri auf die Agenda der WBK setzen sollte. Kampf gegen Doping im Spitzensport, landwirtschaftliche Berufsbildung, Bienenschutz, Gleichstellung von Mann und Frau, lebenslange Weiterbildung, Urheberrecht, Digitalisierung der Gesellschaft, Aktionsplan zur Sportförderung, Tierversuche an Schweizer Hochschulen.

«Das sind Anregungen, mehr nicht», verteidigt sich Kathy Riklin, die sich gegen den Vorwurf wehrt, ihr und ihren Mitstreitern gehe es vor allem um die Sitzungsgelder. Sie sei nicht abhängig vom Sitzungsgeld, und das Streichen von Sitzungsterminen störe sie auch nicht, zumal sie im Januar selber am WEF gewilt habe und folglich an der fraglichen Sitzung ohnehin nicht teilgenommen hätte. Man fragt sich allerdings, weshalb die Zürcherin dann ihre Unterschrift unter das Papier setzte.

Ein anderer Wortführer des rot-schwarz-grünen Aufstandes in der WBK ist der Walliser SP-Nationalrat Mathias Reynard, Sekundar-

lehrer aus Savièse. «Wir haben mit der letzten BFI-Botschaft 26 Milliarden Franken für Forschung und Innovation beschlossen», betont Reynard. «Also ist es wichtig, dass wir uns vor Ort über die Verwendung dieser Gelder informieren.»

In der Regel sind für die Kommission zwei Sitzungstage pro Monat vorgesehen. Flauere Zeiten gibt es aber immer wieder. Dann hilft man sich mit kleinen Tricks über die Runden. Ein früherer Kommissionspräsident sagt, wie man dabei vorgeht. Man fängt am ersten Tag gegen Mittag an und hört am darauffolgenden Tag ebenfalls gegen Mittag auf. Den Parlamentariern werden so zwei Tage gutgeschrieben, obschon sie tatsächlich knapp einen Tag gearbeitet haben. Es werden aber auch Besichtigungen und Reisen im In- und Ausland organisiert oder angebliche Experten eingeladen und aufgesucht.

Endlos ziehen sich zuweilen die Beratungen in den Kommissionen dahin. Die Altersvorsorge 2020 ist ein Schulbeispiel dafür: Gegen 170 Stunden hat das Parlament beraten, über fünfzig Rapporte angefordert, und am Schluss drehte sich alles bloss um die Frage, ob Neurentner 70 Franken mehr Rente erhalten sollen.

Besonders die Aussenpolitischen Kommissionen (APK) von National- und Ständerat bieten gewissermassen Anschauungsunterricht darin, wie man mit selbstorganisierten

Man fängt gegen Mittag an und hört am darauffolgenden Tag ebenfalls gegen Mittag auf.

ufer- und ziellosen Debatten und Fragestellungen die Zeit während zweier Sitzungstage ausfüllen kann. Aussenminister Didier Burkhalter (FDP) bringt selten ein behandlungsreifes Geschäft in die APK, meistens sind es dicke Rapporte über die aussenpolitischen Aktivitäten seines Departements. Bei zentralen Geschäften wie der Gestaltung der künftigen Beziehungen zur EU lässt sich der Aussenminister vom Parlament ausserdem nicht in die Karten blicken und noch weniger dreinreden.

Die Sicherheitspolitischen Kommissionen von National- und Ständerat machen dagegen mit Ausflügen im Bundesratsjet zur Kfor-Friedenstruppe in den Kosovo und Helikopterflügen an das WEF in Davos von sich reden, wie die *Sonntagszeitung* unlängst berichtete. Das blieb nicht ohne Folgen: Kaum zurück aus dem Kosovo, verfasste zum Beispiel einer der Reisetilnehmer, Ständerat David Zuberbühler (SVP, AR), im *St. Galler Tagblatt* eine Eloge über den umstrittenen Auslandseinsatz der Schweizer Truppe im Kosovo.

SP-Mann Matthias Aebischer liess nach eigenen Angaben auch schon einen von zwei monatlichen Sitzungstagen ausfallen, wenn es

an Arbeit fehlte. Aber erst seit in den meisten Fachkommissionen SVP- und FDP-Politiker das Sagen haben, herrscht ein etwas strengeres Effizienzregime.

Rigoros streicht etwa die Präsidentin der nationalrätlichen Verkehrskommission, Natalie Rickli (SVP), einen von zwei vorgesehenen Sitzungsterminen, wenn die Arbeitsbelastung tief ist. Fünf Sitzungstage habe sie in ihrer bisherigen Amtszeit gestrichen, sagt sie. Auch die Präsidentin der Sicherheitskommission (SiK) des Nationalrates, FDP-Nationalrätin Corina Eichenberger, bemüht sich um eine straffere Zeiteinteilung. Demnächst berät die SiK die Armeebotschaft. Am ersten Tag finden Ortsbegehungen und Anhörungen statt, tags darauf kommt es zur eigentlichen Beratung der Kommission. «Der Plan ist sportlich», versichert Eichenberger. «Noch vor Jahren hat man dafür vier Tage eingeplant.» Aber wie Felix Müri gleich beide Sitzungen eines Monats zu streichen, das komme in Bern selten vor, bemerkt WBK-Mitglied Matthias Aebischer.

Böses Blut wegen Hornkuh-Initiative

Der Krach in der WBK um die ausgefallenen Sitzungen hat aber noch ein anderes Malaise offenbart. Es herrscht eine Art kalter Krieg zwischen den verschiedenen Fachkommissionen um die Vorherrschaft bei gewissen Dossiers. Während die Wirtschafts- und Finanzkommission, in der die politischen Alphatiere sitzen, mit dem Abarbeiten ihrer Pendenzen nicht mehr nachkommt, drehen andere Kommissionen wie die WBK Däumchen.

Für die Verteilung der Geschäfte ist das Ratsbüro zuständig. Vertreten sind in diesem Gremium der Nationalratspräsident und seine Vizepräsidenten, die Fraktionschefs und die Stimmzähler. «Es gibt einen Trend, dass zum Beispiel die wirtschaftspolitische Kommission alle wichtigen Geschäfte an sich reisst», sagt Balthasar Glättli, der Fraktionschef der Grünen.

Die WBK hat häufig das Nachsehen – wie bei der Zuteilung der Hornkuh-Initiative. Das Volksbegehren verlangt unter anderem, dass «Halter von Kühen, Zuchtstieren, Ziegen und Zuchtziegenböcken finanziell unterstützt werden, solange die ausgewachsenen Tiere Hörner tragen». Das Ratsbüro wies das Geschäft der Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) zu, seither gibt es böses Blut zwischen der WBK und dem Büro. «Man hätte



Wer hat die Vorherrschaft? Kommissionssitzung in Bern.

diese Initiative auch unter dem Aspekt Tierschutz behandeln können, dann wäre die WBK als vorberatende Kommission zum Zuge gekommen», moniert Glättli.

Auch bei weiteren staatstragenden Themen fühlen sich die WBK-Mitglieder betrogen. Die Gleichstellung zwischen Mann und Frau ist ein Thema der WBK, aber die Lohngleichheit berät nun die Rechtskommission. Das Gleiche beim Urrecht, wo die WBK den Lead für sich reklamiert, aber ebenfalls die Rechtskommission den Finger drauf hat.

Die WBK-Mitglieder verlangen nun eine grundsätzliche Diskussion über die Verteilung der Arbeit. SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz, Mitglied des Ratsbüros, sagt aber klipp und klar, was er von einer solchen Überlegung hält: Das Ratsbüro sei keine Vermittlungsorganisation für unterbeschäftigte Kommissionen. Die Geschäfte würden jenen Kommissionen zugeteilt, die zuständig seien und über das entsprechende Wissen verfügten. Punkt. Schluss. Amen. ○

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER

Linkes Meisterstück

Der St. Galler SP-Ständerat Paul Rechsteiner ist ein politisches Phänomen. Seit fast zwanzig Jahren thront er an der Spitze des Gewerkschaftsbundes. Bei der Altersreform könnte er diesen Herbst seinen bislang bedeutendsten Sieg einfahren. *Von Florian Schwab*



«Es werden keine Geschenke gemacht»: Rechsteiner (l.), Bundesrat und Parteikollege Berset.

Für seine Verhältnisse ist es fast ein emotionaler Ausbruch: «Heilandsack!», freute sich Paul Rechsteiner laut *St. Galler Tagblatt*, als der Nationalrat vor einer Woche die Rentenreform mit dem knappst denkbaren Resultat durchwinkte: 101 von 101 nötigen Stimmen. Fotos im Anschluss zeigen ihn herzlich lachend (auch dies eher unüblich) zusammen mit SP-Bundesrat Alain Berset, dessen Unterarme greifend wie ein Fussballer nach geschossenem Goal.

Wenige Tage später treffen wir den SP-Ständerat in seinem St. Galler Anwaltsbüro, in einem Gebäude zwischen dem noblen Hotel «Einstein» und dem kantonalen Amt für Strafvollzug. Hier belegt er gemeinsam mit drei «RechtsanwältInnen» (so steht es gendermässig korrekt angeschrieben) eine zweckmässig eingerichtete Etage. Einzig das Fischgratparkett lässt vermuten, dass der Ort früher eher der Bourgeoisie zuzuordnen war.

Und hier sitzt er nun: Paul Rechsteiner, seit 1986 in Bern und damals schon mit dem ihn kennzeichnenden Schnauz. Die mehr als dreissig Jahre Politik sind ihm nicht anzusehen. Im

persönlichen Gespräch ist der Sozialdemokrat gar nicht so humorlos, wie es bei öffentlichen Auftritten oft den Anschein hat. Er lacht oft und herzlich. Und dazu hat er momentan – Stichwort Altersreform – allen Grund.

Das Ziel: Volkspension

Rechsteiner ist Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB), einer der mächtigsten politischen Kampfmaschinen des Landes. In dieser Funktion vertritt er 360 000 Arbeitnehmer. Das Besondere: 2018 jährt sich Rechsteiners Präsidium zum zwanzigsten Mal. Der Arbeitgeberverband – zum Vergleich – sah in dieser Zeit drei Präsidenten kommen und gehen, bei Economiesuisse waren es gar vier. Auch beim Gewerbe- und Bauernverband wechselten die Präsidenten. Rechsteiner dagegen scheint eine historische Konstante.

Als Präsident eines initiativ- und referendumsfähigen Verbands und gleichzeitig als profilierter Parlamentarier spielt der St. Galler in einer eigenen Liga im Bundeshaus. Eine Art Gegengewicht gab es zeitweise mit dem Schaff-

hauser Gerold Bührer, der als Economiesuisse-Präsident ein talentierter FDP-Politiker war, bevor er 2007 den selbstgewählten Rückzug antrat. Bürgerliche Nostalgiker trauern den Zeiten nach, als Bührer gemeinsam mit Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP) liberale Glanzstücke wie Schuldenbremse und Unternehmenssteuerreform II zustande brachte.

Bei der Altersvorsorgereform war es nun Rechsteiner, dem Ähnliches gelang. Nur eben unter linken Vorzeichen. Auch bei der Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) – Rechsteiner vermeidet das Wort, spricht hier einfach von «Artikel 121» – war er eine treibende Kraft. Die Allianzen: wechselnd. Während Rechsteiner bei der MEI in der Person des Aargauer Neo-Ständerats Philipp Müller (FDP) einen Partner fand («Hätte ich mir vorher auch nie vorstellen können»), waren es bei der Altersvorsorge die CVP-Ständeherrn Konrad Graber und (bis zu seinem Rücktritt vor eineinhalb Jahren) Urs Schwaller (CVP) aus Freiburg. Aus Gründen der kantonalen Herkunft hat Letzterer einen guten Draht zu Bundesrat Berset.

«Herr Rechsteiner, man hat den Eindruck, Sie finden bei den Mitteparteien immer wieder einen, der sich auf Ihr Spiel einlässt.» Rechsteiner lacht. Dann nimmt seine Miene unvermittelt die für ihn charakteristischen düsteren Züge an. «Es werden keine Geschenke gemacht», entgegnet er bestimmt. Bei der AHV habe man der CVP den lange gehegten Wunsch nach höheren AHV-Renten für Ehepaare erfüllt. Am Schluss überwiegen im Gesamtpaket die Vorteile der Rentenverbesserung bei der AHV den Nachteil der Anhebung des Frauenrentenalters. Eine solche war bis vor kurzem ein politisches No-Go für Gewerkschaften. In etwa, als wollte man der SVP eine Reduktion des Militärbudgets schmackhaft machen. Auch von der ersten Forderung, 100 Franken mehr für alle AHV-Rentner, liess sich Rechsteiner abbringen. Daraus wurden 70 Franken für Neurentner.

Die jetzige Reform, sagt Rechsteiner, erfülle «zu über fünfzig Prozent die Forderungen der Volksinitiative AHV plus». Diese Initiative war im September 2016 mit 59,4 Prozent Nein gescheitert. Für Rechsteiner ist die Niederlage allerdings nur eine Etappe zum jetzigen Sieg: «AHV plus hat den Pfad für eine Gewichtsverlagerung hin zur AHV geebnet.» Sofern das Volk Ende September ja sagt zur Berset-Reform, so wäre dies nach Rechsteiners Worten die erste effektive AHV-Erhöhung seit vierzig Jahren, welche «die vierte wichtige Etappe» in der Geschichte der AHV einläuten würde. Man muss es neidlos anerkennen: Die Linke unter Rechsteiner hat das derzeitige Nullzinsumfeld, das die berufliche Vorsorge in die Bredouille bringt, taktisch meisterhaft für einen Ausbau der AHV instrumentalisiert. Auf lange Sicht heisst das Ziel: Volkspension. Mehr Umverteilung in der Altersvorsorge durch eine Stärkung der AHV und eine Schwächung des individuellen Sparens in der beruflichen Vorsorge. In dieser Klarheit sagt Rechsteiner das freilich nicht, jedenfalls nicht gegenüber dieser Zeitung.

Weiteres Meisterstück: Rechsteiner hat die politische Schlagkraft der Gewerkschaften erhöht. In einer Zeit wohlgermerkt, in der die Mitglieder eher weniger werden. Trotz stark wachsender Bevölkerung ist die Zahl der im Gewerkschaftsbund organisierten Arbeitnehmer unter Rechsteiners Regentschaft von 380 000 auf 360 000 gesunken.

1998 war er angetreten mit dem Anspruch, ausländische und inländische Arbeitnehmer bei den Gewerkschaften zu einen. Die alte Kontingentregelung hatte dies zuvor verunmöglicht, indem sie die Schweizer Búezer besserstellte als die ausländische Konkurrenz. Viele Gewerkschaften verstanden sich auch als Bewahrer dieser Inländerprivilegien.

Unter Rechsteiner artikulieren sich solche Stimmen kaum noch. Der Grund: Die Gewerkschaften haben mit den flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit ein mächtiges Instrumentarium in die Hand bekommen.

Obwohl nur jeder fünfte Arbeitnehmer in der Schweiz gewerkschaftlich organisiert ist, verhandeln die Gewerkschaften heute fast die Hälfte aller Arbeitsverträge in diesem Land als sogenannte Gesamtarbeitsverträge (GAV). Die Personenfreizügigkeit mit der EU, sie ist die Lebensversicherung der Gewerkschaften und ihres listigen Architekten Paul Rechsteiner.

Die Unbeholfenheit der Gegner

In trockenen Tüchern ist sein Lebenswerk noch nicht. Früher oder später stehen wieder europapolitische Entscheidungen an der Urne an. Beispielsweise falls Bundesrat Didier Burkhalter (FDP) sein Rahmenabkommen mit der EU der Bevölkerung vorlegt. Bereits diesen Herbst wird über Bersets Reform der Altersvorsorge abgestimmt.

Der frühere Brachialrhetoriker von links ausen hat zuletzt bei der Abstimmung über die Unternehmenssteuerreform III bewiesen, dass er heute mit einer Sprache spricht, die auch rechts verfängt. «Gelegentlich», sagt er, «sind unsere Gewerkschaftstreffen äusserlich kaum von einer SVP-Parteiversammlung zu unterscheiden.»

Sein Wahlsieg gegen Toni Brunner (SVP) versetzte die Linke 2012 in Euphorie. Die gewerkschaftsnahe *Wochezeitung* sah Rechsteiners «Strassenwahlkampf» als «Vorbild für die ganze Schweiz»; auf der rechten Seite erschrak man. Sicher, die Umstände waren günstig: Eugen David (CVP) hatte durch seine träge Amtsführung den Erbsitz seiner Partei morsch gemacht, und verschiedenste Missklänge zwischen SVP und FDP taten ihr Übriges, um dem Sozialdemokraten den Durchmarsch zu ermöglichen.

Wahr ist aber auch: Dieser Paul Rechsteiner ist kein Cüpli-Sozialist. Er ist als Person glaubwürdig, obwohl man über ihn als Menschen kaum mehr weiss, als dass er verheiratet ist. Unter Anwälten gilt er als der schnellste Denker auf dem juristischen Parkett der Gallusstadt. Bis heute vertritt er als Anwalt kleine Angestellte in arbeitsrechtlichen Fragen und verteidigt Kriminelle, auch solche aus schwierigen Verhältnissen. Rechsteiner selbst wurde in eine arme katholische Arbeiterfamilie im St. Galler Stadtteil Neudorf geboren. Im Gymnasium war er eher ein Exot. Nach der Matur studierte er Rechtswissenschaft in Freiburg, wo er in linken Kreisen verkehrte. Mit dogmatischen Kommunisten konnte er schon damals wenig anfangen. Er zog zurück nach St. Gallen, wo er das Anwaltspatent erwarb und bald in die Politik einstieg.

«Politik mache ich nicht zum Spass», sagt er zum Schluss. Obwohl es natürlich eine «spielerische Komponente» gebe. Auch bei der Altersreform: Manchmal sei die «Unbeholfenheit der Gegner» schon erstaunlich, fügt er lachend an.

Kürzlich haben führende Gewerkschaften den heute 64-Jährigen gebeten, nächstes Jahr nochmals eine vierjährige Amtszeit anzuhängen. Rentenalter 69 lässt grüssen. ○

Politik

Gedankenspiele

Simonetta Sommaruga lässt sich von den Jungsozialisten intellektuell anregen.



Ideale: Sommaruga.

Nicht nur sei Armut als Asylgrund anzuerkennen, die Jungsozialisten fordern auf ihrer Jahreskonferenz gar ein allgemeines «Recht auf Migration», mithin «weltweite Niederlassungsfreiheit». Es ist, intellektuell kaum verfeinert, die von Sprayinschriften

auf Betonwänden wohlbekannte Parole «No borders, no nations», dankenswerterweise immerhin ins rustikale Lokal-Idiom Deutsch übersetzt: Die Grenzen sollen total abgeschafft werden. Bundesrätin Sommaruga hält das «Migrationspapier» für einen «wertvollen Diskussionsbeitrag».

Richtig, die Abschaffung der Grenzen, das gehört zu den Kifferträumen eines jeden anständigen Vierzehnjährigen – und bevor jemand Zeter und Mordio schreit, genau darum geht es hier zweifellos: um eine Diskussion unter hormonell berauschten Idealisten, theoretische Spintisiererei ohne jeden realen Gegenstand, Weltsanierungsfiktionen zum Wetzen des Intellekts. Dass hier eine amtierende Bundesrätin und die Juso-Chefin debattieren, soll nicht irritieren, das Leben besteht ja nicht nur aus Arbeit. Also, es ist ein Gedankenspiel – etwas zwischen «Sim City» und «Minecraft», nur ohne Computeranimation und mit umgekehrten Vorzeichen: Es geht nicht um die Errichtung von Zivilisationen, sondern um deren Dekadenzphase und Fall.

Die Versuchsstellung geht etwa so: Das mausarme Land Nigeria, zerfressen von Korruption und Kriminalität, soll im Jahr 2050 eine Milliarde Einwohner zählen. Die Schweiz (wahlweise auch ein anderes Land Westeuropas) erlässt endlich das «Recht auf Migration». Wie lange dauert es, bis die Sozialsysteme, die Infrastruktur, die kulturelle Gestalt et cetera hierzulande ausgehöhlt und vernichtet sind? Entsteht nun ein totales gesellschaftliches Chaos? Bildet sich eine Diktatur des Proletariats? Kommt die Scharia? Lernt der Europäer Hunger und Entbehrung neu kennen? Und so weiter.

Ein zynisches Gedankenspiel, mag man einwenden. Schlimmer wäre es aber, sich vorzustellen, Frau Sommaruga halte die Einlassungen der Jungsozialisten für einen «wertvollen Beitrag» zur echten politischen Diskussion. Das soll ihr nicht unterstellt werden. *Maurus Federspiel*

Selbstbedienung des Sportfilzes

SVP-Politiker wollen plötzlich nichts mehr vom Sparen wissen: Dank robustem Lobbying hat Swiss Olympic seine Subventionen stark erhöht. Die gesetzliche Grundlage ist wacklig.

Von Christoph Mörgeli



Happige Vorwürfe: Turner-Darbietung anlässlich der Wahl von Nationalratspräsident Stahl, 2016.

Es konnte nicht schnell genug gehen: Beide Kammern des eidgenössischen Parlaments wiesen in der Frühjahrssession mittels gleichlautender Motion den Bundesrat an, im nächsten Budget die Bundesbeiträge an Swiss Olympic von 13 Millionen auf 28 Millionen Franken pro Jahr aufzustocken. Dieser wohlpräparierte und glänzend koordinierte Handstreich knöpft den Steuerzahlern auf Bundesebene neu 15 zusätzliche Millionen ab – während der übrige Staatshaushalt eine Milliarde einsparen muss. Widerstand vom SVP-Finanzminister Ueli Maurer gab's keinen, war er doch bis vor kurzem noch Sportminister. Als dann innerhalb der SVP auch noch der Berner Oberländer Parteipräsident Albert Rösti und der Berner Oberländer Fraktionschef Adrian Amstutz den Sportlertarif durchgaben, standen die Spar- und Finanzpolitiker auf verlorenem Posten.

Am 16. März passierte die Vorlage im Nationalrat unter dem schönen Titel «Gesamtschau Sportförderung: Zusätzliche Mittel zugunsten des Nachwuchs-Leistungssports» mit 146 gegen 21 Stimmen. Auch im Ständerat war das Geschäft drei Tage zuvor praktisch einmütig abgenickt worden; vor allem die Vertreter der Alpenkantone setzen auf den staatlich subventionierten Wintersport und entsprechende internationale Grossereignisse in der Illusion, damit ihre wirtschaftlichen Strukturprobleme zu lösen.

«Mit Überzeugung für Mittel gekämpft»

Wer mag politisch schon gegen den Sport antreten? Doch gibt es zumindest drei verschiedene Möglichkeiten der Sportförderung: jene für den Spitzensport, jene für den Breiten-sport oder jene für den Jugendsport. Dass angesichts gehäufte Alarmmeldungen über

Fettleibigkeit schon im frühen Kindesalter ausgerechnet immer mehr Geld in den Spitzensport gepumpt werden soll, ist eigenartig genug. Zumal dieser mit Negativschlagzeilen über Doping, Korruption und Wettskandale schwerlich in jeder Hinsicht zum Nacheifern anspricht.

Nicht nur die Bundesbeiträge sollen um 15 Millionen Franken gesteigert werden. Ab 2017 wollen die Kantone via Lotteriegesellschaften ihre bisherigen Zahlungen an Swiss Olympic von bisher 28 Millionen ebenfalls um 15 Millionen auf jährlich 43 Millionen Franken anheben. Zusammen mit dem Budgetposten «Erlöse aus Lieferungen und Leistungen» von 5,5 Millionen stehen Swiss Olympic künftig satte 76,5 Millionen Franken zur Verfügung.

Nationalratspräsident Jürg Stahl (SVP), Präsident von Swiss Olympic, legt Wert auf die Feststellung, dass er sich nicht in den parlamentarischen Prozess eingemischt und dass seine Organisation keinen Druck auf das Parlament ausgeübt habe, «aber mit Überzeugung für diese Mittel gekämpft hat». Er gebraucht indessen das Wort «Dynamik». Wie gross Interessenkonflikte werden können, zeigte Jürg Stahl als Vertreter seiner die direkte Demokratie betonenden Volkspartei und gleichzeitig von Swiss Olympic. Nach Ablehnung des Bündner Olympia-Kredits dachte er in der NZZ für «Sion 2016» laut über die Umgehung des Souveräns nach: «Ich sage nicht pauschal, dass man alle fragen muss. Ansprechpartner des Volkes sind ja Parlamente und Regierungen.»

Einen «gewissen Druck» hat es laut Jürg Stahl vor allem von den Kantonen gegeben, welche die 15 zusätzlichen Millionen «mehrheitlich» bewilligt, diese Zusage aber ans Gleichziehen des Bundes gekoppelt hätten. Nur sind ausgerechnet die gesetzlichen Grundlagen der Beiträge der Kantone, denen allein die Erträge aus Lotterien und Wetten zustehen, überaus umstritten. Umso erstaunlicher erscheint die Tatsache, dass es den politisch ausgezeichnet vernetzten Sportfunktionären gelungen ist, derart massive Erhöhungen bei den Lotteriegesellschaften Swisslos und Loterie Romande durchzusetzen. Nur schon demokratiepolitisch stehen happige Vorwürfe im Raum: Den Beschluss an der Swisslos-Generalversammlung vom 22. April 2016 hätten gemäss Konkordatsbestimmung alle Kantone, nicht nur jene der Deutschschweiz und das Tessin, fassen müssen. Zu-

dem sei das erforderliche qualifizierte Mehr von drei Vierteln aller beteiligten Kantone nicht beachtet worden, die zugleich auch drei Viertel der Bevölkerung der angeschlossenen Kantone umfassen müssen. Die Erhöhung erhielt aber nur das einfache Mehr der die Kantone vertretenden Regierungsräte.

Auch wird mit guten Gründen gerügt, dass der faktische Verzicht auf den gesetzlich festgelegten kantonalen Anteil am Reingewinn aus dem Swisslos-Erlös in den Kantonen referendumsfähige oder gar referendumspflichtige Kantonsratsbeschlüsse erfordert hätte. Stattdessen haben die Regierungsräte an der betreffenden Genossenschaftsversammlung aus eigener Kompetenz entschieden, in manchen Fällen sogar ohne Beschluss ihrer Gesamtregierung. Swisslos versuchte sich mit einem Gutachten zu rechtfertigen, laut dem es sich nicht um Reingewinn, sondern um «gebundenen Aufwand» beziehungsweise um «statutarisch vorgesehene vertragliche Verpflichtungen im Rahmen der Geschäftstätigkeit von Swisslos» handle. Mehrere vom Kanton St. Gallen in Auftrag gegebene Gutachten kommen indessen zu gegenteiligen Schlüssen.

Dreissig zusätzliche Millionen

Der Regierungsrat des Kantons Zug strengte denn auch gerichtlich die Nichtigkeit des

Entscheids der Swisslos-Genossenschafterversammlung an. Zur Vorbedingung einer entsprechenden Mandatierung des Zürcher Rechtsanwalts Andreas Abegg machte er allerdings eine zusätzliche Vollmacht des Kantons St. Gallen, die in der Folge ausblieb. Auch der Kanton Zürich hatte gegen die Beitragserhöhung gestimmt. Obwohl sich die Luzerner Gesamtregierung ebenfalls für die Klage

Wer wagt es schon, sich mit der mächtigen Sportlerlobby anzulegen?

entschied, wurden konkrete Schritte hintertrieben. Eine Aufsichtsbeschwerde an die interkantonale Lotterie- und Wettkommission (Comlot) blieb infolge Unzuständigkeitsklärung dieser Behörde ergebnislos.

Zusammen mit den genannten Motionen in beiden Parlamentskammern erkämpfte sich also Swiss Olympic eine Erhöhung von 30 Millionen Franken öffentlicher Gelder, was einer Erhöhung um zwei Drittel ihres bisherigen Gesamtbetriebsertrags entspricht. Die in den parlamentarischen Vorstössen konstruierte Zwangslage, dass die Kantone bei Nichtbezahlen der 15 Millionen Franken Steuer-gelder «ihre 15 Millionen ab 2020 wieder streichen», existiert in Wirklichkeit gar nicht.

Vielmehr hat der Bundesrat betont, es handle sich lediglich um Empfehlungen. Doch Swiss Olympic machte daraus flugs eine Verpflichtung, wie wenn die Kantone ihre Schatullen nicht unabhängig vom Bund öffnen könnten.

Apéros, Spezialevents, Gratistickets

Eine besonders aktive Rolle im schweizerischen Sportfilz spielt die Sport-Toto-Gesellschaft, die seit 2003 selber keine Wetten mehr durchführt. Ihre Aufgabe beschränkt sich darauf, die Gelder von Swisslos und Loterie Romande an die nationalen Sportverbände weiterzuleiten. Den vier Mitarbeitern der Sport-Toto-Gesellschaft obliegt es mittlerweile, die Parlamentarier einzuseifen und für den Spitzensport einzunehmen. Dazu dienen Apéros, Spezialevents, Gratistickets für Sportgalas, Einladungen an Fussballmatches und das (Mit-)Sponsoring des FC Nationalrats inklusive Auslandsreisen.

Noch hätte es das Parlament bei der nächsten Budgetdebatte in der Hand, wenigstens die zusätzlichen 15 Millionen Franken Bundesgelder an Swiss Olympic zu streichen. Doch wer wagt es schon, sich mit der mächtigen Sportlerlobby anzulegen? Vielleicht wenigstens jene paar Volksvertreter, die sich noch immer dem Gesamtwohl statt den Sonderinteressen des Spitzensports und seiner Funktionäre verpflichtet fühlen. ○



axpo
Voller Energie

Natürlich grüner Strom

Axpo ist die grösste Schweizer Produzentin von erneuerbaren Energien. Ob heimische Wasserkraft, Biomasse oder Windenergie an den besten Standorten Europas – bei uns hat die nachhaltige Energiezukunft schon begonnen. axpo.com



Windige Beteuerungen: Aussenminister Burkhalter (FDP).



«Kulinarische Revolution»: Nationalrätin Chevalley (Grünliberale).

Fauler Kompromiss, erfundene Fakten

Selbst die biedereren Schweizer Parlamentarier merkten in den letzten drei Wochen: In der Politik geht es vor allem darum, um Worte zu kämpfen. *Der grosse Sessionscheck von Peter Keller und Markus Schär*

Der faulste Kompromiss — Ausgerechnet in der Einigungskonferenz habe er den Tiefpunkt seiner 35 Jahre als Politiker erlebt, grollte der Thurgauer Ständerat Roland Eberle (SVP). Wenn Differenzen zwischen dem Nationalrat und dem Ständerat bestehen bleiben, müssen Vertreter beider Räte in dieser Konferenz einen Kompromiss finden. Aber die Vertreter von SP und CVP – mit der Mehrheit in diesem Gremium – diktierten als Kompromiss, was die alt Ständeräte Urs Schwaller (CVP) und Christine Egerszegi (FDP) vor zwei Jahren mit der Linken ausgekungelt hatten: den Ausbau der AHV, zumindest für Neurentner, um das Ja des Volkes zu kaufen. Alex Kuprecht (SVP) gab denn auch zu Protokoll, «dass dieser Kompromiss Mitte August 2015 fixfertig war und seither nicht mehr verändert wurde». Und Karin Keller-Sutter (FDP) wandte ein, wenn die immergleiche Mehrheit immer gleich entscheide, lasse sich dies kaum als Kompromiss bezeichnen. Aber die Kritiker drangen nicht durch: Die Einigungskonferenz dekretierte sogar per (hauchdünne) Mehrheit, was ein Kompromiss ist.

Die verräterischsten Stimmen — Fliessen Schweizer Entwicklungshilfegelder zu palästinensischen Organisationen, die gegen Juden hetzen und gegen Israel kämpfen? Trotz zahlreicher Anfragen, ob im Parlament oder per Korrespondenz, nehme das Aussendepartement nicht Stellung zu konkreten Vorwürfen, ärgerte

sich SVP-Nationalrat Christian Imark. Selbst mit einer Motion brachte er Bundesrat Didier Burkhalter (FDP) nicht zu mehr als windigen Beteuerungen, die Schweiz verurteile selbstverständlich jegliche Menschenrechtsverletzungen. Darauf hatte auch die eigene Fraktion des Aussenministers genug. Mit 111 zu 78 Stimmen nahm der Nationalrat die Motion von Christian Imark an: «Die Verwendung von Steuergeldern für Rassismus, Antisemitismus und Hetze konsequent unterbinden». Die Linke stimmte geschlossen dagegen, also logischerweise: für die Verwendung von Steuergeldern für Hetze.

Die skurrilste Einladung — In der öffentlichen Wahrnehmung sind Sessionen ohnehin eine Ansammlung von Apéros und Lobbyanlässen, von Fraktionsausflügen und Präsidentenfeiern. Tatsächlich steht jeder Parlamentarier vor der Qual der Wahl, welche Veranstaltung – eine warme Mahlzeit inklusive – er mittags oder abends besuchen soll. Für die kommende Sondersession flatterte eine besonders skurrile Einladung auf die Tische der Nationalräte: Die Interessengemeinschaft für Insekten als Lebensmittel in der Schweiz (IGILS) lädt zum «Insekten-Apéro». Anlass für die Feierlichkeiten ist die Zulassung des Verkaufs dreier Insektenarten in der Schweiz ab 1. Mai 2017: Heuschrecke, Grille, Mehlwurm. «Wir freuen uns, diese kulinarische Revolution mit Ihnen zu feiern.» Gastgeberin ist die grünliberale National-

rätin Isabelle Chevalley. Sie glaubt, der Verzehr von Mehlwürmern habe nicht nur Vorteile für die Gesundheit, «sondern auch für die Umwelt und die Gesellschaft». Na dann, en Guete.

Die richtigsten Fakten — «Sie erzählen wahrscheinlich einfach wieder alternative Fakten», warf auch Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) den SVP-Vertretern vor, im Chor mit Roten und Grünen. Der Nationalrat winkte gegen die SVP die Ratifizierung des Pariser Klimaabkommens durch (und schmetterte später einhellig das Instrument ab, um dessen Ziele zu erreichen: ein Klima- und Energielenkungs-system). Leuthard warnte, natürlich streng auf die Wissenschaft gestützt, vor den Kosten von Hochwasser (gemäss Studien gibt es keinen Trend zu höheren Schäden) oder von Atemwegserkrankungen (was diese mit dem Klimawandel zu tun haben, bleibt ihr Geheimnis). Und der Grüne Bastien Girod mahnte die SVP mit einer in Management-Kürsli beliebten Geschichte, sie solle sich nicht wie die Frösche verhalten: «Wenn man einen Frosch nimmt und ihn ins kalte Wasser tut und dieses Wasser langsam erwärmt, merkt der Frosch nicht, dass es wärmer wird, und bleibt im Wasser, auch wenn er hinauspringen könnte. Er bleibt im Wasser, bis er am Schluss verkocht.» Darauf aufmerksam gemacht, dass die Geschichte eine Legende ohne jede empirische Grundlage ist, redete sich der ETH-Forscher heraus: «Märchen haben einen didaktischen Wert.»



Vom Frosch im warmen Wasser: Nationalrat Girod (Grüne).



«Keine weiteren Angaben»: Bundesrätin Sommaruga (SP).

Die brutalste Abfuhr — Die für ihre originellen, aber bisweilen etwas exzentrischen Vorstösse bekannte SVP-Nationalrätin Yvette Estermann forderte mit Blick auf die Terroranschläge in Europa eine Aufstockung der schweizerischen Militärpolizei. Der Bundesrat lehnte das Postulat mit der Begründung ab, die Militärpolizei leiste Polizei- und Sicherheitsdienste für die Armee, es gebe keinen Handlungsbedarf, dieses Mandat auszuweiten und in die Arbeit der Kantone einzugreifen. Weder die SVP-Fraktion noch die Mitunterzeichnenden Thierry Burkart (FDP), Jakob Büchler (CVP) und Raymond Clottu (SVP) folgten Estermanns Argumenten. Da die Luzerner Nationalrätin bei der Abstimmung selber abwesend war, wurde ihr Vorstoss mit 184 zu null Stimmen versenkt.

Das standortressourcengrenzüberschreitendnachhaltigeffizienteste Schwadronieren — Selbst auf dem Höhepunkt der sogenannten Anbauschlacht im Zweiten Weltkrieg konnte die Schweiz nicht einmal 60 Prozent ihres Lebensmittelbedarfs selber decken. Heute ist der Selbstversorgungsgrad trotz Verdoppelung der Bevölkerung nur leicht tiefer. Gleichwohl hat der Bauernverband eine Volksinitiative mit dem Titel «Für Ernährungssicherheit» lanciert und darin eine stärkere Versorgung der Bevölkerung aus «einheimischer Produktion» gefordert. Damit wollte die Landwirtschaft Gegensteuer geben zu einer Agrarpolitik, bei der Hunderte Millionen Franken in ökologische Projekte fliessen, statt diejenigen Betriebe zu unterstützen, die Lebensmittel produzieren. Aus Angst vor einem Nein an der Urne bastelte schliesslich das Parlament einen Gegenvorschlag, der nur so von Ballastwörtern strotzt: Da ist von «nachhaltiger

Ernährungswirtschaft» die Rede und von «standortangepasster» und «ressourceneffizienter» Lebensmittelproduktion. Ganz abschotten will man sich dennoch nicht, deshalb sollen «grenzüberschreitende Handelsbeziehungen» möglich sein, sofern sie «zur nachhaltigen Land- und Ernährungswirtschaft» beitragen. Das alles soll bald in der Bundesverfassung stehen – nur verstehen wird und soll es niemand.

Die hartnäckigste Verweigerung — «Hat ein Vorsteher eine ihm nahestehende Person in den letzten Monaten innerhalb seines Departements befördert?», fragte SVP-Nationalrätin Barbara Steinemann. Sie meinte die Beförderung von Vincenzo Mascioli, der Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) als ehemaliger persönlicher Mitarbeiter nahesteht, zum Vizedirektor des Staatssekretariats für Migration. Der Bundesrat wand sich auf die vage Frage heraus, deshalb hakte die Nationalrätin eine Woche später in der Fragestunde gleich doppelt nach, «diesmal etwas konkreter». Der Vizedirektor, als Zuständiger für die internationale Zusammenarbeit auch zum Botschafter ernannt, verfüge über Erfahrung als Sekundarlehrer und im Lektorat: «Stimmt es, dass die Ausschreibung eine «führungsstarke Persönlichkeit» mit langjähriger Erfahrung in der nationalen und weltweiten Migrationspolitik verlangt hat?» Aber Bundesrätin Sommaruga verriet auch jetzt nicht, womit sie ihr Liebling unter 23 Bewerbern überzeugt hatte: «Gewählt wird diejenige Person, welche das Anforderungsprofil aufgrund ihrer Erfahrungen und Kenntnisse insgesamt am besten erfüllt. Zu den Details der Personalauswahl können aufgrund des Persönlichkeitsschutzes wie allgemein üblich keine weiteren Angaben gemacht werden.»

Der seichteste Staatsauftrag — Beim Verfassen dieser Zeilen läuft auf SRF 1 gerade die Wiederholung von «Mini Beiz, dini Beiz», eines privaten, von der SRG eingekauften TV-Formats, und auf SRF 2 «Alisa – Folge deinem Herzen», eine in Deutschland produzierte Gefühlsdusel-Serie. Die italienischsprachige RSI sendet eine US-Comedy, während die welsche RTS eine Soap aus Frankreich zeigt. Die in der Ständeratsdebatte zur «No Billag»-Initiative abgesonderten Voten über die Bedeutung der SRG für den nationalen Zusammenhalt kontrastieren maximal mit dem täglich versendeten Seichtsin. Die Frage, ob die Schweiz ein staatliches Fernsehen braucht und wo der Service public endet, zum Beispiel bei «Alisa – Folge deinem Herzen», blieb auch in dieser Session unbeantwortet. ○

FOKUSKMU
Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wie weiter
mit der
Altersvorsorge?

ab Montag, 27. März 2017
um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:





und unter:
www.fokus-kmu.tv

Dezidiertes Jein

Vor zehn Jahren forderte er als Axpo-CEO noch neue Kernkraftwerke für die Schweiz, heute verteidigt er als Vorstandspräsident von Economiesuisse die Stimmfreigabe zur Energiewende. Heinz Karrer personifiziert das Dilemma der Wirtschaft in der Energiepolitik. *Von Alex Baur*

Der «Tag der Wirtschaft» im Kursaal zu Bern, das alljährliche Klassentreffen der Mächtigen und Strippenzieher im Lande, war auch 2016 ein gelungener Anlass. Heinz Karrer, Vorstandspräsident von Economiesuisse, spielte seine Rolle als Gastgeber und Conférencier so charmant und wortgewandt, dass die Unterstützung durch den TV-Profi Patrick Rohr schon fast redundant wirkte. Locker-flockig und ohne Manuskript pries Karrer die Innovationskraft der Schweizer Wirtschaft, dass es eine wahre Freude war.

Dennoch waren nicht alle glücklich. Vor allem den älteren Semestern fehlte der Tiefgang. Zweifellos, früher waren die Reden staubtrocken, oft holprig und schleppend vorgetragen. Aber es ging um Grundsätzliches. Economiesuisse galt einst als ordoliberalen Gewissen der Schweiz, als konservatives Bollwerk gegen alles, was links der Mitte politisierte, und diese Mitte war ziemlich rechts. Heute ist das nicht mehr so klar. Ob bei den flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit, welche letztere Economiesuisse durch alle Böden verteidigt, bis zur Beerdigung des Bankgeheimnisses – die Fronten haben sich aufgeweicht und zugunsten des Staates verschoben.

Ordoliberaler Albtraum

Die letzte Woche beschlossene Stimmfreigabe des Wirtschaftsverbandes zur Energiestrategie 2050, über die am 21. Mai abgestimmt wird, steht für viele Konservative sinnbildlich für eine Verluderung der intellektuellen Disziplin. Aus ordoliberaler Sicht ist die Energiewende, überstürzt beschlossen unter dem Fukushima-Schock, ein planwirtschaftlicher sozialistischer Albtraum: Subventionen in Milliardenhöhe, Lenkungsabgaben, eine Flut von Regulierungen zur Senkung des Energie-



Hundert Liegestütze pro Tag: Economiesuisse-Präsident Karrer.

verbrauchs und zur Krönung noch ein Technologieverbot für die Kernenergie. Sieht man von den Kriegsjahren ab, gab es nie zuvor in der Schweizer Geschichte einen vergleichbaren Eingriff in den freien Markt.

Heinz Karrer, der Ende 2013 vom Stromriesen Axpo zu Economiesuisse wechselte, ist gleichsam die Personifizierung des Wandels. Drei Jahre zuvor weibelte er noch für neue Kernkraftwerke. Solarpanels und Windmühlen, so predigte er damals, könnten die Versorgungssicherheit nicht gewährleisten und seien keine realistische Alternative zur Kernenergie. Denn sie

liefern den Strom selten, wenn man ihn braucht, vor allem nicht im Winter, wenn man ihn am meisten nötig hätte. Speicher in der gefragten Grösse sind nicht in Sicht.

Die Zeichen standen gut damals. 2003 erteilte das Volk der Initiative für eine Energiewende und einen schrittweisen Atomausstieg mit 66,3 Prozent Nein-Stimmen eine dröhnende Abfuhr. Die traditionell atomfreundlichen Standortgemeinden bewarben sich aktiv um den Bau neuer AKW. Im Februar 2011 sprach sich die Berner Stimmbevölkerung – gegen den Willen der Regierung – für ein neues Kernkraftwerk Mühleberg aus.

Exakt einen Monat später brachte eine Kernschmelze die Reaktorbehälter von Fukushima zum Einsturz, und in der fernen Schweiz kippten die Atomfreunde wie Dominosteine. Dieselben Nationalräte, die wenige Wochen zuvor noch für Mühleberg die Werbetrommel gerührt hatten, beschlossen in Rekordzeit die Energiewende. Giovanni Leonardi, damals CEO des Stromkonzerns Alpiq, gehörte zu den wenigen, die öffentlich an der Kernenergie festhielten. Wenige Monate später war Leonardi weg. Heinz Karrer von der Axpo war wendiger. Er äusserte sich nicht mehr zum Thema Atomstrom.

Ist Heinz Karrer ein Opportunist auf dem Weg des geringsten

Widerstandes? Sein Werdegang ist beeindruckend: Sohn eines Pöstlers, Bankenlehre, zweiter Bildungsweg, unvollendetes Ökonomie-Studium in St. Gallen, rasanter Aufstieg zum Top-Manager. Dass er eine gute Nase für Entwicklungen hat, zeigte Karrer als Mitglied der Geschäftsleitung beim Ringier-Konzern (1995 bis 1997). Er erkannte damals den Markt der Gratisblätter, bevor 20 Minuten diesen besetzte, scheiterte aber im Kampf gegen den Platzhirsch Frank A. Meier und musste den Hut nehmen. Im Palmare von Heinz Karrer finden sich allerdings auch staatsnahe Betriebe

wie die Swisscom oder eben die Axpo, die seine Nähe zu Politik und Verwaltung erklären. Andererseits zeugt die Biografie von einem ehrgeizigen Kämpfer. Im Handball (Rückraum Mitte-links) brachte er es bis zum Nationalspieler und Olympia-Teilnehmer (Los Angeles 1984). Karrer ist ein gut geerdeter Manager, den man eher in einer SAC-Hütte trifft als auf dem Golfplatz. Er hat schon jeden Viertausender im Land bezwungen und auch mal einen Sechstausender in den Anden. Hundert Liegestütze gehören zu seinem Tagesmenü. An Durchhaltewillen mangelt es ihm offenbar nicht.

Der 58-Jährige strotzt in der persönlichen Begegnung denn auch nur so vor Tatendrang. Kommen wir also direkt zur Sache: Warum sollte die Energiewende, die er vor zehn Jahren noch ablehnte, heute möglich sein? Was hat sich geändert? Seine Antwort ist so kurz wie entwaffnend: «Nichts, die Herausforde-

Warum sollte die Energiewende, die er vor zehn Jahren noch ablehnte, heute möglich sein?

rungen sind genau dieselben.» Ausser eben in der Politik. Als Bergsteiger ist er darin geübt, Hindernisse zu umgehen. Er weiss auch, dass es keinen Sinn hat, in eine Wand zu gehen, wenn das Wetter schlecht ist. Man wartet besser ab.

Karrer zählt die «Zähne» auf, die man der Energiewende mittlerweile gezogen hat: Die Subventionen sollen auch der Wasserkraft zugutekommen und werden zeitlich begrenzt; die Laufzeitbeschränkung für Kernkraftwerke wurde gestrichen; die bürokratischen Effizienzsertifikate sind weg; die Wirtschaft wird von den Abgaben ausgenommen; scharfe Zielvereinbarungen wurden durch Richtwerte ersetzt; die Lenkungsabgaben wurden ausgelagert in eine Vorlage, die schon heute als gescheitert gilt. Was bleibt, ist das «mehr als störende» Technologieverbot – eine Konzession an Rot-Grün, die man eines Tages auch wieder rückgängig machen kann.

Worüber er weniger gerne redet: Die Wirtschaft ist gespalten, der Zeitpunkt für eine Zerreihsprobe schlecht. Die Niederlagen bei der Steuerreform, der Masseneinwanderungs- und der «Abzocker»-Initiative sitzen noch tief in den Knochen. Die Lust an einem Engagement aus prinzipiellen Gründen mit schlechten Erfolgsaussichten ist gering. Und vor allem: Viele Unternehmen profitieren von der grünen Subventions-Schwemme, versprechen sich neue Aufträge. Bezahlt wird die Energiewende schliesslich nicht von ihnen, sie sind von den Abgaben explizit ausgenommen. Bezahlen werden allein die Konsumenten, vor allem der Mittelstand. Und der hatte bekanntlich noch nie eine Lobby. ○

Parteien

Hauen und Stechen im Wallis

Die ganze Schweiz schaute bei den Staatsratswahlen auf das Wallis. Nach seiner Niederlage verliess SVP-Pionier Oskar Freysinger der Mut.



Mutiges Manöver: Oskar Freysinger.

Fast zwei Jahrzehnte lang hat der SVP-Politiker Oskar Freysinger die Walliser Politik aufgemischt, er scheute keinen Zweikampf, drückte sich vor keinem öffentlichen Auftritt. Und dann das: Als sich am letzten Sonntag seine Abwahl zur bitteren Gewissheit erhärtete, verliess ihn plötzlich der Mut. Er wollte partout nicht mehr auftreten – zu gross war wohl die Enttäuschung.

Der Walliser SVP-König ist nun vom Hof, still und leise organisiert sich aber bereits der Hofstaat um Nationalrat Franz Ruppen. Er war es, der letzten Sonntag an die Front ging, vor den Medien die Niederlage kritisch analysierte und Freysingers politische Karriere für beendet erklärte. «Er hat sich mir gegenüber dahingehend geäussert», sagt Ruppen, der wegen seiner selbstkritischen Analyse zum Wahlausgang selber unter Beschuss kommt. Glücklicherweise ist bei der Walliser SVP indessen niemand darüber, dass der abgewählte SVP-Staatsrat am Sonntag nicht selber vor Ort war. «Freysinger hat im zweiten Wahlgang über 42 000 Stimmen erhalten. Das ist ein gutes Resultat, wenn man bedenkt, dass er alle gegen sich hatte», findet Ruppen.

Von allen Parteien dämonisiert

Das Rennen lief von Anfang an gegen Freysinger. Zerstrittene Kandidaten bei allen Parteien, Diskussionen um die zwei Sitze des deutschsprachigen Oberwallis – es war für die Blocher-Abwähler-Allianz von 2007 mit alt Bundesrat Pascal Couchepin und den ehemaligen Nationalräten Christophe Darbellay und Stéphane Rossini als Mitverschwörer einfach, mit einer Kampagne gegen Freysinger von den eigenen parteipolitischen Unzulänglich-

keiten abzulenken. Freysinger wurde von allen Parteien dämonisiert wie kein anderer Staatsrat vor ihm.

Kein Wort verloren die lokalen Medien darüber, dass sich die gesamte Regierung in der verflossenen Legislatur wie eine Chaostruppe aufgeführt hatte und sich 2014 wegen diverser Skandale erklären musste. Stattdessen fokussierten alle auf Freysinger. Seine Meriten wurden von Gegnern und Medien kleingeredet, jedes schräge Wort zum Skandal hochgeschaukelt. Das Parlament zwang ihm einen massiven Stellenabbau im Schulwesen auf, Freysinger brachte diese schwierige Aufgabe ohne grosse Dramen über die Runden. Als einer der wenigen Sicherheitsdirektoren in der Schweiz bekämpfte er konsequent die illegale Migration.

Freysinger machte aber auch Fehler. Etwas geblendet von seinen elektoralen Erfolgen, verlor er im Wahlkampf die Bodenhaftung. Das Rechtsbündnis, mit dem er einen Keil durch die Reihen der CVP treiben wollte, war zwar ein mutiges Manöver, aber Freysinger hatte dafür nicht die richtigen CVP-Leute an seiner Seite. «Es ist uns gelungen, die CVP mit diesem Rechtsbündnis zu verunsichern», erklärt Ruppen. «Aber die Partei hat die Reihen schnell wieder geschlossen.» Freysinger beendete den ersten Wahlgang auf dem für ihn ungewohnten sechsten Platz – noch hinter den beiden sozialdemokratischen Kandidaten Esther Waeber-Kalbermatten und Stéphane Rossini. Diesen Trend konnte Freysinger bis zur Stichwahl nicht mehr wenden. «Dass der FDP-Kandidat Frédéric Favre im Oberwallis, wo der Freisinn inexistent ist, sensationell zulegen konnte, zeigt, dass es bei der CVP Absprachen gab zugunsten von Favre», sagt Ruppen.

Aber das ist noch nicht das Ende der Geschichte. Spätestens in vier Jahren tritt die Oberwalliser SP-Staatsrätin Esther Waeber-Kalbermatten zurück. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Ruppen dann in den Ring steigt und den verlorenen Sitz zurückerobert. Und die SP würde am Ende mit dem Verlust ihres einzigen Sitzes dafür abgestraft, dass sie sich von Couchepin und Darbellay in die Kampagne gegen Staatsrat Freysinger hineinziehen liess. SP-Präsident Christian Levrat macht sich schon jetzt grosse Sorgen um den einzigen Sitz seiner SP in der Walliser Regierung, wie er am Montag nach den Wahlen ausführte. *Hubert Mooser*

Die SVP im Frontenfrühling

Im Jahr von Hitlers Machtübernahme erschallte in der Schweiz der Ruf nach Verjüngung, Führung und Anti-Bolschewismus. Wie alle bürgerlichen Parteien war auch die Zürcher Bauernpartei (heute SVP) herausgefordert. Von Christoph Mörgeli

Die Weltwirtschaftskrise erfasste nach 1929 die Schweiz mit voller Wucht und erschütterte das angeblich so gefestigte Staatssystem von direkter Demokratie und liberaler Wirtschaftsordnung. Nationalrat und Landwirt Rudolf Reichling beschwor die Delegierten an der Versammlung vom 2. April 1933, die Ideologien des Faschismus und des Bolschewismus gleichermaßen abzulehnen. Unter dem Titel «Demokratie oder Diktatur» mahnte die Parteizeitung, der Weg von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit dürfe nie verlassen werden: «Nicht Sichel und Hammer und nicht das Hakenkreuz, nicht das Dogma einer Partei und nicht die staatliche Diktatur können unsere Losung sein.»

«Bund vornehmer Herren»

Der «Frontenfrühling» begann am 22. April 1933, als der Appenzeller Oberstdivisionär Emil Sonderegger – im Landesstreik draufgängerischer Kommandant der Ordnungstruppen in Zürich und nach dem Krieg Generalstabschef – im Kaufleutensaal und in der Stadthalle ein Referat zum Thema «Ordnung im Staat» hielt. Uniformen und Hitlergruss mancher Teilnehmer, aber auch die Ausfälle gegen Demokratie, Parlament, Juden und Freimaurer zeugten von der Bewunderung der unlängst erfolgten Machtergreifung Hitlers in Deutschland.

Von solchem Radikalismus war der am 18. Mai 1933 gegründete Bund für Volk und Heimat



Schweizer-statt Hakenkreuz: Rudolf Minger, 1933.

(BVH) weit entfernt; wegen seines grossspürigen Auftretens in auflagenstarken Schriften, das viel Geld im Hintergrund vermuten liess, hiess der BVH im Volksmund bald «Bund vornehmer Herren». Man munkelte auch, das Unternehmen sei von finanzkräftigen Kreisen des Freisinns ins Leben gerufen worden, um den Fronten das Wasser abzugraben. Von der Zürcher Bauernpartei gehörten deren Präsident Rudolf Reichling, der Direktor der Schweizerischen Anstalt für Epileptische, Pfarrer Rudolf Grob, sowie der junge Bauer Rudolf Meier dem Bund als Mitglieder an. Diese Bewegung hat sich entschieden von den Fronten sowie von ausländischen Vorbildern und vom «totalen Staat des Faschismus» distanziert und bekannte sich ausdrücklich zu Demokratie, Föderalismus, christlicher Kultur, Privateigentum, Unternehmertum sowie «Erhaltung des Bauernstandes als der Grundlage der Bodenständigkeit und der Wehrhaftigkeit des Volkes».

Ein Dorn im Auge war den BVH-Gründern allerdings die «aufbauzerstörende Parteiwirtschaft» und die «Entartung des Parlamentarismus». Nach scharfen Angriffen des BVH gegen Exponenten der bäuerlichen Standespolitik verliess Rudolf Reichling den BVH bereits im August 1933. Nationalrat Jakob Oehninger bedauerte lebhaft, dass sich sein Schwiegersohn überhaupt auf diesen Bund eingelassen hatte. Rudolf Meier hingegen zeigte sich über Reichlings Austritt enttäuscht, ja er äusserte geradezu, bei der Wahl zwischen Bund für Volk und Heimat einerseits und Bauernpartei andererseits würde er sich für den BVH entscheiden.

Einigkeit in Ablehnung der Fronten

Der bäuerliche Bundesrat Rudolf Minger hielt am 9. Juli 1933 vor 15 000 Personen an der Landsgemeinde in Windisch fest: «Seit dem Bestehen der Eidgenossenschaft hat es bei uns nie eine eigentliche Diktatur gegeben. Niemals wird sich unser Volk eine Gleichschaltung nach deutschem Muster gefallen lassen. Nach Schweizerart wollen wir unser Haus bestellen. Hierzu brauchen wir weder Extrahemden noch ExtrafLAGgen, uns genügt das weisse Kreuz im roten Feld.» Minger distanzierte sich auch vom Antisemitismus mit der Aussage: «Auch am konfessionellen Frieden darf nicht gerüttelt werden.»

In einer Aussprache über die «Frontenfrage» kam im Juli 1933 bei der Zürcher Bauernpartei die Besorgnis über den bäuerlichen Zulauf deutlich zum Ausdruck. Es wurde argumentiert,



Turbulente Jahre: Frontisten im Rafzerfeld,

«Mussolini habe in erster Linie für die Landwirtschaft gesorgt, und ein Ähnliches werde bei Hitler der Fall sein». Rudolf Meier – später Regierungs- und Ständerat – zeigte sich beeindruckt von der «ungeheuren Erziehungsarbeit der deutschen Nationalsozialisten». Nationalrat Karl Wunderli hielt demgegenüber fest, die Fröntler hätten in ihren Reihen bloss «Strizzis» und «politische Spekulant». Sein Kollege Jakob Oehninger blieb ebenfalls skeptisch («Bauer bleibe Bauer»), und Regierungsrat Rudolf Streuli verwarf «Drohungen mit dem Marsch auf Bern»; die Ostschweizer sollten endlich «gegen die Desperado-Politik der Berner antreten». Parteipräsident Reichling fasste die Meinungsäusserungen schliesslich als «Einigkeit in Ablehnung der Fronten» zusammen, denn diese wollten die Diktatur statt den Föderalismus und seien «eher sozialistisch als bürgerlich». Das unzweideutige Fazit der Aussprachen lautete: «Die Mitgliedschaft bei den Fronten schliesst die Zugehörigkeit zur Bauernpartei aus.»

Doch Hitlers Machtübernahme liess vor allem manche Vertreter der jüngeren Generation eine «nationale Erneuerung» auch für die Schweiz erhoffen. Auch die im Bauernkulturellen Ausschuss organisierten jungen Zürcher Bauern fühlten sich schon 1932 bewusst als Teil der Erneuerungsbewegungen: «Eine neue Zeit kommt, und diese neue Zeit wird getragen von der bäuerlichen Jungmannschaft!» Unter der Überschrift «Wir Jungbauern» äusserte ein Einsender im *Zürcher Bauer* die Ansicht, nichts sei



1930er Jahre.

der Bauernkulturellen Bewegung unwürdiger als der Verdacht eines Neuanstrichs über den alten Rost. Im Aufruf zum Besuch einer Tagung in Kyburg hiess es: «Jungbauer und Jungbäuerin! Euer Platz ist in vorderster Linie der Front. Erhebt die Feste Kyburg zum Wahrzeichen unserer jungen Bauernbewegung.» 12 000 Besucher bildeten die Kulisse der imposanten Zusammenkunft. Auch Volkstagungen in Uster und auf der Forch lockten Tausende an.

Ein unbekannter Junger äusserte unwidersprochen die Meinung, Deutschland handle gegenwärtig in der richtigen Erkennung der Wahrheit, dass Terror nur mit Terror erfolgreich bekämpft werden könne: «An unseren vaterländischen Vereinigungen, an den landwirtschaftlichen Organisationen, an den Jungbauerngruppen und am bodenständigen Bürgertum überhaupt liegt es, dass man sich zur Wehr setzt gegen die rote Macht mitsamt Gefolge: Verantwortungslosigkeit, Gottlosigkeit zu vernichten sucht mit starker Hand!» Kein Wunder, musste der Bauernkulturelle Ausschuss seine Anhänger im Sommer 1933 bei der durch den Heuet eingeschränkten Tätigkeit auffordern, ruhig Blut zu bewahren und sich nicht irgendeiner Front in die Arme zu werfen.

Auch freisinnige und katholisch-konservative beziehungsweise christlichsoziale Politiker freuten sich vorerst über die Erneuerungstendenzen der Jugend, die man durchaus als Bundesgenossen im Kampf gegen links begrüsst. Vor den Stadtzürcher Wahlen vom September

1933 schlossen Freisinnige, Christlichsoziale, Evangelische sowie die Bauern- und Bürgerpartei ein Bündnis, den sogenannten vaterländischen Block, und reichten für den Stadtrat eine gemeinsame Sechserliste unter Einschluss eines Frontisten, aber ohne einen Bauern- und Bürgervertreter ein. Dieses auch von der *Neuen Zürcher Zeitung* und vom Bund für

Hitler liess vor allem Vertreter der jüngeren Generation eine «nationale Erneuerung» erhoffen.

Volk und Heimat offen unterstützte Bündnis war allerdings bei freisinnigen Exponenten der Zürcher Landschaft und der übrigen Schweiz heftig umstritten.

Nach dem turbulenten Jahr 1933 mit einer teilweise verunsicherten, jedenfalls ambivalenten Haltung zu den «Erneuerungsbewegungen» fand die Zürcher Bauernpartei 1934 wieder zu einem solideren weltanschaulichen Fundament zurück. Schon im Januar verabschiedete sie ein neues, detaillierteres Parteiprogramm und legte sich darin unzweideutig auf «die Verteidigung der auf dem Mehrheitswillen des Volkes beruhenden demokratischen Staatsform und für strikte Abwehr jeder Diktatur einer Minderheit» fest.

Christoph Mörgeli: Bauern, Bürger, Bundesräte. Hundert Jahre Zürcher SVP 1917–2017. Orell Füssli. 752 S., Fr. 58.90.

Demokratie

Fackeln und Fäuste

Die Versammlungsfreiheit ist in Zürich oft mit Füßen getreten worden. Besonders drastisch 1933.

In Zürich haben sich am Wochenende unwürdige Szenen abgespielt. Die Hundertjahrfeier der SVP im Kongresshaus war Ziel von gewaltbereiten Gruppen. Die Polizei musste mit einem Grossaufgebot anrücken, um die von linksradikalen Gruppen angezettelte Protestaktion zu unterbinden.

Leider hat die Bereitschaft, politische Gegner mit Fäusten statt mit Argumenten zu traktieren, in der Limmatstadt Tradition. Einen Tiefpunkt stellte der städtische Wahlkampf im September 1933 dar. Die bürgerlichen Parteien hatten sich damals zu einem Bündnis zusammengeschlossen, das auch die erstarkenden Frontisten einbezog.

Ein Fackelzug, zu dem der Bürgerblock auf den Samstag vor dem Urnengang aufgerufen hatte, war in der Presse schon Tage zuvor als Schlacht der Schlachten apostrophiert worden. Bissige Polemik und üble Beschimpfungen des politischen Gegners waren allgegenwärtig. In den Morgenstunden des Samstags kam es zu Schlägereien zwischen sozialdemokratischen Plakatwachen und Frönlern. Als sich abends nach 20 Uhr der Fackelzug auf die Arbeiterhochburg Aussersihl zubewegte, stiessen die Demonstrierenden auf erbitterten Widerstand. Steine flogen durch die Luft, mit Zaunlatten bewehrte Randalierer lieferten sich mit den heranrückenden Umzugsteilnehmern eine blutige Keilerei. Rund zwei Dutzend Verletzte mussten hospitalisiert werden.

In der Presse wurde die Gewalteskalation selbstredend kontrovers beurteilt. Das *Volksrecht*, Sprachrohr der Sozialdemokraten, urteilte, man habe sich von der «Un-erträglichkeit der Provokationen» keine Vorstellung machen können, welche die Arbeiter in den Tagen vor der Wahl in einem Masse beleidigt hätten, dass mit der Provokation eines Fackelzug durch dichtbevölkerte Arbeiterquartiere der Zusammenstoss unausweichlich geworden sei. Die Front lobte ihre Leute, die so kühn für das Vaterland eingestanden seien; die Terrorakte von links aber dürften nicht ungesühnt bleiben. Der *Tages-Anzeiger* bilanzierte konsterniert: «Es kam so weit, dass Hass, Drohung, Kränkung, unflätiges Schimpfen und bedenkenloses Hetzen die Stunde beherrschten. Man fragt sich, wie Bürger und Arbeiter einer Stadt, die sich so beschimpfen, überhaupt zusammenleben können.» René Zeller



Justiz

Kopfgeld für Verkehrssünder

Mit genauen Zahlenvorgaben schreibt die Politik der Polizei vor, wie viele Verkehrsbussen zu verteilen sind. Als ehemaliger Polizeikommandant kann ich das nicht verstehen.

Von Stephan Reinhardt

Unter dem Titel «Staatsfeind Autofahrer» hat die *Weltwoche* vor einiger Zeit aus journalistischer Sicht über die Ahndung von Verkehrsregelverletzungen berichtet. Sie konstatiert, dass letztlich Autofahrer einem Generalverdacht unterliegen und damit praktisch grundlos kriminalisiert werden. Das ist vielleicht journalistisch überspitzt, aber nicht völlig abwegig. Der Autor hat als ehemaliger Kommandant eines grösseren Polizeikorps während Jahren selbst Verkehrskontrollen befohlen und begleitet – und ist aufgrund einer solchen am Ende auch wieder aus dem Amt geschieden.

Verkehrsregelverletzungen sind Massendelikte – je mehr Teilnehmer sich im Verkehr bewegen, desto höher ist die Zahl möglicher Gesetzesverletzungen. Die Politik und die Justiz haben darauf mit standardisierten Massnahmen reagiert: Bussenkataloge, Rechtsfiguren wie das «abstrakte Gefährdungsdelikt», rationalisierte Kontrollformen und Weiteres mehr sollen dazu beitragen, dass die Verfahren letztlich ohne allzu detaillierte Berücksichtigung des Einzelfalls abgehandelt werden. Dass dabei immer wieder das Element der Verhältnismässigkeit auf der Strecke bleibt, kann man zu Recht kritisieren – es braucht halt mehr Aufwand, sich mit einzelnen Details des Tathergangs auseinanderzusetzen. Dafür fehlt im Verfahrensalltag oft die Zeit, denn der Erledigungsdruck ist gross. Dass der einzelne Beschuldigte dann manchmal drakonisch bestraft wird, scheint die Politik in Kauf zu nehmen oder vielleicht sogar im Sinne der Generalprävention zu wollen.

Fehlendes Augenmass

Wenn sich aber die gesetzgeberische Realität vom Alltag allzu weit wegbewegt, dann leidet letztlich die Glaubwürdigkeit des Rechtsstaats. Wie genau soll während der Stosszeit auf der Autobahn Zürich–Bern realistischere Weise der vorgeschriebene Mindestabstand eingehalten werden, ohne dass es zu grossen Verkehrsbehinderungen und Gefährdungen der nachfahrenden Fahrzeuge kommt? Dessen scheint sich die Politik oft nicht bewusst zu sein, sondern glaubt, dass ein gerechtes Gesetz letztlich auch gerechte Zustände schafft.

Überhaupt die Politik: Tatsächlich sind natürlich nicht die Polizeikorps für Via Sicura verantwortlich, sondern sie erhalten von ihren vorgesetzten Behörden den Auftrag zu deren Umsetzung. Konkret heisst das, dass dem Korps von der Politik sogenannte Leistungsvorgaben gemacht werden, also wie viele Delikte in welchem Bereich in einem bestimmten Zeitraum zur Anzeige gebracht werden müssen. Dies wird bis auf Stufe Mann/Frau an der Front heruntergebrochen, so dass also in jeder Patrouille jeder Funktio-



Glaubwürdigkeit des Systems.

när weiss, wie viele Verzeigungen er in welchem Zeitraum vornehmen muss. Dass dies nicht zwingend zu mehr Augenmass, sondern vor allem zu einer Erfüllung von Zahlenvorgaben führt, versteht sich von selbst.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Es ist selbstverständlich nicht falsch, auch die Verwaltung (zu der die Polizei gehört) mit Zielvorgaben zu führen, aber ob die Kriminalisierung per Leistungsvorgabe wirklich das richtige Mittel zur Steuerung des Verkehrsverhaltens ist, mag man unterschiedlich sehen.

Ein typisches Beispiel für die Rationalisierung im Kontrollwesen ist ferner die Einführung der neuen Atemluftkontrollgeräte, die angeblich genauer sein und dadurch die aufwendigeren zusätzlichen Blutentnahmen überflüssig machen sollen. Sämtlichen Fachleuten ist bekannt, dass es keine wissenschaftlich begründete Möglichkeit gibt, aus einer Atem-Alkoholkonzentration die – letztlich einzig wirklich ausschlaggebende – Blutalkoholkonzentration zu berechnen. Dennoch, aus Rationalisierungsgründen werden die Atemluftkontrollen heute regelmässig als Beweismittel gewertet – jedenfalls dann, wenn die kontrollierte Person nicht ausdrücklich auf einer zusätzlichen Blutentnahme beharrt.

Sicherheit ist nur Vorwand

Ebenso scheinen Geschwindigkeitskontrollen heute vor allem einem Ziel zu dienen, nämlich möglichst hohes Bussenaufkommen für die Staatskasse zu generieren. Vorbei die Zeiten, als unter dem Titel «Gefahrenabwehr» an besonders kritischen Stellen das Messgerät aufgestellt wurde – gemessen wird da, wo man am ehesten einen hohen Bussenertrag vermutet. Würde man tatsächlich die Sicherheit in den Vordergrund stellen, so müsste man regelmässig vor der Geschwindigkeitskontrolle warnen, damit die Verkehrsteilnehmer die Geschwindigkeit reduzieren.

Niemand, schon gar nicht der Autor, ist der Meinung, mehr Opfer im Strassenverkehr und mehr Rowdytum seien wünschenswert oder wenigstens in Kauf zu nehmen. Ebenso wenig sollte aber die Glaubwürdigkeit des Systems darunter leiden, wenn mit abstrakten Vorgaben letztlich nicht präventiv die Sicherheit gefördert, sondern hauptsächlich die Staatskasse gefüllt und gleichzeitig die Polizei zum reinen Repressionsapparat reduziert wird. Für uns Rechtsanwälte gibt das zwar ein Auskommen, aber der Preis für die Gesellschaft ist hoch.

Stephan Reinhardt war von 2008 bis 2012 Kommandant der Kantonspolizei Aargau. Er ist heute als Rechtsanwalt in Zürich tätig.

Verschwörer ohne Komplizen

Seit bald fünf Jahren sitzt Erwin Sperisen wegen eines angeblichen Mordkomplotts im fernen Guatemala in Genf in Untersuchungshaft. Nun ist in Spanien der letzte vermeintliche Mitverschwörer freigesprochen worden. Für die Genfer Justiz zeichnet sich ein Debakel ab. *Von Alex Baur*

Das Verdikt der Audiencia Nacional in Madrid vom 15. März 2017 liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: «Der Beschuldigte war weder an der Exekution von Gefangenen beteiligt, noch hat er eine solche angeordnet, gebilligt oder unterstützt, noch hatte er Kenntnis davon, noch konnte er eine solche voraussehen oder verhindern.» Das spanische Gericht sprach damit den ehemaligen guatemalteckischen Innenminister Carlos Vielmann frei von Schuld und Strafe in einem internationalen Fall, über den seit zehn Jahren gestritten wird, unter anderem auch in Genf.

Das «Massaker von El Pavón» gilt unter Drittwelt-Aktivisten als Fanal rechter Gewalt und Willkür in Guatemala. Im September 2006 hatten 2500 Polizisten und Soldaten ein von Drogen- und Gangsterkartellen kontrolliertes Gefängnis in Guatemala City mit 1800 Insassen gestürmt. Sieben Häftlinge wurden dabei erschossen, und zwar – so der Verdacht – nachdem sie sich ergeben hatten. Unter dem Druck einer weltweit orchestrierten NGO-Kampagne bezichtigte eine Sonderkommission (Cicig) ehemalige Spitzenpolitiker und Chefbeamte eines Mordkomplotts.

Der Freispruch von Madrid betrifft den letzten und prominentesten Angeklagten, den vermeintlichen Chef der Verschwörung. Zwar trug Innenminister Carlos Vielmann nach Ansicht der spanischen Richter die politische Hauptverantwortung, doch es gehe nicht an, allein daraus auch auf eine strafrechtliche Verantwortung zu schliessen.

Die Komplott-Theorie stützt sich auf Aussagen von Kronzeugen und ist über die Jahre dahingeschmolzen wie ein Häufchen Eis in der Frühlingssonne. Strafvollzugschef Alejandro Giammattei und sein Stellvertreter Mario García Frech wurden bereits 2010 in Guatemala freigesprochen. 2013 folgte in Österreich der Freispruch von Javier Figueroa, dem operativen Chef der guatemalteckischen Nationalpolizei (PNC). Figueroa erhielt in der Folge politisches Asyl.

Fall verstaubt am Bundesgericht

Erwin Sperisen, der politische Chef der PNC, verbleibt damit als einziger vermeintlicher Verschwörer. Im August 2012 wurde er in Genf verhaftet, seither schmort er im Untersuchungsgefängnis Champ-Dollon. Im Juli 2015 verurteilte das Genfer Strafgericht den Nachkommen von Schweizer Auswanderern aus dem Solothurnischen zweitinstanzlich zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe. Zwar geht aus dem

Urteil nicht hervor, welchen Tatbeitrag Sperisen konkret geleistet haben soll. Doch die Genfer Richter konnten sich nicht vorstellen, dass die vermeintliche Verschwörung ohne ihn stattgefunden haben könnte.

Seither verstaubt der Fall unerledigt beim Bundesgericht. In einer mehrteiligen Serie förderte die *Weltwoche* im Herbst 2015 zahlreiche Unstimmigkeiten im Verfahren zutage. So verurteilten die Genfer Richter etwa die vermeintlichen Komplizen Giammattei, García, Figueroa und Vielmann explizit als Mittäter – ohne dass sie sich je gegen diese Vorwürfe hätten wehren können. Doch ohne Verschwörung, die es gemäss den Freisprüchen von Guatemala und Österreich nie gegeben hat, konnte man Sperisen nicht verurteilen.

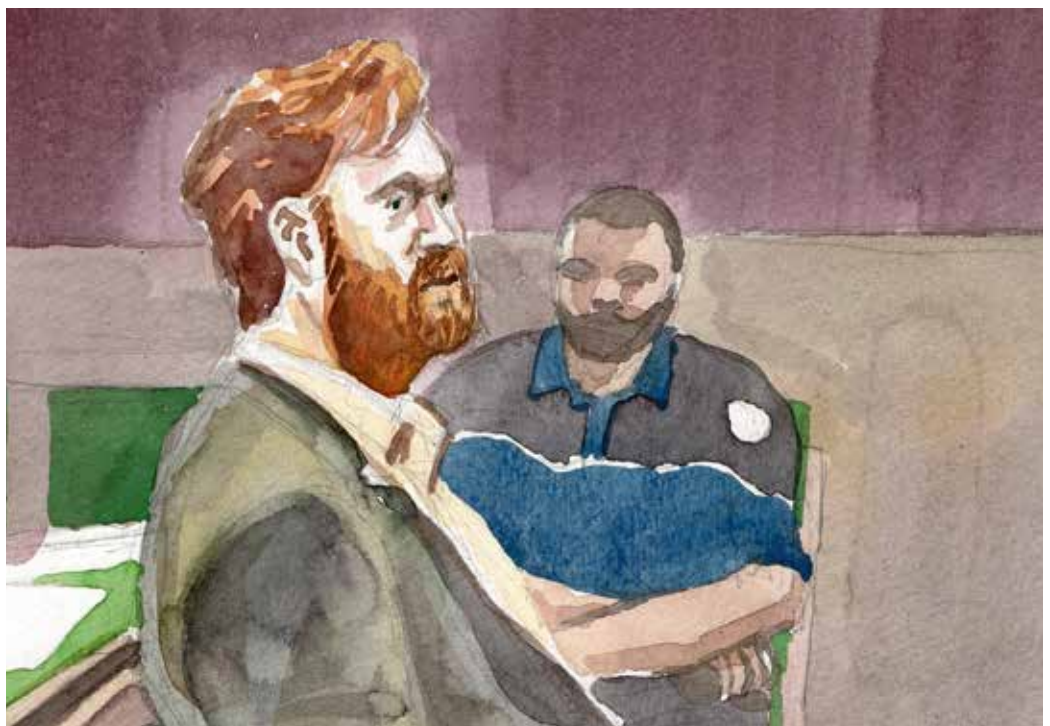
Mit dem Vielmann-Freispruch in Madrid fällt neben Sperisens Untergebenen nun auch noch der Kopf des angeblichen Komplotts weg. Erwin Sperisen müsste sich mit sich selber verschworen haben, spotten seine Verteidiger Florian Baier und Giorgio Campa. Zwar sind die Urteile aus dem Ausland nicht bindend für die Schweiz. Doch Vielmann und Figueroa wurden von Vertragsstaaten der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) rehabilitiert. Und diese verbietet es, Freigesprochene für das gleiche Delikt anderswo zu verurteilen.

Anders als die Genfer brauchten die spani-

schen Richter keine Übersetzer. Den wichtigsten Kronzeugen der Anklage – den Geheimdienstler Luis Linares, der seine Aussagen mehrfach revidierte, um seinen eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen – stufte die Audiencia Nacional als völlig unglaubwürdig ein. Doch Linares belastet Sperisen bloss indirekt, via Vielmann. Fällt Vielmann weg, fällt auch der Rest der Verschwörung in sich zusammen.

Baier und Campa fordern nun die sofortige Freilassung von Erwin Sperisen, der seit bald fünf Jahren in Untersuchungshaft sitzt. Da er von Anfang an kooperativ war und sich sogar aus eigenen Stücken gestellt hatte, sei die Fluchtgefahr gering. Wiederholungs- oder Verdunkelungsgefahr besteht erst recht nicht. Andere Haftgründe gibt es nicht.

Das Bundesgericht befindet sich in der Zwickmühle. Allein schon der Freispruch aus Madrid wäre Grund genug für eine Revision des ganzen Strafverfahrens. Ein Freispruch wäre andererseits eine gewaltige Ohrfeige an die Adresse der Genfer Justiz. Wiedergutmachung in Millionenhöhe würde fällig. Und es wäre beileibe nicht das erste Mal, dass Genf in einem politisch geladenen Strafprozess eine hohe Entschädigung zahlen muss. Doch je länger das Bundesgericht den peinlichen Entscheid vor sich herschiebt, desto schmerzvoller wird der Freispruch – aber auch desto teurer. ○



Wiedergutmachung in Millionenhöhe: Ex-Polizeichef Erwin Sperisen.

Fall einer Ikone

Der Mythos hält sich hartnäckig und wird durch ein neues Buch weiter befeuert: Macho Max Frisch habe seine einstige Freundin Ingeborg Bachmann ausgenutzt, fallengelassen und zerstört. Das simple Opfer-Täter-Bild hält einer Überprüfung nicht stand. *Von Rico Bandle*

Die beiden waren das Glamourpaar der Literatur. Sie, eine aufstrebende Dichterin um die dreissig, ein Popstar der Szene, der es bereits auf das Titelblatt des *Spiegels* geschafft hatte. Er, fünfzehn Jahre älter, auf dem Höhepunkt seines Schaffens, weltweit gefeiert, seine Bücher erreichten fantastische Auflagen. Es war eine Liaison von Hollywoodformat, die alles beinhaltete, was eine filmreife Beziehung ausmacht: Leidenschaft, Verrat, Eifersucht.

Vier Jahre lang waren Ingeborg Bachmann und Max Frisch zusammen. Bis er sie für eine 23-Jährige verliess. Bachmann unternahm in der Folge einen Suizidversuch und stürzte in eine schwere Depression, von der sie sich ihr Leben lang nicht mehr erholte. Die Autorin entwickelte eine Wut auf Max Frisch und die ganze Männerwelt («Alle Männer sind unheilbar krank»), die sie in ihren Büchern festhielt und die sie bis heute zu einer Ikone des Feminismus macht.

Kein einziges gemeinsames Bild

Auf den ersten Blick scheint die Situation eindeutig: hier der böse Mann, der Macho, der mit einer jungen Frau anbandelt, um sie dann für eine noch jüngere fallenzulassen. Dort das Opfer, das sich vom ihm hat blenden lassen und seelisch ausgemergelt zurückgelassen wird. Diese Sichtweise hat Bachmann bis zu ihrem Tod dermassen oft und vehement wiederholt, dass sie sich als göltig festsetzte. Bachmanns Nachlassverwalter haben den Opferkult bewusst weitergepflegt und Max Frisch direkt oder indirekt für den Tod der Schriftstellerin verantwortlich gemacht.

Es dürfte auch kein Zufall sein, dass der kürzlich herausgegebene erste Band (von insgesamt dreissig) einer Bachmann-Gesamtausgabe ausgerechnet den Texten aus der Zeit unmittelbar nach der Trennung gewidmet ist. In dem Buch sind unter anderem Traumprotokolle publiziert, die Bachmann zu Therapiezwecken erstellt hat. Max Frisch erscheint dort als höhnisch lachender Frauenzerstörer.

Schaut man sich die Geschichte der Beziehung genauer an, so bekommt das simple Bild des bösen Mannes und der ausgenutzten Frau schnell Risse. So glamourös das Paar heute erscheint, es existiert kein einziges Foto, auf dem beide zusammen abgebildet sind. Nicht etwa weil sie Bachmann in ihrer Trennungswut zerstört hätte, sondern weil es gar keines oder nur ganz wenige gab: Die beiden liessen sich nur selten zusammen blicken, nicht einmal in Rom, wo sie eine Zeitlang gemeinsam wohnten.

Bachmann wollte Frisch in der Öffentlichkeit nicht an ihrer Seite haben, negierte ihn, auch vor ihren Freunden.

Der Freiheitsdrang, den Frisch so an ihr bewundert hatte, wurde für ihn zunehmend zur Qual. «Ich sitze in meinem Zimmer und belausche sie nicht, aber ich höre, wie sie am Telefon mit jemand spricht; ihre Stimme ist fröhlich, sie lacht, es wird ein langes Gespräch; ich habe keine Ahnung, wem sie es sagt: Übermorgen fahre ich nach London! Ohne zu erwähnen, dass wir zusammen nach London fahren zu meiner Aufführung», beschreibt Frisch seine Erlebnisse in «Montauk».

Die hippe Autorin machte keine Anstalten, von ihrem ausschweifenden Lebensstil zugunsten der Beziehung abzurücken. Frisch litt grausam unter ihren vielen Eskapaden, auch wenn die beiden eine offene Beziehung lebten. «Ihre Freiheit gehört zu ihrem Glanz. Die Eifersucht ist der Preis von meiner Seite; ich bezahle ihn voll», schreibt er. Um dann verschämt fortzufahren: «Einmal habe ich getan, was man nicht tun darf: Ich habe Briefe gelesen, die nicht an mich gerichtet sind, Briefe von einem Mann; sie erwägen die Ehe.»

Es sind hochbrisante Zeilen: Die Frau, die dermassen unter den Männern gelitten haben will, die den «Verrat» durch Max Frisch zu ihrem Lebensthema gemacht hat, hatte hinter seinem Rücken einen anderen heiraten wollen. «Montauk» ist zwar eine literarische Erzählung, bei dieser Passage handelt es sich aber keineswegs um Fiktion, wie Frisch-Biograf Julian Schütt bestätigt: «Es gab sogar noch weitere Liebhaber, mit denen sie eine Heirat in Betracht zog.»

Sie schickt ihm die Geliebte

Frisch und Bachmann begegneten sich erstmals am Abend des 3. Juli 1958 im Pariser Café «Châtelet». Die beiden bestellten je ein Glas Pernot. Das Gespräch in dem rauchverhangenen Lokal blieb eher distanziert. Trotzdem verbrachten sie die Nacht zusammen. Bachmann war kein Mädchen von Traurigkeit. Sie verschlang die Männer, war offen für schnellen Sex, auch mal in der Gruppe. Frisch hingegen war verheiratet, hatte drei Kinder, lebte von der Familie getrennt. Womöglich suchte Bach-

mann bei Frisch endlich Stabilität, ein häusliches Leben – und anfangs schien dies sogar zu klappen. Im November 1958 zog sie zu ihm nach Zürich, dann wohnten sie in Uetikon. Frischs Sohn Peter, damals im Teenageralter, war von Bachmann begeistert, wie er letztes Jahr der *Weltwoche* erzählte: «Mit Ingeborg, die einen VW Käfer hatte, konnte ich über Autos sprechen. Ich habe sie ganz anders kennengelernt, als sie dargestellt wird: attraktiv, nett, witzig.»

Allerdings hielt es Bachmann nicht lange in Uetikon aus, umgeben von «staubgesaugten Wiesen und polierten Bergen». Sie zog nach Rom, er kam nach, das Paar lebte zusammen in einer mondänen Wohnung an der Via Giulia – aber doch jeder für sich. Frisch schrieb tagsüber zu festen Stunden, hatte seine berühmten Wutausbrüche. Sie war nachtaktiv, wenig strukturiert und nervte sich über sein Schreibmaschinengeklapper schon zur Morgenstunde. Oft war sie wochenlang weg. In der Öffentlichkeit verhielt sie sich, als sei sie single. Was die beiden ausser dem exzessiven Alkoholkonsum noch verband, ist für Aussenstehende schwer nachvollziehbar.

Bemerkenswert ist Bachmanns Verhalten, als Marianne Oellers auftauchte, Frischs Geliebte. Die junge Literaturstudentin wollte keine heimliche Beziehung mit dem Schriftsteller, also suchte sie das Gespräch mit Bachmann. Die Frauen trafen sich in München im Hotel «Carlton». Bachmann ermunterte Oellers, nach Rom zu Frisch zu reisen. Bachmann-Biografin Andrea Stoll meint, die Dichterin sei sich mit dieser Haltung treu geblieben: «Natürlich sah sie kein Problem darin, Max Frisch jene Freiheit zuzugestehen, die sie auch für sich selbst immer in Anspruch genommen hatte.» Sie sei wahrscheinlich glücklich gewesen, dass er jemanden hatte:

«Vielleicht hoffte sie sogar, dass eine Affäre Frischs seine Besitzansprüche ihr gegenüber auf ein lebbares Mass reduzieren, seine Eifersuchtsattacken mässigen könnte.» Dass sich Max Frisch dann in die junge Liebhaberin verlieben und sie später sogar heiraten könnte, damit hatte Bachmann offensichtlich nicht gerechnet. Im Spätsommer 1962 stellte Frisch sie



«Spiegel»-Cover 1954...



... und 1953.



Eifersuchtsattacken und Freiheitsdrang: Max Frisch (1952)...



... und Ingeborg Bachmann (1965).

vor vollendete Tatsachen. Bachmann zog nach Uetikon, Frisch und Oellers blieben in Rom.

Die Verlassene erlebte den «totalen und fast tödlichen Zusammenbruch», wie sie es selbst beschrieb. Sie versuchte sich umzubringen, wies sich selbst in die Klinik ein, wahrscheinlich hatte sie zu jener Zeit auch einen Schwangerschaftsabbruch. Aus jener Phase der Dunkelheit stammen die intimen, im Morphinrausch verfassten Notizen, die nun veröffentlicht wurden – obschon sie nie zur Publikation gedacht waren. Auffallend daran ist, wie in den Träumen Frisch und ihr Vater (im Krieg ein Vollblutnazi) oft dieselbe Person sind. Bemerkenswert ist dies vor allem angesichts des Umstands, dass in ihrem späteren Roman «Malina» (1971) die Ich-Erzählerin vom Vater missbraucht wird.

Als Frisch sie in der Klinik besuchte, fiel ihm sofort ein prächtiger Rosenstrauß auf: Bachmann gab vor, er sei von einem Liebhaber. In Wahrheit hatte sie sich die Blumen selbst aufs Zimmer bestellt, um bei ihrem ehemaligen Partner die Eifersucht zu wecken. Fairerweise muss man anfügen, dass Bachmann in jener schweren Zeit Frisch nicht nur wie in den Traumnotizen als frauenmordenden Wolf beschrieb, sondern ihn auch in Schutz nahm. In einem Brief an einen Freund schrieb sie, Frisch sei nicht schuld an ihrem Zusammenbruch. Sie

«werfe ihm auch nichts vor», und wenn, dann «nur Kleinigkeiten, nebensächliche Dinge». Ihre Depression allein der Trennung anzulasten, wäre auch eigenartig gewesen: Bachmann hatte schon vorher tief in der Krise gesteckt.

Dennoch steigerte sich Bachmann immer mehr in ihre Rolle als Frisch- und Männer-Opfer hinein. Das Drama erreichte seinen Höhepunkt, als Frisch seinen Roman «Mein Name sei Gantenbein» (1964) publizierte. Bachmann erkannte sich in der Figur der Lila wieder, sie interpre-

Die Wut auf die Männerwelt war ihr Ventil, virtuos brachte sie ihren Zorn auf Papier.

tierte das Buch als persönlichen Angriff. Sie fühlte sich verraten, hintergangen. In einem literarischen Text formulierte sie ihre Gefühle: «Er hatte sie ausgeweidet, hatte aus Blutwurst Braten gemacht, er hatte sie geschlachtet auf 386 Seiten in einem Buch.» Sie warf Frisch vor, sie als «Studienobjekt» missbraucht zu haben.

Was wie ein gravierender Vertrauensbruch aussieht, relativiert sich bei genauerem Hinsehen. Erstens ist «Gantenbein» kein Schlüsselroman, sondern eine faszinierende Geschichte um Identität und das Verhältnis der Geschlech-

ter. Selbst grösste Frisch-Kenner können die Figuren nicht realen Personen zuschreiben. Selbstverständlich ist das Geschriebene aber von realen Erlebnissen inspiriert. Und das führt zum zweiten, wichtigeren Punkt: Frisch hatte Bachmann das Manuskript vorsichtshalber zum Gegenlesen geschickt. Sie war beeindruckt, lobte ihn («Ich habe die Grösse des Buchs früh geahnt»), schlug einige Änderungen vor. Kein Wort davon, dass sie eine Publikation ablehne.

«Es war Mord»

Doch kaum war das Buch veröffentlicht, war plötzlich alles anders. Bachmann gab sich schockiert, erbost. Frisch, die Männer, der Missbrauch, der Verrat – das blieben bis zu ihrem dramatischen Verbrennungstod 1973 ihre zentralen Themen. Sie sah ihr Leben zerstört. «Es war Mord», lautet der berühmte letzte Satz in «Malina». Die Wut auf die Männerwelt war ihr Ventil, virtuos brachte sie ihren Zorn auf Papier. Damit traf sie exakt den feministischen Zeitgeist, nachdem der Mann grundsätzlich der Täter, die Frau das Opfer ist. Dass dies in der Realität keineswegs so eindeutig war, spielte keine Rolle mehr.

Ingeborg Bachmann: *Male oscuro.* Aufzeichnungen aus der Zeit der Krankheit. Suhrkamp und Piper. 259 S., Fr. 47.90

Roboter, Freund und Helfer

Der Roboter ist nicht ein Feind des Menschen, sondern Ausdruck von Kreativität und produktiver Leistung. Wo es viele Roboter gibt, geht es auch den Menschen gut.

Von Beat Gygi und Istvan Banyai (Illustration)

Die Digitalisierung wirkt sich zunehmend auf die traditionelle Welt aus – jedenfalls in dem Sinn, dass Spekulationen über Entwicklungen von Robotern und Automation verschiedenste Interessengruppen zum Abstecken ihrer Felder in der digitalen Zukunft veranlassen. Vor knapp einer Woche hat die Gewerkschaft Unia eine Konferenz organisiert, um sich klarer darüber zu werden, welche Forderungen sie an eine Regulierung der Digitalisierung stellen wolle. Geschäftsleitungsmitglied Corrado Pardini verlangte, dass Fortschritt und Wachstum allen zugutekommen müssten, die grossen Machtverschiebungen, die mit dem digitalen Zeitalter zu erwarten seien, seien politisch zu regeln. Wenn sich die Gewerkschaftsseite jetzt nicht einmische, drohe ihr «Schwarzes», der Bundesrat und die Wirtschaft wollten zu viele Spielräume offenlassen. Eine erste Skizze der Unia-Forderungen zielt etwa darauf ab, dass die Arbeitslosenkasse durch eine Bildungskasse ersetzt werde, dass Arbeitnehmer ein Recht auf Weiterbildung und das Recht auf die eigenen Daten garantiert erhielten und dass die Erreichbarkeit zeitlich einzugrenzen sei.

Nicht billiger, sondern präziser

Gibt es mit der Digitalisierung eine neue Wirtschaft, in der zahllose und vielfältigste Roboter den Menschen die Arbeit wegnehmen, wie es nun Gewerkschafter und viele Bestsellerautoren ausmalen? Roland Siegwart, Professor für autonome Systeme an der ETH Zürich und prominenter Roboter-Experte, sieht die verbreitete Aufregung in Zusammenhang damit, dass viele nun denken, die Roboter warteten gleich um die nächste Ecke, um das zu tun, was bisher die Menschen erledigten. Aber die Roboter, die heute in der Industrie zum Einsatz kämen, übernahmen meist Arbeiten, die den Menschen zuwider seien, etwa schweissen und spritzen in der Autoproduktion, arbeiten in einem Goldminenschacht bei 50 Grad Hitze, Heizkessel reinigen oder in einem brennenden Gebäude Menschen in Notlagen ausfindig machen. Bergen und Pflegen der Geretteten, das könne dann der Mensch wieder am besten. Und im Aufräumen des Haushalts oder Erledigen der Wäsche sei der Mensch geradezu unheimlich gut. Die Maschinen seien noch enorm weit weg davon, so etwas umsetzen zu könnten. Wie schnell Roboter eine hohe Leistungsfähigkeit erlangen könnten, werde meist überschätzt, das seien eher langsame Prozesse. Klar, in der Datenverarbeitung seien Roboter



Wenn Charme und zwischenmenschliche Beziehungen zählen, bleiben Maschinen chancenlos.

enorm schnell, im Finanzsektor werde es also rasch zu Veränderungen kommen. Investitionsprozesse etwa könnten Computer sehr gut unterstützen und rasch so gut werden wie der Mensch. Und wo wird der Einsatz von Robotern so schnell wie möglich gewünscht? Am ehesten, so Siegwart, würden wohl die unangenehmsten Arbeiten in den Fokus geraten. Roboter könnten viel präziser Schweißnähte machen als der Mensch, 24 Stunden am Tag. Unangenehme Arbeiten zu automatisieren, sei sinnvoll. Heute werden pro Jahr 200 000 bis 300 000 Industrieroboter installiert. Der grösste Kunde und Einrichter sei China, nicht weil die Arbeitskräfte da zu teuer seien, sondern weil Roboter in diesen Tätigkeiten viel besser und präziser seien als der Mensch.

Gibt es hierzulande zu hohe Hürden für die Anwendung von Robotern? Siegwart sieht für die Schweiz in den neuen Anwendungen «eine

Riesenchance». Solche Systeme, bei denen eine Hochpräzisions-Mechanik zusammenkomme mit Intelligenz und Sensoren, seien auf die Stärken der Schweiz zugeschnitten. Wichtig sei, dass die Regulierung das auch zulasse und Tests erlaube, etwa für autonomes Fahren oder den Einsatz kleiner Fluggeräte in der Landwirtschaft. Dass ähnliche Widerstände aufkommen

«Wir können einen viel grösseren Kuchen backen, jeder kann mehr haben, allen kann es besser gehen.»

wie bei der (heute blockierten) Gentechnologie, glaubt er nicht, die Robotik sei etwas anderes, greife nie so tief ins Leben wie die Gentechnologie. Der Umgang mit Robotik sei viel offener.

Siegwards Kollege Dirk Helbing, Professor für Computer-Sozialwissenschaften an der ETH

Zürich, ist weitaus skeptischer gegenüber einem Laufenlassen. Er schildert, wie die Automation künftig gewaltige Kräfte freisetzen werde, getrieben durch zunehmend raffiniertere Algorithmen und eine weiterhin von Jahr zu Jahr rasant steigende Rechenleistung der Computer. Diese Algorithmen könne man miteinander kombinieren, dann würden sie noch mächtiger, und leicht könne es dann passieren, dass sie in vielen Bereichen die Menschen übertreffen würden. Eine Minderheit der Gesellschaft könnte so die Kontrolle übernehmen über die Mehrheit. Diese reale Gefahr müsse man abwenden, und zwar durch «eine demokratisch partizipative Form». Das Argument: «Warten wir mal ab, schauen wir, wie sich das entwickelt», hält Helbing für gefährlich. Sowohl der Übergang vom Agrar- zum Industriezeitalter wie auch der Übergang vom Industrie- zum Dienstleistungszeitalter hätten dazu geführt, dass neue Arbeitsplätze und Beschäftigungen geschaffen worden seien. Aber die historischen Transformationen seien mit Finanz- und Wirtschaftskrisen, Revolutionen und Kriegen einher gegangen. Bei der nun laufenden Transformation zum digitalen Zeitalter stelle sich daher die Frage nach den notwendigen Massnahmen. Der Druck auf den Arbeitsmarkt werde früher oder später gewaltig und könne hohe Arbeitslosigkeit hervorrufen. Weniger arbeiten heisse auch weniger Steuereinnahmen, die Sozialausgaben müssten jedoch bezahlt werden. Diese Probleme seien noch nicht geregelt.

Null, eins und unendlich

Nach Helbings Einschätzung ist diesmal vieles anders als in der herkömmlichen Ökonomie. Er verweist auf die drei zentralen Grössen, mit denen man die digitale Ökonomie kennzeichnen könne: null, eins und unendlich. Die Eins steht für die Individualisierung der Produkte: Jedes Produkt wird massgeschneidert für die Empfängerperson, ist also ein Unikat oder, in der Fachsprache: Losgrösse eins. Die Null sodann steht für «null Grenzkosten». Wenn ein digitales Produkt für eine Person bereits produziert ist, kostet es nicht viel mehr, dieses für 1000 oder 100 000 000 Personen anzubieten. Einmal geschaffen, ist es beliebig multiplizierbar. Dies deutet in Richtung des dritten Werts: unendlich. In der digitalen Wirtschaft kann man unbegrenzt produzieren. Helbing sagt es so: «Wir können einen viel grösseren Kuchen backen, jeder kann mehr haben, allen kann es besser gehen, wenn wir es richtig anpacken.»

Heisst das, dass die für die Ökonomie typische Knappheit überwunden werden könnte? Helbing bestätigt «weitgehend ja, wenn wir unser Finanz- und Wirtschaftssystem weiterentwickeln». Bisher kämpfe ja jeder darum, möglichst viel von den begrenzten Ressourcen zu bekommen, künftig aber gehe es darum, zu lernen, wie man aus den bestehenden Ressourcen mehr erzeugen könne, ganz im Sinn der

Technologie

Volkswirtschaften werden reicher

Die Automation erfasst immer neue Bereiche der Wirtschaft. Verlieren die Menschen ihre Arbeit, oder gibt es immer genug Neues zu tun? Von Felix Oberholzer

Sorgen darüber, wie sich der technische Fortschritt auf die Zukunft der Arbeit und die Aussichten von Arbeitenden auswirken wird, sind weitverbreitet. Kein Wunder: Die Rechenleistung modernster Computer steigt stetig, deren Preis fällt, und Roboter, einst zu monotonen Arbeitsschritten verdammt, erbringen Leistungen, die vor kurzem noch Menschen vorbehalten waren. Steht uns eine Zukunft mit einer Fülle quasi-intelligenter Maschinen und mit Massenarbeitslosigkeit ins Haus?

Ausweitung des Angebots

Gute Gründe, optimistisch zu bleiben, bietet die neuere Technologiesgeschichte. Zwar ist es richtig, dass Automation bestehende Arbeitsplätze zerstört. Unternehmen investieren ja in Informationstechnologie und Robotik, weil Maschinen oft produktiver sind als Angestellte. Doch die wirtschaftlichen Auswirkungen der Automation auf breiter Front sind vielfältiger und oft weitaus positiver, als es die heutige Diskussion nahelegt. Die Einführung des Bankomaten in den späten siebziger Jahren bietet ein gutes Beispiel dafür. Nach etlichen Anlaufschwierigkeiten wuchs damals die Zahl der Maschinen in den USA explosionsartig auf heute über 400 000 Maschinen. Da ist es nicht weiter erstaunlich, dass Banken die neue Technologie dazu nutzten, die Zahl der Angestellten um mehr als ein Drittel abzubauen. Dank den Bankomaten hatten Bankangestellte aber auch mehr Zeit für die Kundenberatung. Dies führte dazu, dass die Zahl der Filialen um über 40 Prozent stieg und die Zahl der Schalterangestellten von 500 000 im Jahr 1980 auf heute 550 000 zunahm. Am Beispiel des Bankomaten lassen sich die vier Effekte moderner Automation illustrieren:

1 — Maschinen übernehmen Tätigkeiten, die vorher von Menschen verrichtet wurden. Für die direkt Betroffenen ist dieser Substitutionsprozess schmerzhaft, mitunter traumatisch.

2 — Die Automation senkt die Kosten und bei genügendem Wettbewerb auch die Preise. Dies führt zu einer Ausweitung des Angebots, die zusätzliche Arbeitsplätze schafft.

3 — Neue Technologie macht einzelne Gruppen von Beschäftigten produktiver. Schalterangestellte, die Kunden beraten, er-

bringen eine höhere Wirtschaftsleistung als Mitarbeiter, die Bargeld auszahlen, was sich wiederum günstig auf deren Beschäftigungsaussichten auswirkt.

4 — Die Bankomaten steigerten die Lebensqualität all jener Kundinnen und Kunden, die es schätzten, jederzeit Zugriff auf Bargeld zu haben. Auch dieser Effekt hat positive wirtschaftliche Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt.

Jedes Automationsprojekt zeitigt diese vier Folgen. Allerdings konzentrieren wir uns oft auf den Substitutionseffekt – Maschinen ersetzen Mitarbeiter – und vergessen die Auswirkungen auf Preise, Produktivität und Einkommen. Sie erhöhen die Nachfrage nach menschlicher Arbeit. Die Technikgeschichte zeigt, dass die positiven Effekte in der Regel überwiegen. Informationstechnologie und Roboter vernichten bestimmte Jobs, aber nicht Arbeit.

Nun gibt es kein ökonomisches Gesetz, das besagt, dass die Belastung durch Stellenabbau immer kleiner sei als die positiven Auswirkungen auf dem Arbeitsmarkt. Wird die gegenwärtige Automationswelle wohl mehr Jobs vernichten, als sie zu schaffen vermag? Die Zukunft vorauszusagen, ist unmöglich, aber ein Blick in die Arbeitsmarktdaten lässt erahnen, was uns bevorsteht. Rosig erscheint zurzeit die Zukunft all jener, deren Produktivität ansteigt, wenn Computer und Roboter leistungsfähiger werden. Ärzte, Ingenieure, Manager, Lehrer und Sicherheitspersonal profitieren vom Trend. Ihr Anteil an der Gesamtbeschäftigung in den USA stieg in den vergangenen zwanzig Jahren um mehr als 30 Prozent; ihre reale Entlohnung legte um 25 Prozent zu.

Beschäftigte mit mittlerer Ausbildung dagegen, deren Arbeit vorwiegend aus Routineabläufen besteht (Buchhalter, Mitarbeiter in der Produktion, wenig qualifizierte Büroangestellte), werden durch Informationstechnologie und Automation verdrängt. Ihr Beschäftigungsanteil sank, bei stagnierenden Löhnen, in der gleichen Periode um 10 Prozent. Höhere Saläre und ausgezeichnete Arbeitsmarktchancen bieten sich auch jenen, die persönliche, stark von der Situation abhängige Dienstleistungen erbringen. Zu dieser Gruppe zählen das Pflegepersonal, Verkäufer, Fahrer und Handwerker. Ihr An-

teil an der Gesamtbeschäftigung stieg um 25 Prozent, und ihre reale Entlohnung wuchs um 17 Prozent.

Wie die Daten zeigen, hinterlässt die Automation deutliche Spuren im Arbeitsmarkt. Ausgehöhlt wird die Mitte des Arbeitsmarkts. Es verschwinden Stellen, die von den Beschäftigten vornehmlich Routinarbeiten verlangen. Zu den Gewinnern hingegen zählen gut Ausgebildete, die dank Maschinen noch produktiver werden. So ist etwa ein Pfleger mit Internetzugang kein schlechter Ersatz für einen Arzt. Es gewinnen auch Gruppen, die zwar eine geringe Ausbildung haben, die aber persönliche Dienstleistungen erbringen. Wo Charme und die Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen zählen, bleiben Maschinen (noch) chancenlos. Selbst geringfügige Änderungen im Arbeitsumfeld machen Robotern schwer zu schaffen. Umso mehr glänzen sie in einer aufs genaueste kontrollierten Umgebung, etwa in der Automobilproduktion. Menschen aber sind Maschinen weit überlegen, wenn es gilt, eine einzelne Windschutzscheibe zu ersetzen.

Was machen wir mit all dem Geld?

Pessimisten mögen einwenden, dass die Wettbewerbsvorteile von Menschen gegenüber Maschinen vorübergehend seien. Schon in naher Zukunft werde es ihn geben, den charmanten, flexiblen Roboter, eine höfliche Maschine mit unendlicher Geduld. Sollte sich dieser Fall je einstellen, wird Arbeiten in dieser Welt in der Tat kaum mehr sinnvoll sein. Und damit stellten sich gleich zwei Probleme: Was machen wir mit all dem Geld? Und: Was machen wir mit all der Zeit?

Volkswirtschaften werden reicher, wenn produktivere Maschinen menschliche Arbeit ersetzen. In einer von Maschinen dominierten Wirtschaft ist nicht Armut das Problem, sondern die Frage, wie all das Einkommen verteilt werden soll. Und auch die Nullstundenwoche mit garantierten 52 Wochen Ferien pro Jahr ist keine Tragödie. Zum einen ziehen es reichere Menschen ohnehin vor, weniger zu arbeiten. Von 1870 bis 2000 etwa fiel in der OECD die Zahl der geleisteten Jahresstunden um 50 Prozent, nämlich von 2950 pro Arbeiter und Jahr auf etwa 1500. Zum anderen ermöglicht es gerade die neue Informationstechnologie, Freizeit auch wirklich zu geniessen. Während vieler Jahrhunderte hockten wir Menschen zumeist im Dunkeln und in der Kälte. Heute gibt es, Gott sei Dank, Netflix.

Felix Oberholzer-Gee ist Andreas-Andresen-Professor für Business Administration an der Strategic Unit der Harvard Business School sowie Verwaltungsrat von Ringier.



Genug für alle: Ökonom Dorn.

Sharing Economy. Wenn Google dereinst «transportation as a service», also Fahrdienste statt Autos, anbiete, werde man mit etwa 15 Prozent der Fahrzeuge die Mobilität von heute erreichen. Das bedeute 85 Prozent Einsparung von Stahl, Materialien, Energie, Garagen – plötzlich seien die Menschen viel sparsamer, ohne den Gürtel enger schnallen zu müssen. So ermögli-che die digitale Revolution den Übergang zu ressourcenschonendem Wirtschaften.

Kein Wachstum trotz Computern

Helbing schwebt zudem vor, dies mit Anreizen zu verbinden: Wer sich umweltschonend verhält, soll mit einer Art Einkommen belohnt werden und so Gelegenheit erhalten, reduziertes Erwerbseinkommens wettzumachen.

Wo zeichnet sich denn heute ab, dass die Digitalisierung einen derart gewaltigen Wandel bringen könnte, dass er das Arbeiten verdrängen, eine fast kostenlose Produktion ermöglichen und wirtschaftliche Knappheiten beseiti-

Heute wird zu wenig beachtet, auf welcher breiter Front damals die technische Revolution tobte.

gen wird? Spürt man schon, dass die neuesten Computer und Kommunikationsnetze eine Produktivitätsverbesserung bringen, die eine Vorahnung geben könnte auf künftige Automatisierungswellen? David Dorn, Professor für Ökonomie an der Universität Zürich und am UBS Center of Economics in Society, hat sich mit der langfristigen Entwicklung der Produktivität befasst und kommt zu nüchternen Schlüssen: Wenn es rasanten technischen Fortschritt gibt, dann muss dieser in der Wirtschaft zu verbesserten Input-Output-Verhältnissen, also Produktivitätssteigerungen führen, und das muss sich in einem stärkeren Wachstum des Bruttoinlandprodukts zeigen.

Zusammen mit Forscherkollegen überprüfte er die verbreitete Ansicht, nach der sich der Einsatz von Computern zunehmend auch in verbesserten Produktivitätszahlen zeige. Der Befund: In den vergangenen Jahrzehnten gab es in den Industrieländern kein wirklich starkes Wachstum mehr, auch in der jüngsten, von Computern und Kommunikationsnetzen ge-



Machtverschiebungen: Gewerkschafter Pardini.

prägten Zeit nicht. Nur in den späten neunziger Jahren gab es einen kurzen Zwischenspur, und zwar im Zusammenhang mit der Internetblase, die dann 2001/2002 platzte.

Ist es denn überhaupt realistisch, von radikalem technischem Fortschritt einen Wachstumsschub zu erwarten? Ja, sagt Dorn und verweist auf Arbeiten von Wirtschaftshistorikern, die Wachstumsszahlen bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgt haben. Jahrhundertlang lag demnach das Wachstum nahe bei null, technisch veränderte sich wenig. Mit der industriellen Revolution in Grossbritannien um 1750 schnellte das Wirtschaftswachstum in die Höhe und erreichte den Höhepunkt in den 1950er und 1960er Jahren. Dann setzte die bis heute anhaltende Flaute ein. Dorn weist auf Publikationen des amerikanischen Ökonomen Robert Gordon hin, der in seinem jüngsten Buch, «The Rise and Fall of American Growth», beschreibt, wie in den USA zwischen 1870 und 1970 eine technische Revolution stattfand, die das Leben der Leute umwälzte. Schlag auf Schlag gab es gegen Ende des 19. Jahrhunderts bahnbrechende Erfindungen auf verschiedensten Gebieten wie Chemie, Pharmazie, Kunststoffe, Verbrennungsmotoren, Telegrafie, Telefonie, Radio, Elektrizität und anderswo.

Tröstliches Gedankenspiel

Nach Dorns Einschätzung wird in der laufenden Diskussion über die Digitalisierung zu wenig beachtet, auf welcher breiter Front damals die technische Revolution tobte und wie schmal im Vergleich dazu die heutige Weiterentwicklung von Computern und Netzen ist. Umso bemerkenswerter sei es, dass die früheren Techniksprünge die menschliche Arbeit keineswegs überflüssig gemacht hätten, immer wieder seien neue Jobs in neuen Branchen entstanden. Dass es diesmal anders laufen könnte und eine Produktion zu null Kosten fast alle Arbeitsgelegenheiten wegfe-gen würde, hält er für utopisch. Aber selbst für diesen Fall sieht er ein tröstliches Gedankenspiel: Wenn man gratis produzieren kann, sinkt der Preis der Güter gegen null, was bedeutet, dass die ganze Gesellschaft im Überfluss leben kann. Dann müsste man sich über die Verteilung des Kuchens keine Gedanken mehr machen: Es hätte für alle genug. ○

Im Namen Gottes und des Geschäfts

Die Italiener erfanden im Mittelalter den modernen Kapitalismus und dominierten den Handel und das Geldgeschäft in Europa. Heute stehen ihre geschichtsträchtigen Finanzinstitute vor dem Bankrott.

Von Peter Keller

Das sonst schon klamme Italien nimmt nochmals zwanzig Milliarden Euro Schulden auf. Zur Rettung seiner Banken, allen voran die Monte dei Paschi di Siena, der ältesten noch existierenden Bank der Welt. Gegründet 1472, in einer Zeit, als italienische Bankhäuser europaweit ihr Geschäft betrieben, Päpste und Staaten mit Geld versorgten. *Tempi passati*.

Die wichtigsten Finanzplätze liegen heute in der angelsächsischen Welt sowie in Zürich, Frankfurt und Singapur. Dabei wurde der moderne Kapitalismus in Italien geschaffen – und er hat Begriffe geprägt, die bis heute in jeder Buchhaltung auftauchen: Bilanz, netto, brutto, Debitoren, Kreditoren. So wie das Silicon Valley in der Informationstechnologie den Takt vorgibt, waren es italienische *bancheri*, Geldwechsler, die am Tisch (*banco* bzw. *banca*) saßen und das Finanzwesen revolutionierten.

Obschon die Kirche den Geldhandel kritisch beäugte, entstand im Norden Italiens eine durchaus innige Beziehung zwischen Gewinnstreben und Gottesfurcht. Der toskanische Kaufmann Francesco Datini (1335–1410), einer der reichsten Männer Europas, versah seine Handelsbücher mit dem Wahlspruch «Im Namen Gottes und des Geschäfts». Seine Biografie liest sich wie eine Blaupause des modernen Kapitalisten und einer Epoche, in der das wirtschaftlich erfolgreiche Bürgertum früher als anderswo die politische Macht eroberte und die trägen Adelsgeschlechter verdrängte.

Siegeszug des bürgerlichen Kapitalismus

Datini legte eine Aufsteigerkarriere par excellence hin: vom Waisenkind zum Financier der Päpste. Er besaß mehr als 200 Firmen, unterhielt Niederlassungen von Spanien über Brügge bis zur Halbinsel Krim. «Datini hatte Firmen mit beschränkter und mit unbeschränkter Haftung, setzte auf Finanzinstrumente wie Obligationen und Leerverkäufe, auf Risikokapital und Policen für Versicherungen» (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*). Ein mittelalterlicher George Soros. Am Ende vermachte er sein Vermögen den Armen in seiner Heimatstadt.

Ob Francesco Datini oder die Medici und die Peruzzi in Florenz: Sie alle zeugen vom fulminanten Siegeszug des bürgerlichen Kapitalismus. In Genua wird 1407 der Banco di San Giorgio gegründet, der im Unterschied zu den bisherigen Familienbankhäusern bereits in einer gesellschaftsähnlichen Form organisiert ist. Die Kaufleute geben sich weiterhin einen

betont frommen Anstrich: «Im Namen unseres Herrn Jesus Christus und der Heiligen Jungfrau Maria sei uns Gesundheit und Gewinn gegeben, sowohl auf dem Lande wie zur See, und mögen sich unsere Reichtümer und unsere Kinder vermehren. Amen.» Tatsächlich gehörten Stadtrepubliken wie Pisa, Genua, Venedig oder Florenz bald zu den mächtigsten Wirtschaftsmetropolen ihrer Zeit.

Doch wer hat's erfunden? Der Kapitalismus, so lautet eine berühmte These des Soziologen Max Weber (1864–1920), sei aus der protestantischen Ethik hervorgegangen. Es bestehe gewissermaßen eine Wahlverwandtschaft zwischen dem eher rationalen, asketischen Protestantismus und der Anhäufung von Kapital, dem Reinvestieren von Gewinnen in weitere Geschäfte. Weber liegt richtig und falsch mit dieser Verbindung. In Italien hat sich die Selbstbewusstwerdung des Bürgertums viel früher vollzogen und damit eine kommerzielle Revolution eingeleitet: weg von der auf Selbstversorgung ausgerichteten Naturalwirtschaft hin zum Warenhandel und einer dynamischen Geldwirtschaft. Alles weit vor der Reformation.

Dynamik verlagert sich nordwärts

Weber weist allerdings noch auf das Kernstück der späteren protestantischen Ethik

hin, den «Erwerb von Geld und immer mehr Geld, unter strengster Vermeidung alles unbefangenen Genießens». Hier gehen die Wege auseinander. Florentiner Clans wie die Medici bauten sich imposante Paläste, sie gefielen sich als Mäzene. Botticelli, Donatello, Michelangelo, Leonardo da Vinci schufen den künstlerischen Ruhm der Stadt am Arno. In den Augen strenger Calvinisten eine gotteslästerliche Verschwendung. Den ökonomischen Abstieg Italiens sieht der Historiker Volker Reinhardt aber vor allem als Folge einer feudalen Kehrtwende der Oberschichten. Sie beginnen Landgüter zu bewirtschaften, installieren eine durch Steuerpolitik gelenkte Umverteilung zugunsten der Städte und meiden zunehmend die Risiken des Kreditgeschäfts.

Die wirtschaftliche Dynamik verlagert sich in Richtung Flandern, London, Nürnberg (z.B. die Handelsdynastie der Fugger). Dort findet das Know-how der italienischen Kaufleute seine geschickten Abnehmer. Die Kluft besteht bis heute. Ohne die indirekte Bürgschaft der nördlichen Euro-Staaten wären Italien und die geschichtsträchtige Monte dei Paschi wohl längst bankrott – auch ein Begriff aus dem italienischen Finanzwesen. Missbrauchte ein Geldwechsler das Vertrauen, wurde sein Tisch zerbrochen: *banco rotto*. ○



Gewinnstreben und Gottesfurcht: Handelsszene.



Financier der Päpste: Kaufmann Datini.

«Ich bin ein Bauchmensch»

Restaurant-Eröffnungen, Buchpräsentationen, Pelzverbot: Kein anderer Gastronom ist so oft in den Schlagzeilen wie Rolf Hiltl. Der Zürcher Vegi-König hat einen ausgezeichneten Riecher für Ernährungsmoden und Gesellschaftstrends. Von Alex Reichmuth und Maya Wipf und Daniele Kaehr (Bild)



Cleverer Überzeugungstäter: Rolf Hiltl.

Bei Rolf Hiltl sei «Druck auf allen Leitungen», diagnostizierte der *Sonntagsblick*. In der Tat gibt es kein Jahr, in dem der Zürcher Restaurantbesitzer nicht mit Expansionsplänen oder anderen Ankündigungen auffällt. 2011 veröffentlicht Hiltl das Buch «Globi kocht vegi». 2012 lanciert er zusammen mit dem Möbelhaus Ikea eine Vegi-Alternative zu den traditionellen «Kötbullar» (Hackfleischkügelchen) in dessen Verpflegungsstätten. 2013 eröffnet er die «erste vegetarische Metzgerei der Schweiz» gleich neben seinem Stammhaus. 2014 übernimmt Hiltl die gastronomische Bewirtschaftung in den Strandbädern Mythenquai und Kilchberg. 2015 baut er seine Kochschule mit zwei Showküchen zur Hiltl-Akademie aus. Zudem eröffnet er die Hiltl-Dachterrasse im Modehaus PKZ an der Bahnhofstrasse. 2016 kündigt er einen zweiten Klub bei der Sihlpost an. Und dieses Jahr eröffnet er an der Langstrasse ein weiteres Restaurant.

Mediale Auftritte scheinen Hiltl zu liegen, und wird er dort mit Kritik konfrontiert, wie jüngst in einem Talk auf Tele Züri zum Pelzverbot in seinem Klub, scheint das an ihm abzuperlen. Der 51-Jährige, der mit Lockenkopf und Dreitagebart mehr an einen Surflehrer als an einen Chef von 300 Angestellten erinnert, hat offensichtlich Spass an seiner Aufgabe. Hat er auch Tiefgang?

Eine Art Trump Tower?

Ich treffe den Gastronomen in seinem Imperium, dem fünfstöckigen Haus Hiltl an der Sihlstrasse. Er führt mich durch Gänge und Treppen, die meinen Orientierungssinn auf die Probe stellen. Vergoldet ist hier zwar nichts. Doch bin ich in Zürich gelandet? Als wir in einem ruhigen Sitzungszimmer ankommen, wird dem Besucher aber rasch klar, dass das Auftreten des Patrons nichts mit der Grossspurigkeit des nun mächtigsten Politikers der Welt gemein hat. Für Rolf Hiltl scheint das Treffen mit einem Journalisten nicht eines von sicher vielen zu sein. Er nimmt sich Zeit. Er ist interessiert am Gespräch. Er hat kein Problem mit kritischen Fragen.

1998, genau hundert Jahre nach der Gründung des früheren «Vegetarierheims und Abstinenz-Cafés», hat Rolf Hiltl das Gastro-Unternehmen von seinem Vater übernommen. Dass er das laut Guinness-Buch älteste vegetarische Restaurant der Welt in vierter Generation weiterführt, war nicht immer klar. «Es lockte mich nicht, mich ins gemachte Nest zu setzen», so

Hiltl. Um ein Haar wäre er nach einem Praktikum in San Francisco geblieben, um in der Flower-Power-Szene einen Klub zu eröffnen. Er habe sich dann doch verpflichtet gefühlt, in Zürich das Familienunternehmen weiterzuführen. Dieses sei etwas verstaubt gewesen und habe Innovationen nötig gehabt. Noch vor der Übernahme des Hauses von seinem Vater setzte er durch, dass Alkohol ausgeschenkt wird. Und dass die Haferschleimsuppe vom Speiseplan verschwindet: «Ältere Herrschaften, die schlürfend diese Suppe verzehren – dieses Bild war mir ein Graus.» Hiltl wollte ein Lokal, das auch für junge Leute attraktiv ist.

Ohne Zweifel hat er einen ausgezeichneten Riecher für Trends. Eine feste Strategie verfolge er bei seinen Innovationen aber nicht, versichert Hiltl. «Ich bin ein Bauchmensch. Habe ich ein schlechtes Gefühl, nehme ich das ernst.» Ansonsten richte er sich nach dem Trial-and-Error-Prinzip. «Ich hinterfrage alles, probiere Neues aus und nehme in Kauf, auch mal falschzuliegen.» Auch seinen Mitarbeitern erlaube er Fehler, sofern daraus gelernt werde: «Nur so kann man weiterkommen.» Am Anfang sei er ein Kontrollfreak gewesen, gibt Hiltl zu. Inzwischen aber setze er auf Selbstverantwortung. Den Satz «Rolf hat gesagt» wolle er von seinen Angestellten nicht hören. «Wichtig ist, dass alle mit Herzblut arbeiten», betont er. Der Vergleich mit der Firmenkultur von Google gefällt ihm.

Vegetarische Ernährung ist ein Megatrend. Hiltl führt das vor allem darauf zurück, dass Globalisierung und Internet zu Transparenz geführt haben. «Man kann sich mühelos über Produktionsbedingungen und Tierhaltung informieren. Das färbt ab.» Gleichzeitig sei vegetarisches Essen vom Körnlipicker-Image befreit worden. Das Haus Hiltl habe sich zu einem «sinnstiftenden Unternehmen» ent-



Trial-and-Error-Prinzip: Hiltl, Zürich.

wickelt, so der Patron. Er rechnet vor, wie viele Tiere geschlachtet worden wären, wenn das Lokal seit Anbeginn ein normales Fleischrestaurant gewesen wäre. «Würde man den Fleischkonsum in Poulets umrechnen und diese hintereinanderlegen, ergäbe sich die Länge der Strecke Zürich–Dakar.»

«Nicht grundsätzlich gegen die Jagd»

Für sinnstiftend hält Rolf Hiltl auch das Pelzverbot in seinem Klub, das seit 2014 gilt. Wer einen Pelzmantel trägt oder einen Pelzkragen mit sich führt, darf nicht ins Lokal. Der Schweizer Tierschutz war auf Hiltl zugekommen, um ihm das Pelzverbot schmackhaft zu machen. Er sagte zu. Seither haben seine Türsteher Hunderte potenzieller Kunden abgewiesen. Kürschner werfen Hiltl vor, sektiererisch zu agieren. Denn die Vorstellung, Pelzproduktion bedeute automatisch Qualzucht, stimme nicht. So müssten Felle von Füchsen, die von Schweizer Jägern geschossen würden, heute zum Teil vernichtet werden – auch wegen der Anti-Pelz-Kampagne.

Rolf Hiltl gibt zu, dass er sein Bild über die Entstehung von Pelzen habe revidieren müssen. «Ich bin nicht grundsätzlich gegen die

«Mit Sektierern kann ich generell nichts anfangen», so Hiltl.

Jagd und habe darum auch nichts gegen so gewonnene Fuchspelze aus der Schweiz», räumt er ein. Am totalen Pelzverbot im Hiltl-Club hält er dennoch fest, zumindest vorläufig. «Möglich, dass wir da in Zukunft differenzierter vorgehen.» Den Vorwurf, ein Fundamentalist zu sein, weist er zurück. «Mit Sektierern kann ich generell nichts anfangen», so Hiltl. Das gelte auch punkto vegetarische Ernährung. Er esse selber hin und wieder Fleisch, wenn auch «immer weniger». Wenn seine drei Kinder Fleisch konsumieren wollten, sei er der Letzte, der ihnen das verbiete. Was ihm hingegen wichtig ist: «Wer Fleisch konsumiert, sollte bereit sein, ein Tier selber zu töten oder zumindest dem Schlachten beizuwohnen.»

«Verantwortlich gegenüber vielfältiger Schöpfung von Mensch, Tier und Natur», steht im Leitbild des Unternehmens Hiltl. Man kann den Chef also durchaus als Überzeugungstäter sehen. Dass er auch clever agiert, schliesst das offensichtlich nicht aus.

Rolf Hiltl begleitet mich zum Ausgang. Dort wird er von Gästen angesprochen: «Herr Hiltl, wir sehen Sie so wenig im Restaurant.» Der Chef dementiert nicht. Wegen der Prosperität seines Unternehmens ist er zunehmend mit Leitungsfragen und Büroaufgaben befasst. Die Zeiten, als er im Hotel «Dolder Grand» als Lehrling Kartoffeln schälte, sind längst vorbei. ○

DIE WELTWOCH

Alle Artikel an Lager.

Das Weltwoche-Archiv macht alle Beiträge der jüngsten Vergangenheit lebendig. Die einfache Volltextsuche garantiert schnelle Resultate. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff zu diesem einzigartigen Nachschlagewerk.



www.weltwoche.ch/die-weltwoche/fruehere-ausgaben



Einer von unten: Erdogan in Übergrösse auf dem Taksim-Platz in Istanbul.

Ein Riss quer durch den Dönerstand

Die einen schreien nein, die anderen ja, aber alle schwenken einträchtig die türkische Nationalflagge. Wahlkampf-Impressionen aus einem erstaunlich unaufgeregten Istanbul.

Von Matthias Matussek und Marie Tihon (Bilder)

Natürlich hatte ich meine Reportage über die aus dem Ruder laufenden Vorgänge am Bosphorus gut vorbereitet. Sollte man, sollte jeder Journalist tun, in diesen Tagen, seit dem Fall des inhaftierten Journalisten Deniz Yücel, der einen deutschen und einen türkischen Pass hat.

Vorsicht ist geboten. Das deutsche Ausserministerium warnt vor Menschenansammlungen. Wir befinden uns kurz vor Kriegsausbruch – so wie damals im Jahr 1914. Diesen Eindruck muss man gewinnen, wenn man den Talkshows und den Nachrichten folgt: nationale Prahlerei und so weiter, nur war damals der osmanische Sultan auf unserer Seite.

Der heutige nicht. Der beschimpft uns als Nazis. Weshalb der ehemalige Ausserminister Klaus Kinkel gerade fand: «Die Versuchung, zurückzuschlagen, ist gross». Bloss nicht.

Erdogan hat uns Deutsche also «Nazis» genannt.

Nun, das ist jetzt erst mal nichts, was unsere Antifa nicht auch sagen würde beziehungsweise in der Tat täglich raushaut. Oder sinn gemäss die *Taz* oder der von der *Taz* zur *Welt* abgeworbene Denis Yücel.

Wir Deutsche stehen, seit es die AfD gibt, kurz vor dem Machtantritt Hitlers beziehungsweise seiner Wiedergänger. Selbst der grundseriöse *Spiegel* hat Frauke Petry und Alexander Gauland vor dem Hintergrund des

Nürnberger Parteitages gezeigt. Eine Facebook-«Freundin», eine unappetitliche Figur, die gerne denunziert, meinte, sie fühle sich wie in den dreissiger Jahren, wobei sie natürlich die Jüdin ist.

Apropos, der windige Chef des sogenannten Zentralrats der Muslime in Deutschland, gern-gesehener Talkshow-Gast, Aiman Mazyek also, vergleicht das Schicksal der Türken in Deutschland schon seit Jahren unwidersprochen mit dem der Juden in den dreissiger Jahren.

Also irgendwas wird schon dran sein an dem, was Erdogan und seine Minister an uns

Zur Sicherheit hatte ich ein paar meiner Merkel-kritischen Artikel eingepackt.

rügen. Deshalb liegen, besonders seit der Verhaftung Yücel's, für dessen Freilassung ein von *Welt*-Chefredaktor Ulf Poschardt organisierter Autokorso mit mindestens drei Autos in Berlin demonstrierte, meine Nerven blank.

Nur über Whatsapp kommunizieren, riet mir mein türkischer Freund. Und ich habe meiner Frau versprechen müssen, mit niemandem zu reden, der auf seinem Namensschild die Kürzel PKK trägt oder irgendwas mit Revolutionärer Kurdischer Untergrund.

Obwohl, male ich mir kurz aus, ein Autokorso der Antifa für mich, Poschardt in seinem Porsche an der Spitze, mit einem T-Shirt mit der Aufschrift: «Ich bin MM»... Nein, Quatsch, sie sollten den Yücel da schleunigst rauslassen, der meint das doch nicht so, wenn er zum Beispiel dem Merkel-Kritiker Thilo Sarrazin – «eine lispelnde, zuckende Menschenkreatur» – einen tödlichen Schlaganfall wünscht oder wenn er behauptet, Altbundespräsident Joachim Gauck würde «den Juden schon in die Schranken weisen». Letzteres allerdings wurde von dem Grünen Jürgen Trittin als «Schweinejournalismus» bezeichnet.

Auf der Hut

Ausser ihm sitzen Dutzende, wenn nicht Hunderte anderer Journalisten hinter Gittern, ausserdem Professoren, Familienväter, Studenten, Frauenrechtlerinnen, die bei uns allesamt weniger bekannt sind. Nun, man sollte auf der Hut sein.

Ich war nervös. Ich bin, ehrlich gesagt, nicht so mutig wie Jan Böhmermann, der Erdogan kühn einen «Ziegenficker» genannt hat, mitten im deutschen TV-Nischenprogramm ZDF neo. Das löste eine Staatskrise aus. Nach einer – nach Ansicht sämtlicher Leitmedien – unverschämten Verleumdungsklage Erdogans musste Böhmermann erst einmal für Wochen

einen *safe space* aufsuchen. So nennt das die antifaschistische Schneeflockchen-Jugend heute.

Zur Sicherheit hatte ich ein paar meiner Merkel-kritischen Artikel eingepackt. Erdogan mag Merkel nicht, seit sie seine EU-Beitritts-Wünsche auf die ganz lange Bank geschoben hat. Wenn er nur lesen würde, dieser Despot, ach, schlimmer: dieser Populist.

Ich bezweifle, dass er es tut. Sonst würde er doch Yücel nicht einsperren, sondern zu seinem Pressesprecher machen. Denn der Deutschtürke findet, dass «der baldige Abgang der Deutschen ein Völkersterben von seiner schönsten Seite» sei. Die deutsche Sprache hält er für ein Sammelsurium von Schreckenswörtern.

Man wird einfach nicht schlau aus den Orientalen.

Wie Yücel, der mit dem als «terroristisch» eingestuften Hacker-Kollektiv Redhack zusammenarbeitete und offenbar wochenlang aus der Sommerresidenz des deutschen Botschafters operierte, habe auch ich mir vorher einige Gesprächspartner (journalistisch: Quellen) besorgt. So auch die Mobilnummer eines ehemaligen Wahlbeobachters, den ich über die Lage vor Ort ausquetschen wollte.

Ich rief ihn an, selbstverständlich über WhatsApp, und hielt mich kurz, denn er lag mit einer Lungenentzündung darnieder. «Der Ärmste», dachte ich mir, «und das in Istanbul.» Aber er konnte sprechen, wenn auch hustend. Treffen gleich nach meiner Ankunft, er liege im Universitätshospital. Ich muss die Geschichte einfach erzählen, weil sie die gegenwärtige Hysterie und Geheimhaltungsmanie schön wiedergibt.

Zum Universitätsspital

Am Atatürk-Flughafen also besteige ich ein-Taxi und sage «University Hospital». Der Typ am Steuer, um die vierzig, Schnurrbart, schwarze Lederjacke, südländisches Aussehen, schaut in den Rückspiegel und sagt erst mal nichts.

Er zuckt mit den Achseln. Nun hat mich ein türkischer Freund vorgewarnt, Taxifahrer in Istanbul seien begriffsstutzig. Ich versuche es mit «Üniversitö Hospitali». Wir fahren bereits. Er schüttelt den Kopf und redet was, und ich kapiere, aha, es gibt mehrere Universitäten, wahrscheinlich auch mehrere Universitätskliniken. Der Name? Ich rufe meine Quelle an. Husten. «Es gibt nur eine Universitätsklinik, Abteilung E3.» Husten. Mein türkischer Freund aus Deutschland wird hinzugeschaltet. Dann die Idee: Die Quelle schickt einen Kartenausschnitt von Google Maps, selbstverständlich verschlüsselt über Whatsapp, mit dem türkischen Geheimdienst ist nicht zu spassen.

Das Foto kommt, triumphierend reiche ich mein iPhone dem Fahrer nach vorne. Der Typ schaut drauf, ratlos, zuckt wieder mit den Schultern. Er kann das nicht lesen. Trottel! Reicht mir das Handy zurück. Ich schaue drauf und lese «Sonneggstrasse, Rämistrasse, Universitätshospital Zürich».

Zürich! Meine Quelle liegt in Zürich in der Klinik.

«Wohin jetzt?», will der Taxifahrer wissen, mittelschwer genervt. Und nun zahlen sich meine Jahrzehnte als Profi aus. Ich bleibe cool. In Sekundenschnelle überschlage ich: Die Fahrt nach Zürich über die Balkanroute würde wohl zwei Tage dauern, wenn wir nachts durchfahren, und rund 20 000 Euro kosten. Plus Trinkgeld.

Er setzt sich in einem dunklen Hauseingang auf die Treppenstufen, ich folge ihm.

Militärisch knapp sage ich: ««Bosporus Arts Hotel.»» Wo ich gebucht bin. Dort spannt sich – gross und irgendwie überraschend – ein Transparent der Erdogan-Gegner über die Strasse. Ein lachendes Kindergesicht (Zukunft! Demokratie!) und das Wort «hayir»: nein. Nein zur Präsidialdiktatur, die sich der Diktator vom Bosporus jetzt schenken lassen möchte von seinem Volk, per Referendum. Und die, rein theoretisch, der französischen Präsidialverfassung entspricht. Mal im Ernst: Hollande oder Erdogan – wen würden Sie für Ihren von allen Seiten belagerten Bungalow als Security-Mann einstellen?

Das «Bosporus»-Hotel heisst so, weil man aus einem Zimmer im obersten Stock den Bosporus sehen können soll. Ich wohne unten. Aber es ist schön und bequem, nur irritiert mich die Tatsache, dass man für den WLAN-Empfang seine Passnummer eingeben soll – was ist das wieder für eine überwachungsstaatliche Sauerei?

Neben dem Bett eine weitere Novität. Handys zur freien Verfügung, auf denen man Auslandsgespräche umsonst führen darf. Ach Gottchen, lieber türkischer Geheimdienst. Als ob ich darauf hereinfallen würde.

Natürlich habe ich mir angeschaut, was berufenerer Türkei-Kenner als ich über Land und Leute wissen. Zum Beispiel Claudia Roth. Sie liebt die Türkei. Sie liebt «Sonne, Mond und Sterne, und die Konflikte».

Also Sonnemondsterne sind in dieser Nacht Fehlanzeige, das Wetter ist mau. Aber viele Konflikte. Heute Abend spielt Besiktas Istanbul gegen Olympiakos Piräus, das Stadion ist praktisch nebenan.

Auf meinem Weg zum «Farao»-Restaurant, eine Empfehlung des netten Herrn an der Re-

zeption (getarnter Agent?), passiere ich sieben bettelnde Syrerinnen mit ihren schlafenden Kleinkindern. Ich verteile Scheine, ach, hätte ich sie doch alle gegeben. Die Frauen sitzen hier, weil unsere Kanzlerin dem *diktator*, der sie beschimpft, Milliarden dafür bezahlt, dass die Elenden nicht auf dem Ku'damm in Berlin herumsitzen. Denn das würde sie Stimmen kosten. So kostet es nur Steuergelder. Ihr geht es um Bilder, wie wir inzwischen wissen.

Nur noch den grossen Hunderter

Die Lammkoteletts sind vorzüglich, und im TV spielt Besiktas die Griechen in Grund und Boden. Gut gelaunt begeben sich auf den Rückweg, einige Süsskrämläden sind noch geöffnet, ich verteile wieder Lira an die Elenden. Ein Schuhputzer rennt an mir vorbei und verliert seine Bürste. Ich rufe ihm hinterher, er geht vor Dankbarkeit vor mir auf die Knie, ist überglücklich, denn ich hätte ihm das Leben gerettet. Er hat drei Kinder und schläft im Park.

Er schüttelt sich vor Kälte und macht «brrrr». Zum Dank will er mir die Schuhe putzen.

Ich bin gerührt.

Ja, auch wir knallharten Profis aus dem Nachrichtengeschäft haben Gefühle.

Er setzt sich in einem dunklen Hauseingang auf Treppenstufen, ich folge ihm. Ich trage Wildlederschuhe, schwarz, die brauchen keine Pflege, vielleicht einmal bürsten. Er erzählt noch mal von seinen Kindern, während er mit Zahnbürste und Geheimtinktur – ich schätze, es ist Wasser – den Schuhen zu Leibe rückt. Ich muss jetzt weiter, will ihm was geben für seine Kinder, aber die kleinen Scheine sind an die syrischen



Viele Konflikte: Autor Matussek im Nein-Lager.

Frauen verteilt. Ich habe nur noch den grossen Hunderter. Er könne wechseln, sagt er, und weil er's doch nicht kann, wird er wütend und möchte noch mehr, wahrscheinlich aus Scham über seinen wirtschaftlichen Misserfolg. Diese Türken, immer mit ihrem Stolz. Bevor er mir eine reinhaut, reisse ich mich los und marschiere zum Hotel ganz in der Nähe. >>>

Im Übrigen habe ich ihn ja nun auch als Quelle ausgeschöpft. Er hat drei Kinder, schläft im Park und verliert ab und zu seine Schuhbürste aus Schusseligkeit. Ich beschliesse, das in meinem Reporterblock aufzuschreiben, damit ich es nicht durcheinanderbringe. Drei Kinder, Mann, mittelgross, schwarze Haare, Übernachtung im Park. Genauigkeit, das ist das A und O in unserem Geschäft.

Am nächsten Tag, die Niederlande haben gewählt, und der Wahlverlierer und Rechtspopulist Mark Rutte wird mit einem Verlust von minus vier Prozent als Drachentöter und Sieger über den noch rechtspopulistischeren Geert Wilders gefeiert, der um drei Prozent zugelegt hat.

Kommentare aus dem deutschen Paralleluniversum. Nun, schreibt Ex-Kollege Hans-Jürgen Schlamp, ein ganz lieber Kerl, aber doch eher einfach, auf *Spiegel* online, nun müsse man den politischen Hass und die moralische Minderwertigkeit überall auf der Welt weiter bekämpfen. Wir deutsche Journalisten sind ja Spezialisten darin, und der Populismus ist noch längst nicht tot. Man schaue sich nur den Erweckungsgottesdienst der SPD-Freikirchler zur Wahl von Martin Schulz an.

Auch der nächste Tag bringt nicht Sonnemondestern, die Claudia Roth so liebt, aber einen lustigen Spaziergang durch den Stadtteil Nisantasi, wo es Brautmoden bis zum Abwinken gibt. Lauter weisse Zuckertorten aus Tüll. Hier wir noch geheiratet, aber wie.

Meine private Umfrage zum Referendum zeigt derweil keine eindeutige Tendenz. Sie bleibt bei fünfzig zu fünfzig, selbst in diesem mondänen Shoppingviertel.

Der nächste Tag bringt strahlende Sonne und Zeitungen, mit Erdogans Verwünschung auf dem Titel: «Europa wird in seinen eigenen Ängsten ertrinken.» Und er fügt hinzu: «Wie vor dem Zweiten Weltkrieg».

Ansonsten feiern die Menschen den freien Samstag auf dem Taksim-Platz und lassen sich vor dem Atatürk-Denkmal fotografieren. Heute ist ausserdem der «Canakkale»-Tag, an dem

man des Sieges 1915 in der Schlacht von Gallipoli über die Briten gedenkt. Auf osmanischer Seite zeichnete sich der Offizier Mustafa Kemal Pascha aus. Später gründete er die türkische Republik und erhielt den Übernamen Atatürk: Vater der Türken.

Er schuf Sultanat und Kalifat ab, er verbot den Schleier, ermunterte Frauen zum Studium, gab ihnen gleiche Rechte, trieb mit der Macht der Militärs die Alphabetisierung und Modernisierung voran. Harsche Methoden. In Anatolien wurden Bauern zuweilen mit aufgefanztem Bajonett gezwungen, Franz Schuberts Musik zu lauschen.

Gottes Wort vor der katholischen Kirche

Von einer Häuserfront am anderen Ende des Platzes schaut Erdogan streng zu dem Denkmal herüber. Ich nicke in seine Richtung und frage einen Mann, welchen von beiden er bevorzuge: Atatürk oder Erdogan. Der Mann

Meine private Umfrage zum Referendum zeigt derweil keine eindeutige Tendenz.

schaut hinüber zum Präsidenten, schüttelt den Kopf und macht die Geste von einem, der sich Geld in die Taschen schiebt.

Im «Espresso-Lab» am Rande des Platzes steht Osman hinter der Theke, gepflegter Vollbart nach Hipster-Manier, Pferdeschwanz, und spricht lieber über Warschau als über das Referendum. Denn in Polen lebt sein Vater, und daher hat auch er ein Visum für den Schengen-Raum. Die Amis, noch unter Obama, wollten ihm keines geben.

Am Dönerstand zwei Türen weiter verläuft der Riss über das Referendum mitten durchs Geschäft: Der gutgelaunte Ahmet, der den Lammdöner heruntersäbelt, ist Erdogan-Mann. Sein finsterer Kompagnon am helleren Geflügeldöner will mit Nein stimmen. Trotzdem scheinen die beiden klarzukommen.

Die kleine rote Strassenbahn, die die modi-



Wer hat mehr drauf? Demonstration in der Nähe des Gewürzbasars.

sche Shopping- und Bummelstrasse Istiklal Caddesi befährt, wird gerade renoviert. Vieles wird derzeit renoviert, der Strassenbelag soll gegen Marmor ausgetauscht werden. Erdogan verewigt sich. Eine dritte, zwei Kilometer lange Brücke überspannt seit einiger Zeit den Bosphorus, als ob Goethes Wort in Beton gegossen worden wäre: «Wer sich selbst und andere kennt, / Wird auch hier erkennen: / Orient und Okzident / Sind nicht mehr zu trennen.»

Mitten auf der Istiklal Caddesi liegt das Hauptquartier der Oppositionspartei CHP. Ihre Wimpel überspannen die Strasse. Vor dem Stand der Aktivisten, meist Studenten, probiere ich eine Art Schürze mit dem Aufdruck «hayir» an. Sie sitzt wie angegossen, die Aktivisten jubeln, aber ich sage, dass ich zur Neutralität verpflichtet bin. Als Journalist. Und als Ehemann.

Ein Polizeiauto parkt vor der katholischen Kirche Saint Antoine am unteren Ende der Strasse. Es ist nicht zu erkennen, ob es zur Überwachung oder zum Schutz der Lebendigen, mehrheitlich afrikanischen und philippinischen Gemeinde da steht. Bruder Antonio ist froh, dass er hier das Wort Gottes verkünden kann, an politischen Verlautbarungen hat er kein Interesse.

Orientalischer Zauberblick

Durchs Gewirr der Souvenir- und Musikläden hinunter zum Goldenen Horn. Dieser hinreisende orientalische Zauberblick: die Silhouette der Süleymaniye-Moschee, die Galata-Brücke, das Goldene Horn, das jetzt silbern funkelt in der Sonne, die Fähren und schaukelnden Boote und hinten der Topkapi-Palast. Was kann es Schöneres geben.

Mittagessen mit einer französischen Künstlerin auf der Dachterrasse des «Afrodite»-Restaurants. Frischgegrillter Barsch mit Knoblauch und Salat, und eben dieser Blick übers Meer. Besser geht's nicht. Jacqueline beschäftigt sich mit «Flüchtlingsprojekten» und «Frauenprojekten». Die Mehrheit der Frauen, sagt sie, wähle Erdogan. Auch sie selbst hat,



Durchs Gewirr: Flyer-Aktion von Referendumsgegnern.

erstaunlicherweise, Verständnis für «evet», die Ja-Fraktion.

Die Modernisierung durch Atatürk sei immer auch ein Eliteprojekt gewesen, eines der Oberschicht, erzählt Jacqueline. Jetzt sei mit Erdogan einer von unten gekommen, habe sich durch- und hochgeboxt. Er habe die Strassen saubergekriegt, die Wirtschaft angekurbelt, ein vernünftiges Sozialsystem eingeführt. Tatsächlich: Wer das heutige Istanbul mit dem vor zwanzig Jahren vergleicht, sieht eine moderne Metropole, in der aber auch das Erbe gepflegt wird. Eine wild-schöne und romantische Stadt.

Wie er mit der Opposition verfare, sei natürlich grässlich, sagt Jacqueline. «Dabei sind nicht die paar aufsässigen Journalisten das Problem», werfe ich ein, «sondern kriminelle Schuhputzer.» Sie stutzt, ich erzähle, sie lacht: «O Mann, die älteste Masche in Istanbul.»

Aber was die Opposition angeht: Das Massenblatt *Hürriyet* lasse durchaus auch die Opposition zu Wort kommen. Natürlich gehören die lauten Schlagzeilen Erdogan, und an diesem Tag ist es die Aufforderung an die Frauen des Landes, statt wie bisher drei nun fünf Kinder zur Welt zu bringen.

«Ich bin im Prinzip dafür», sage ich, «auch bei uns, gerade bei uns, aus Gründen der Waf-



Schicksalsfrage für eine Nation: Betteln in Istanbul.

fengleichheit.» Der moderne Krieg wird über demografische Siege abgewickelt. Jacqueline, die sich «noch Zeit lassen will», findet das gar nicht komisch.

Später gerate ich vor der Süleymaniye-Moschee dann doch in eine Menschenmenge, die ich auf Rat des deutschen Aussenministers eigentlich meiden sollte. Genau genommen sind es zwei Mengen: links der «hayir»-Tross, rechts die «evet»-Dudler. Erst mal scheint es darauf anzukommen, welche Lautsprecheranlage mehr draufhat – bei den Nein-Leuten laufen historische Aufnahmen von Atatürk und Märsche, «Canakkale» ohne Ende. Bei den Erdogan-Fans hört man eher Folkloristisches und Schlager. Beide Lager schwenken die rote Fahne

mit dem Halbmond. Die «hayir»-Leute drücken mir einen Wimpel in die Hand. Ich schwenke mit, aus purer Höflichkeit, also distanziert, im dekonstruktivistischen Sinn. Hoffentlich kennen die Agenten, die mich todsicher beschatten, den Unterschied.

Ich frage im «evet»-Lager zwei junge Frauen, Studentinnen ohne Kopftuch, ob sie denn wie ihr Präsident oder der von ihm eingekerkerte Deniz Yücel glauben, dass alle Deutschen Nazis sind. «Also nicht alle», sagt die Hübsche mit der Kamera, und ihre Freundin ergänzt sehr richtig: «Man darf nicht pauschalisieren.»

Ich versichere beiden meine Abscheu vor Hitler, und dann kommt schon das Tram.

Alles wie zu Hause

Am nächsten Abend, zurück auf die Istiklal, in die Dachbar «360 Grad». Sushi und Oberschicht, Blick auf den Turm von Saint Antoine, ein Amy-Winehouse-Double hat deren Look, aber leider nicht ihre Stimme. Auf der Aussenterrasse schwärmen drei Australierinnen von der humanitären deutschen Kanzlerin, der Verteidigerin der freien Welt. Donald Trump verachten sie. Alles wie zu Hause.

Dort rufe ich dann meine Quelle an, Alfred Heer, Computerunternehmer, SVP-Abgeordneter und vom Europarat beauftragter Wahlbeobachter und demokratischer Aktivist, nicht nur in der Türkei, sondern auch in Armenien, in der Ukraine, in Russland. Er kommt rum.

Bei der letzten türkischen Parlamentswahl war er zur Stelle, ebenso bei der kurz darauf erfolgten Neuwahl. «Keine Unregelmässigkeiten, das läuft da sehr professionell ab, alle Parteien haben ihre eigenen Beobachter»,

berichtet er. Allerdings gebe es natürlich Propagandavorteile für den Präsidenten, besonders im Osten des Landes.

Auf die Dauer, meint Heer, werde sich Erdogan nicht halten können. Die halbe Verwaltung sitze im Knast, und man könne nicht auf Dauer 40 000 Oppositionelle im Gefängnis halten. Doch er hat auch Verständnis für diejenigen, die für den Präsidenten stimmen, denn die Unsicherheit ist gross, was und wer nach ihm kommen würde.

Das ist eine Schicksalsfrage für eine Nation, die mit Terroristen zu tun hat und mit Nachbarn wie Syrien und dem Irak.

Und natürlich, vor allem, mit den deutschen Nazis. ○

Nachruf



Meinungswandel: IRA-Mann McGuinness.

Martin McGuinness (1950–2017) — Sieht so ein Mörder aus? Charmant, humorvoll, herzlich, menschlich – Treffen mit Martin McGuinness waren immer der Höhepunkt einer Nordirland-Recherche. Und doch soll dieser Mann, der mehr als andere zum Ende des Bürgerkrieges beitrug, jahrzehntelang als Chef der Irisch-Republikanischen Armee (IRA) Bombenanschläge, Morde und das berüchtigte *kneecapping* in Auftrag gegeben haben. Dabei wurden «Verrätern» die Kniescheiben zerschossen.

McGuinness hat stets bestritten, Führer der IRA gewesen zu sein. Aber dass er seit seinem 19. Lebensjahr IRA-Mitglied und an ihren Operationen beteiligt war, das konnte – und wollte – er nicht leugnen. Denn McGuinness war immer eines: ein irischer Patriot, der sein Ulster mit dem Süden der Grünen Insel vereinigen wollte.

Als er erkannte, dass dieses Ziel mit Gewalt nicht zu erreichen war, schwor er dem Terror ab und setzte auf Verhandlungen mit den Protestanten in Belfast und den Briten in London. Darin lag seine wahre Grösse. Sie machte frühere Untaten zwar nicht ungeschehen. Aber der Meinungswandel führte letztlich zu einem Frieden – nicht zuletzt deshalb, weil nur der harte Kämpfer McGuinness genügend Autorität bei den Paras, dem harten Kern der Terroristen, hatte, um sie dazu zu bewegen, die Waffen nicht nur niederzulegen, sondern auch abzugeben.

Mit ihm stirbt ein Irland wie aus einem Geschichtsbuch. Jetzt übernimmt eine neue Generation. Doch ob sein Frieden Bestand haben wird, ist noch lange nicht sicher. *Wolfgang Koydl*

Süßsaure Scheidung

Jetzt wird es spannend: Am 29. März beginnt der Countdown für den Brexit. Inzwischen will ihn auch die EU so schnell wie möglich durchziehen. Es ist allerdings fraglich, ob die Zeit für eine saubere Trennung reicht. *Von Wolfgang Koydl*



Möglichst geräuschlos: EU-Kommissions-Präsident Juncker, britische Premierministerin May.

Das Fremdwort müssen sich die Briten zwar von den Deutschen borgen, doch das Gefühl ist ihnen nicht fremd: Nigel Farage triefte geradezu vor Schadenfreude, als er dieser Tage der *Weltwoche* Rede und Antwort stand (nachzulesen auf der Website). «Aus Gründen der Symbolik», höhnte der Ex-Vorsitzende der eurokritischen britischen Ukip, wäre es doch schön, wenn Premierministerin Theresa May die Scheidungspapiere in der kommenden Woche der Europäischen Union überreichen würde – als Präsent zum 60. Geburtstag der Römischen Verträge, den die EU am 25. März in der italienischen Hauptstadt feiert.

In Brüssel reagiert man auf solche Häme mit verkniffener Miene und süßsaurem Lächeln. Es sei einzig und allein das Vorrecht der britischen Regierung, das Datum zu bestimmen, an dem Artikel 50 des Vertrages von Lissabon aktiviert wird. Von da an läuft der zweijährige Countdown bis zum Ausscheiden der Insel aus der Union – egal, wie weit man sich bis dahin auf alle Einzelheiten der Trennung verständigt hat.

Nun hat Mrs May den 29. März als Stichtag verkündet, aber selbst wenn sie den Jubeltag genommen hätte – auch egal. Man hätte dies nicht als «feindlichen Akt» angesehen. Eine bemerkenswerte Aussage unter Freunden und Partnern. Von feindlichen Akten redet man sonst nur unter Feinden und Konkurrenten. Dennoch hat man sich in der Europa-Metropole mit dem Bre-

xit mittlerweile abgefunden. Von Entsetzen oder gar von Wunschträumen, dass der Prozess doch noch umgekehrt werden könnte, hört man so gut wie gar nichts mehr. Im Gegenteil: In die stille Schicksalsergebenheit mischt sich immer öfter Erleichterung, das unbequeme Mitglied endlich loszuwerden. Jede Art von Neuanfang in der EU – und der gilt als unausweichlich – lasse sich ohne die Briten leichter über die Bühne bringen.

Generell herrscht die Stimmung vor, dass man das Thema so schnell und geräuschlos wie möglich durchziehen will. Der Schock, den das Austrittsvotum vergangenen Juni ausgelöst hat, ist verpufft – sei es wegen des noch größeren Trump-Schocks oder wegen allfälliger neuer Schrecken, die dieses Jahr vielleicht noch bereithält. Angesichts der sich auftürmenden anderen Probleme – Migration, Euro-Krise, Marine Le Pen vor dem Elysée-Palast – ist der Brexit fast zu einer Nebenveranstaltung geschrumpft.

Wie vieles andere in der Europäischen Union liegen auch die Verhandlungen mit London fest in deutscher Hand. Nicht offiziell, aber faktisch. Offiziell hat die EU-Kommission Ex-Kommissar Michel Barnier zum Chefunterhändler bestimmt. Die Ernennung des als britenfeindlich geltenden Franzosen wurde von manchen Kreisen auf der anderen Seite des Ärmelkanals als durchaus feindlicher Akt verstanden. Solche Sorgen dürften sich als unbegründet erweisen, gilt der konservative Par-

tei-Apparatschik aus Savoyen doch selbst in der Kommission nicht als das hellste Licht.

Vierzig Gesetzestexte pro Tag

Genau dies dürfte der Grund gewesen sein, weshalb ihm Martin Selmayr, der mächtige deutsche Kabinettschef von Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker, den Posten zuschanzte: Der Franzose dürfte kaum eigene Initiativen entwickeln und lässt sich einfach einwickeln. Zur Sicherheit stellte ihm Selmayr mit Sabine Weyand noch eine erfahrene Eurokratin als Stellvertreterin zur Seite. Auch sie ist Deutsche.

«Heisst unter dem Strich, dass Selmayr die Verhandlungen leitet», resümierte ein führender Eurokrat unter dem Schutzmantel der Anonymität. «Vor allem, weil Juncker selbst kein Interesse an dem Thema mehr zu haben scheint.» Die beiden anderen EU-Institutionen haben nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen: Der Rat entsendet den Belgier Didier Secuws in die Gespräche – ein kluger Beamter, aber keiner, der allzu viel zu sagen hat. Für das Parlament steigt der belgische Liberale Guy Verhofstadt in den Ring – ein Politiker mit Hausmacht, aber eben auch mit oft wirren, weltfremden Ideen.

Vor diesem Hintergrund werden die förmlichen Gespräche über eine Scheidungsvereinbarung stattfinden. Der Zeitrahmen ist genau festgesetzt: zwei Jahre oder 500 Brüsseler und Londoner Arbeitstage. Eine sportliche Herausforderung, wenn man die Enormität der Aufgabe bedenkt, die mit einer Amputation am lebenden Objekt verglichen wurde. Nicht mit einem raschen Schwerthieb, sondern in chirurgischer Feinarbeit – Vene für Vene, Sehne für Sehne, Nerv für Nerv, Kapillare für Kapillare.

Nur zwei Beispiele: Exakt 20 833 EU-Gesetze und Direktiven verbinden das Vereinigte Königreich und die EU. Sie alle müssen überprüft, gegebenenfalls überarbeitet oder ersetzt werden. Macht im Schnitt vierzig Gesetzestexte pro Arbeitstag oder fünf in der Stunde, wenn man keine Mehrarbeit zur Unzeit machen will.

Im Vertrag von Lissabon, der Verfassung der EU, wird Grossbritannien zwölfmal explizit erwähnt. Da ein Nichtmitglied in diesem Grundgesetz nichts verloren hat, müssen die Passagen gestrichen werden. Dies bedeutet jedoch eine Änderung des Vertrages, und ein solcher Einschnitt muss von den Parlamenten aller 27 Mitgliedsstaaten ratifiziert werden. Wohlgemerkt: in weniger als 24 Monaten.

Mal sehen, welcher Chirurg wann als erster das Skalpell wegwirft und zur Säge greift. ○

Showdown auf dem Capitol Hill

Der FBI-Chef sagt in der angeblichen «Abhör-Affäre» aus. Medien veröffentlichen Trumps Steuererklärung. Und der Präsident steigert die Kadenz seiner Twitter-Tiraden. Jenseits von Jubel und Verdammung dokumentiert die *Weltwoche* die Handlungen des neuen US-Präsidenten.

Schlagabtausch — Auf dem Capitol Hill herrschte diese Woche emsiges Treiben. FBI-Direktor James Comey hat erstmals öffentlich dargelegt, dass das FBI tatsächlich «die Versuche der russischen Regierung untersucht, in die Präsidentschaftswahlen von 2016 einzugreifen». Noch brisanter: Comey sagte aus, dass die Top-Spürhunde der Nation «Personen» untersuchen, «die mit der Trump-Kampagne und der russischen Regierung in Verbindung stehen». Sie prüfen ausserdem, «ob es irgendeine Koordination von Trump-Kampagne und den russischen Aktionen gab».

Präsident Trump feuerte am Montagmorgen vor dem Auftritt des FBI-Chefs vor dem Geheimdienstsausschuss im Repräsentantenhaus präventiv Tweets ab: «Die Demokraten haben die Russen-Story in die Welt gesetzt und aufgebaut, um von ihrer schrecklichen Kampagne abzulenken.» Ausserdem erinnerte er seine Twitter-Gemeinde: «James Clapper [ehemals Koordinator der US-Nachrichtendienste] sagte aus, dass es keinen Hinweis darauf gebe, dass sich POTUS [President of the United States] mit den Russen abgesprochen hat. Diese Geschichte ist FAKE NEWS, und jeder weiss es.»

Comey focht derweil Trumps Anschuldigungen an, dass Ex-Präsident Obama Gespräche im Trump Tower habe abhören lassen. «Ich verfüge über keine Informationen, die diese Tweets belegen. Wir haben die Sache im FBI genau untersucht. Das Justizdepartement hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, dass sämtliche Abteilungen ihres Ministeriums zum selben Schluss gekommen sind.» Trump antwortete via Twitter: «NSA [Nationale Sicherheitsbehörde] und FBI haben den Kongress unterrichtet, dass Russland den Wahlprozess nicht beeinflusst hat.»

Ausflug — Nach einem dramatischen Tag in der US-Hauptstadt begab sich Trump am Montagabend in der Air Force One nach Louisville, Kentucky, dem Heimatstaat von Senatsführer Mitch McConnell, um den Plan zu unterstützen, Obamacare aufzuheben und zu ersetzen. Er sprach vor 18 000 begeisterten Anhängern. Einige Fans hatten dort seit halb sechs Uhr in der Früh auf den Präsidenten gewartet.

«Überhört» — Weniger emotional ging die Staatsvisite der deutschen Kanzlerin Angela Merkel im Weissen Haus am Freitag über die Bühne. Während der gemeinsamen Pressekon-

ferenz forderten Medienvertreter die beiden Staatschefs zu einem Shakehands auf. Trump machte den Anschein, die Aufforderung zu ignorieren. Sein Pressesprecher Sean Spicer machte später geltend, der Präsident habe den Aufruf im allgemeinen Trubel überhört.

Trump seinerseits twitterte tags darauf aus seinem «Winter White House» in Mar-a-Lago,



«Genau untersucht»: FBI-Chef Comey.

Florida: «Ungeachtet, was ihr von FAKE NEWS gehört habt, hatte ich ein GROSSARTIGES Treffen mit der deutschen Kanzlerin Angela Merkel.» «Deutschland muss zahlen» – Ganz in Minne liess Trump das Treffen jedoch nicht verklingen. Per Twitter schob er nach: «Deutschland schuldet der Nato und den Vereinigten Staaten gewaltige Summen Geld. Es muss für die schlagkräftige und sehr teure Verteidigung bezahlen, die sie für Deutschland leisten.»

Im Rahmen des gemeinsamen Verteidigungsbündnisses haben die 28 Nato-Staaten vereinbart, 2 Prozent des Bruttosozialprodukts (BSP) zur Verteidigung beizusteuern. Kommen Mitgliedsstaaten dieser «Richtlinie» nicht nach, fallen allerdings keine Schulden an. Gegenwärtig erfüllen einzig die USA, Griechenland, Estland, Grossbritannien und Polen die Zielvorgabe.

Der ehemalige US-Botschafter bei der Nato, Ivo Daalder, twitterte: «Jene, die gegenwärtig nicht 2 Prozent des BSP für ihre Verteidigung



ausgeben, erhöhen nun ihre Verteidigungsbudgets. Das sind gute Nachrichten.» Gemäss Nato-Angaben gibt Deutschland derzeit 1,2 Prozent aus und rangiert hinter Frankreich (1,79 Prozent) und der Türkei (1,69 Prozent).

Blockiert — Derweil ist auch die zweite Auflage des Einreisemoratoriums für sechs «besorgniserregende Staaten» – Libyen, Syrien, den Sudan, Somalia, Jemen und den Iran – von Bundesgerichten in Hawaii und Maryland kurz vor dem Inkrafttreten am Donnerstag blockiert worden. Trump hat den Vorgang am Mittwoch als «juristischen Übergriff» bezeichnet und angekündigt, er werde bis ans Oberste Gericht gelangen, um für die Umsetzung des Einreisemoratoriums zu kämpfen.

Enthüllung — Trump kritisierte die Medien auch dafür, dass sie zwei Seiten seiner Steuererklärung aus dem Jahr 2005 veröffentlicht hatten. Dies sei «illegal» und «beschämend». Der Nachrichtensender MSNBC hatte in einer spektakulär aufbereiteten Sendung enthüllt, dass der Immobilien-Tycoon 38 Millionen Dollar an Bundessteuern bei einem ausgewiesenen Einkommen von 150 Millionen Dollar bezahlt hatte, was 25,3 Prozent seines Einkommens entsprach. Trumps Rivalin im Wahlkampf, Hillary Clinton, hatte Trump beschuldigt, überhaupt keine Bundessteuern bezahlt zu haben. Zum Vergleich: Ex-Präsident und Ex-First-Lady Obama bezahlten 2015 Steuern im Umfang von 18,7 Prozent ihres Einkommens. 2014 entrichteten der selbst erklärte «sozialistische» Senator Bernie Sanders und seine Frau dem Staat 13,5 Prozent ihres Einkommens an Steuergeldern.

Das Weisse Haus teilte mit, Trump habe «Dutzende Millionen Dollar an anderen Steuern wie Verkaufssteuer, Verbrauchssteuer sowie Arbeitslosenversicherungsbeiträge» bezahlt.

Gemäss Medienberichten war Trumps Steuererklärung via NBC-News-Reporter und Pulitzerpreisträger David Cay Johnston an die Öffentlichkeit gekommen. Johnston sei das Dokument anonym zugespielt worden. Trump kommentierte per Tweet: «Glaubt irgendjemand wirklich, dass ein Reporter, von dem noch nie jemand etwas gehört hat, <zu seinem Briefkasten> ging und dort meine Steuererklärung gefunden hat? @NBCNews FAKE NEWS!»

Der Reporter twitterte zurück: «Meine Güte, Donald, dein Weisses Haus hat meine Story bestätigt. POTUS fake Tweet. Sad!» ○



Zweitstärkste Kraft im Land: Geert Wilders.



Sitzverluste: Mark Rutte.



Nur Amsterdam erobert: Jesse Klaver.

Aufblasen und Niederschreiben

Nach den Wahlen in den Niederlanden geht ein Seufzer der Erleichterung durch Europa. Der «Rassist» Geert Wilders habe verloren. Die «Rechtspopulisten» seien gestoppt worden. Ein «Votum für Europa» hätten die Niederländer abgegeben. Von wegen! Von Urs Gehrig

Der Saal pumpt, die Menge stampft. Von hinten keilt sich ein Mann durch das Volk. Braune Mähne, weisses Hemd, Ärmel lässig aufgerollt. Küsschen da, Handschlag dort. Raufgedefert auf die Bühne, ruft er ins Mikrofon: «Ihr seid die Grössten!»

Es ist die coolste Party der Wahlnacht im angesagtesten Schuppen Amsterdams. Im «Melkweg» feiert die Parteijugend der Grünlinken. Sympathische Menschen. Sie wollen Windräder bauen, das Klima retten, die Arme ausbreiten für die Flüchtlinge dieser Welt. Und sie sind elektrisiert von ihrem Chef, der jetzt das Wort ergreift. «Jesias» nennen sie den Jungspund mit dem Schmachtblick und den Initialen J. F. K. Jesse Feras Klaver, 30, der Vater Marokkaner, die Mutter mit indonesischen Wurzeln, spricht von einem «historischen Sieg». Die Presse wird Klaver tags darauf weltweit frenetisch abfeiern. «Der heimliche Star», wird der *Tages-Anzeiger* titeln, der «die Massen in Holland zu begeistern wusste».

Die Massen?
Klavers Partei Groenlinks hat gerade mal 9 Prozent der Wähler für sich mobilisiert. Zwar haben die Ökos zünftig zugelegt (12 Sitze) und Amsterdam erobert. Aber ausserhalb der Metropole spielt die Partei so gut wie keine Rolle.

Mehr noch als der «heimliche Star» beirauen sich die Medien am «grossen Verlierer» Geert Wilders. Ein Abgesang auf den gefallenen «Hetzer» wird angestimmt im Blätterwald.

Wilders gefallen?
Geert Wilders Partei für Freiheit (PVV) hat 5 Sitze dazugewonnen. Das sind zwar weniger, als Polit-Auguren prognostiziert hatten. Dennoch ist die Partei zur zweitstärksten Kraft im Land

aufgestiegen und im neuen Parlament mit 20 Abgeordneten vertreten. Nachdem Medien und Politiker vom Brexit und von der Wahl Trumps kalt erwisch worden waren, haben sie diesmal den «Teufel» übergross an die Wand gemalt, um nun seinen vermeintlichen Untergang zu feiern: «Wilders hat sich als Scheinriese erwiesen», triumphiert die *Süddeutsche Zeitung*.

Totalabsturz der Partei der Arbeit

Wilders war nie ein Riese, und Aussichten, einer zu werden, bestanden nie. Zeitweise lag er in Umfragen bei über 30 Sitzen (20 Wählerprozent). Selbst wenn er so viele gewonnen hätte,

Die Parteien, die gegenüber der EU skeptisch eingestellt sind, haben eine Mehrheit errungen.

wäre er nie und nimmer Premier geworden. Das hat zum einen mit der zersplitterten Polit-Landschaft der Niederlande zu tun. Dreizehn Parteien schafften es ins Parlament, keine ist von dominanter Grösse. Wer regieren will, muss die Macht mit mehreren Partnern teilen. Und es hat andererseits mit Wilders radikalem Programm zu tun. Sämtliche Parteien haben im Voraus eine Koalition mit ihm kategorisch ausgeschlossen.

So aufgeblasen das «Schreckgespenst» Wilders war, so überzogen ist nun die Deutung des Wahlergebnisses. Ein «Votum für die EU» hätten die Niederländer abgegeben, frohlockte der EU-Kommissions-Chef Jean-Claude Juncker.

Für Europa?
Die Realität sieht so aus: Die Parteien, die

gegenüber der EU skeptisch bis ablehnend eingestellt sind und die Einwanderung bremsen oder stoppen wollen, haben eine Mehrheit errungen. 32 (VVD) + 5 (CU) + 19 (CDA) + 20 (PVV) = 76 von 150 Sitzen. Kommen noch die 2 Sitze vom neu formierten Forum für Demokratie (FvD) des jungen Thierry Baudet hinzu, eines liberalen Kämpfers wider die EU, der auf Anhieb den Sprung ins Parlament schaffte. Und ein Blick auf die Wahlkarte zeigt, dass die Mitte-rechts-Parteien in den Gemeinden fast flächendeckend gewonnen haben (siehe Grafik).

Das hinderte freilich Deutschlands Kanzlerkandidaten Martin Schulz nicht, das Wahlergebnis als «gute Nachricht für Europa» umzu-deuten. Kein Wort darüber, dass seine Schwesterpartei, die proeuropäische Partei der Arbeit (PvDA), eben einen Totalabsturz (von 38 auf 9 Sitze) erlitten hatte und jetzt kaum mehr Sitze zählt als die «Partei der Tiere».

Der Sieger der Niederlande-Wahl heisst nicht Premier Rutte (acht Sitzverluste), nicht «Jesias» Klaver und auch nicht EU, sondern Geert Wilders. Seine 13 Prozent der Wählerstimmen sind ein bemerkenswertes Ergebnis, führt man sich vor Augen, wie extrem sein Programm ist: Verbot des Korans, den Wilders mit Hitlers «Mein Kampf» gleichsetzt, und Schliessung der Moscheen. Dennoch gab ihm jeder Achte die Stimme. Und das in den Niederlanden, dem Hort der Progressiven und Offenherzigen. Dem Grand Central der Hippiebewegung, wo Yoko und John Lennon mit ihrem «Bed-in for Peace» für den Weltfrieden kuschelten. Dem Regenbogenland, wo weltweit das erste Schwulenpaar getraut wurde.

In dem europaweit beliebten Volk ist vieles in

Bewegung geraten. Weit über Wilders' Klientel hinaus herrscht die Meinung vor, dass man die Tore zu weit geöffnet hat. Dass das Land vor lauter Multikulti zu zerbröseln droht.

Das ist auch vielen Politikern nicht entgangen. Sie haben ihr Programm der Stimmung im Volk angepasst. Die Christliche Union (CU) forderte: Migranten, die sich der Integration entziehen, solle man «im äussersten Fall» das Integrationsrecht verweigern. Der Parteichef der Christdemokraten (CDA), Sybrand van Haersma Buma, sprach sich gegen die doppelte Staatsbürgerschaft aus und verlangte gar, dass Prinzessin Máxima ihren argentinischen Pass abgebe. Und Premier Rutte forderte in einem Inserat: «Verhaltet euch normal – oder geht!» Gerichtet war der Appell «An alle Niederländer», doch war jedem klar, dass seine Worte direkt an Migranten und Flüchtlinge adressiert waren.

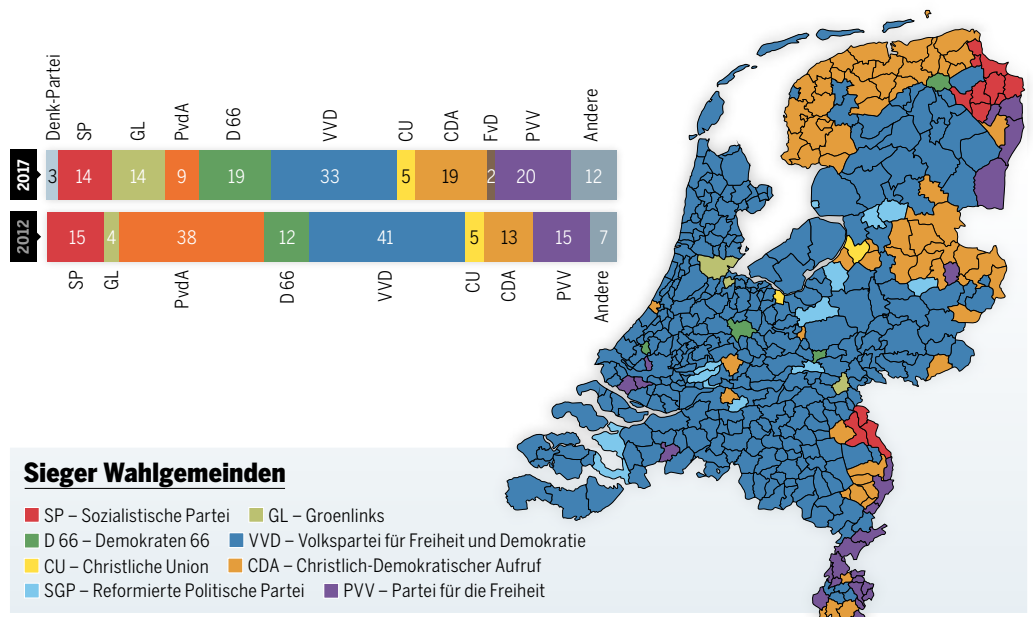
Medien auf der Suche nach «Rassisten»

Kurzum: Wilders hat den Wahlkampf nicht bloss dominiert. Mit seiner Agenda hat er Parteien von Mitte bis rechts dazu bewegt, in den Themen Migration und EU mehr auf das Volk zu hören und eine konservativere Linie zu fahren.

Solche «Verschiebungen» verschwanden hinter dem gleissenden Spotlight, das man auf Wilders richtete. In Heerscharen reisten Medien in die «Brutstätten» des «Islam-Hassers». Zum Beispiel nach Volendam am Markermeer, eine halbe Stunde nördlich von Amsterdam. Am Wahltag stand dort im Wahllokal «De Jozef» ein Reporter-Team einer Lokalzeitung. Nicht um der Wähler willen. Die Journalisten waren dort, weil sie über den Ansturm der internationalen Presse berichten wollten. Aus ganz Europa waren sie angereist, sogar aus Übersee. CNN kurvte mit einem Auto durch die Gegend auf der Suche nach «Rassisten». Volendam ist Niederlande wie aus dem Bilderbuch. Fischkutter, Tabakkioske, Edamerläden prägen die Kulisse. Auch ein Museum über

Parlamentswahl Niederlande

Parteienstärke nach Sitzen, Total: 150 Sitze



Sieger Wahlgemeinden

- SP – Sozialistische Partei
- GL – Groenlinks
- D66 – Demokraten 66
- VVD – Volkspartei für Freiheit und Demokratie
- CU – Christliche Union
- CDA – Christlich-Demokratischer Aufruf
- SGP – Reformierte Politische Partei
- PVV – Partei für die Freiheit

Fast flächendeckend nach rechts gerutscht.

lokale Volksbräuche gibt's. Wim Keizer, Mittsiebziger, ist der Chef dort, ein geselliger Mann, aber derzeit wütend. Bei unserem Besuch hielt er eine Zeitungsseite der linken Tageszeitung *De Volkskrant* in der Hand. Darauf eine niederländische Familie in Volkstracht. Ihre Gesichter waren retuschiert und mit der Visage von Adolf Hitler versehen worden. «Die Journalisten scherzen sich keinen Deut darum, wie wir wirklich denken. Hauptsache, wir passen ins Klischee.»

Ein paar Tage nach der Wahl mischte sich in den Choral der Erleichterung da und dort eine mahnende Stimme. «Zum Aufatmen besteht kein Anlass», schrieb die *Süddeutsche Zeitung*. «Besiegt ist der Nationalpopulismus noch lange nicht.» Die Worte dokumentieren, wie sich Medien Mal für Mal ins Abseits schreiben.

Statt des Versuchs, Phänomene zu verstehen, verteilt man markig Etiketten. Wer sich ablehnend über die EU äussert, wer Unbehagen vor Überfremdung durch Migration kundtut, der wird als krank vor Einbildung, als Opfer von «Populisten» taxiert oder als rassistisch pathologisiert.

Weiter geht's im selben Takt. Im Mai wählt Frankreich. Da trägt man dickes Schwarz auf, um Marine Le Pen vom Front national eine Horrorfratze aufzupinseln. Und dann folgt Deutschland. Dort kultiviert man Frauke Petri und ihre AfD als Schreckgespenst. Weder die eine noch die andere wird es in die Regierung schaffen. Egal. Aufblasen und Niederschreiben garantiert fette Schlagzeilen. Und bewahrt davor, den Sorgen der Wähler auf den Grund zu gehen. ○

SYMP 2017 SIUM

Wo sich KMU-Verwaltungsräte treffen

Swissôtel Zürich Oerlikon
15. September 2017, 13:15 bis 18:30 Uhr

Das Symposium richtet sich an aktive und angehende **Verwaltungsräte in KMU**. Die Teilnehmenden erhalten neue Impulse zu den Herausforderungen im VR-Alltag.

Weitere Informationen finden Sie unter www.vr-symposium.ch

Schweizerisches Institut für Klein- und Mittelunternehmen

Barriere für Aussenseiter

Von Hansrudolf Kamer — Einen guten Monat vor der ersten Wahlrunde haben fünf der elf französischen Präsidentenanwärter am Bildschirm debattiert. Der Zuschauer blieb etwas ratlos zurück.



Im Westen etwas Neues: Zum ersten Mal haben sich die fünf in den Umfragen führenden Präsidentschaftskandidaten in Frankreich einer gemeinsamen Fernsehdebatte gestellt: vier Herren, alle mit Krawatte, und eine blonde Dame. Dies alles vor einem ziemlich unschlüssigen Publikum, das in den letzten Monaten mit politischen Berg- und Tal-Fahrten konfrontiert war. Nun müsste es sich einen Reim auf die eher konfuse Veranstaltung machen.

Zwei Blitzumfragen nach geschlagener Schlacht ermittelten Emmanuel Macron als den überzeugendsten Kandidaten, vor dem Linksaussen Jean-Luc Mélenchon. Marine Le Pen, Chefin des Front national (FN), und François Fillon, Repräsentant der Republikaner, landeten ex aequo auf dem vorletzten Platz. Google Trends stellte fest, dass während der Debatte über Macron die meisten Suchanfragen eingetippt wurden.

Die Diskussion war strukturiert, aber ausschweifend und pendelte von jenem zum andern. Immerhin bot sie Anschauungsunterricht und machte die Zuschauer mit der Argumentationsweise der Kandidaten bekannt: kühl und überlegt Fillon, emotional und gestikulierend Mélenchon, ruhig Le Pen, blass Benoît Hamon, nach allen Seiten offen, dementsprechend vage Macron. Der Neue übte sich in der Favoritenrolle und wurde oft in die Defensive gedrängt.

Fillon attackierte ihn mit der Bemerkung, seine Flüchtlingspolitik sei wie jene Merkels in Deutschland – blauäugig. Bei der Diskussion über die Wirtschaftsprobleme warf er ihm vor, er sei zu wenig entschlossen. Er belasse die 35-Stunden-Woche und wolle keine Erhöhung des Rentenalters. Die Linken warfen Fillon und Macron in einen Topf und brandmarkten sie als Ultraliberale, die einen weiteren Sozialabbau ansteuerten. Le Pen hieb von rechts in die gleiche Kerbe: Sie wollten die unselige Austeritätspolitik fortsetzen, sich dem Diktat der Märkte und Frau Merkel unterwerfen.

Doch von einer Krisenstimmung war wenig zu spüren. Nur Le Pen versuchte, die Lage der Nation mit ungeschminkten Worten zu schildern, was die Übrigen aber als Übertreibung

und Dramatisierung abschmetteten. Das betraf die Wirtschaft, die Einwanderung, den Islamismus und die Terrorgefahr. Frankreich, Mutterland der Revolution, hat ein Präsidentsystem, das eine solche nun fast verunmöglicht.

Das Verfahren mit zwei Wahlgängen hat systemerhaltenden Charakter, was für Aussenseiter eine hohe Barriere errichtet. Dieses System richtet sich zurzeit gegen Le Pen und verleitet die etablierten Parteien dazu, Wahlbündnisse gegen den FN zu schmieden.

Noch einen Trumpf für Fillon

Die Frage ist, ob sich die Unruhe im Land mit den alten Mitteln und Formeln beschwichtigen lässt. Favoriten stürzen reihenweise. Der Philosoph Bernard-Henri Lévy spricht von einer veritablen Dekomposition der etablierten Politik: Hollande out, Valls weg, Sarkozy im Orkus, Juppé Selbstverzicht, Fillon wackelt, Hamon eine Leerformel, Macron ein Heissluftballon. Bleibt effektiv nur Marine Le Pen.

Und sie wird wohl auch dieses Mal nicht Präsidentin werden (siehe oben). Aber vielleicht fünf Jahre später, sollte Macron, der Führer von «En marche!», im Mai gewählt werden. Er wäre der Wunschgegner Le Pens. Er verkörpert die entfesselte Globalisierung, die suspekten Finanzwelt und die rechts der Mitte kaum

populären Ideen der 68er. Und auch nur ihm konnte es einfallen, Frankreichs koloniale Vergangenheit pauschal als Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu verdammen.

Es ist im Übrigen Benoît Hamon, der offizielle sozialistische Kandidat, der diese Analyse verbreitet. Er meint, ein Sieg Macrons bedeute die dauerhafte Schwächung der republikanischen Rechten, was den Weg für Le Pen im Jahr 2022 öffne.

Trotz aller Skandale hat François Fillon noch einen Trumpf in der Hand. In der Debatte machte er geltend, er sei der Einzige, der garantieren könne, dass sein Programm auch umgesetzt werde. Sofern Frankreich das überhaupt will. Der Grund ist einfach: Ohne eine Mehrheit in der Nationalversammlung ist das politische Programm des Präsidenten wenig wert.

Gewöhnlich hat der Wahlsieger genügend lange Rockschösse, um nachher eine parlamentarische Mehrheit ins Palais Bourbon zu hieven. Das galt jedenfalls für Sarkozy und Hollande. Vorher war es etwas komplizierter.

Le Pen und Macron dagegen hätten Mühe. Die Wahrscheinlichkeit, dass der FN eine absolute Mehrheit erzielt, ist praktisch ausgeschlossen. Bisher hatte er gerade zwei Abgeordnete. Macrons Partei startet bei null, und er müsste nach einer Wahl im Juni eine Koalition zusammensammeln oder mit Hollandes Basis weiterregieren. Das lähmt jeden Reformeifer und vergrößert die Unsicherheit, die seiner Politik ohnehin anhaftet.

Alles in allem sind das keine erbaulichen Aussichten für die Republik. Entscheidungshilfe für die Wähler? Noch vor dem ersten Wahlgang am 23. April kommt es zur zweiten Fernsehdebatte – diesmal mit allen elf redigewandten Kandidaten.



Frankreich braucht Entscheidungshilfe: Präsidentschaftsdebatte auf TF1.

All-inclusive mit der Mafia

Neun von zehn Migranten sind mit Hilfe des organisierten Verbrechens nach Europa gekommen. Der Flüchtlingsstrom wird zum profitablen Geschäftsmodell.

Von Wolfgang Koydl

Sechs Milliarden Euro ist eine ganze Menge Geld, wenn man sie legal verdienen möchte. Mittelständische Unternehmen, selbst erfolgreiche, stossen eher selten in diese Umsatzhöhen vor. Hier bewegt man sich schon im Bereich multinational tätiger Konzerne.

Multinational operiert allerdings auch die Mafia, und sechs Milliarden Euro ist die Summe, die das organisierte Verbrechen 2015 mit dem illegalen Schleusen und Schmuggeln von Migranten aus Afrika und dem Nahen Osten nach Europa erlöste.

Dies geht aus einer Studie der europäischen Polizeibehörde Europol hervor. Ob Italiens 'Ndrangheta, die Albaner, die Russen, die Tschetschenen oder die Libanesen – jede bekannte Mafia-Organisation ist mittlerweile in den höchst profitablen Geschäftszweig eingestiegen. Rund 60 Prozent der Kriminellen sind Bürger eines EU-Landes, insgesamt sind Menschen aus 180 Nationen an dem kriminellen Geschäft beteiligt. Auf 5000 schätzt Europol die Zahl der verschiedenen Gruppen, die mitverdienen wollen. Die Nachfrage ist hoch, das Risiko sehr gering. Bei einer grenzüberschreitenden Grossaktion im vergangenen Jahr mit Polizeikräften aus zehn Ländern gingen gerade mal 39 Menschenschmuggler ins Netz. Sie waren kleine Fische in ihrer Organisation. Immer häufiger werden zudem grundsätzlich nicht kriminelle Personen eingespannt: Taxi- oder Lastwagenfahrer etwa, die an einem lukrativen Zubrot interessiert sind. «Der Unterschied zwischen legalen und illegalen Aktivitäten verschwindet zusehends», warnt Europol – ein klarer Hinweis auch auf NGOs und andere Hilfsorganisationen, die Flüchtlinge unterstützen.

Preise verdreifacht

Das Interesse der Unterwelt an dem Geschäft kann nicht verwundern angesichts der Wachstumsraten, die der Transport von Menschen hat: Mittlerweile liegt er auf Platz zwei nach dem Branchenführer Drogenhandel, der mit einem Jahresumsatz von 24 Milliarden Euro im Jahr noch immer unbestritten an der Spitze liegt. «Aber Menschenschmuggel ist der am schnellsten wachsende kriminelle Sektor», gesteht Europol-Direktor Rob Wainwright unumwunden ein. Rechnet man die Einnahmen der mafiösen Gruppen aus der Zwangsarbeit von Migranten – vor allem in Süditalien – hinzu, könne man die Umsatzzahlen verdreifachen. Zwar haben die Schliessung der Balkanroute und der Flüchtlingsdeal mit der Türkei die Migrantenzahlen



«Der Unterschied zwischen legalen und illegalen Aktivitäten verschwindet»: Flüchtlingsziel Lesbos.

im vergangenen Jahr zurückgehen lassen. Die Verbrecher haben aber trotzdem weiter Kasse gemacht – indem sie ihre Preise zwischen 2015 und 2016 verdreifachten: Kostete der gesamte Trip 2015 noch rund 2000 Euro, so muss man heute alleine für ein Teilstück 3000 Euro hinblättern.

Dabei ist Cash noch immer King, gefolgt von Überweisungen über den global operierenden amerikanischen Finanzdienstleister Western Union. Das Hawala-System, bei dem das Geld keine Grenzen überquert, sondern von vertrauenswürdigen Zwischenhändlern angenommen und ausgezahlt wird, hat offenkundig an Beliebtheit eingebüsst. Immer mehr Migranten können die erforderliche Summe nicht aufbringen und müssen ihre Schulden nach Ankunft in Europa mit Zwangsarbeit zurückzahlen.

Betrifft das 2015 nur vernachlässigenswerte 0,2 Prozent der Flüchtlinge, waren es im Jahr darauf schon fünf Prozent, die in der Landwirtschaft, auf dem Bau oder in der Gastronomie illegal beschäftigt schufteten mussten. Europol befürchtet «langfristige negative Folgen für die europäische Gesamtwirtschaft», weil diese Zwangsarbeiter das Lohnniveau in strukturschwachen Regionen weiter drückten.

Ein neuer Trend ist auch, dass das organisierte Verbrechen sein Service-Angebot für Migranten zielstrebig ausbaut. Diese Dienste werden offen auf Facebook und in anderen sozialen Netzen angeboten. Die Zahl entsprechender

Werbe-Websites von Schmugglerorganisationen hat sich binnen eines Jahres von 148 auf 1150 vervielfacht. Häufig tarnen sie sich als Mitfahrgelegenheiten oder Privatunterkünfte nach Art von Anbietern wie Airbnb. Immer beliebter werden komplette All-inclusive-Reisen: Senegal–Stuttgart, Ghana–Genf oder Bagdad–Basel direkt, Transport – oft mit Linienflug – Unterkunft, Verpflegung und die notwendigen Papiere eingeschlossen. Vor allem den letzten Punkt sehen Europas Polizeibehörden mit wachsender Sorge: Die Herstellung gefälschter Papiere und Dokumente hat dramatisch zugenommen, sowohl was die Quantität, als auch was die Qualität der Fälschungen angeht. Die Fälscherwerkstätten sitzen meist in Griechenland und in der Türkei. Sie können alles liefern – vom Reisepass über den Personalausweis und den Führerschein bis hin zu gültigen Visa und Aufenthaltsberechtigungen für Asylbewerber.

Im Idealfall müssen die Verbrecher die Papiere gar nicht fälschen: Sie verwenden entweder gestohlene Originale, oder sie besorgen sich brandneue Pässe und andere Ausweise gleich an der Quelle. Das sind Botschaften und Konsulate von EU-Staaten, deren Mitarbeiter nach Erkenntnissen von Europol immer häufiger von mafiösen Gruppen angegangen werden: entweder mit verlockenden Bestechungsangeboten oder mit verhüllten Drohungen gegen sie selbst oder ihre Familienangehörigen. ○

«Mehr Witz ist durchaus möglich»

Bestseller-Autor, Zukunftsforscher und Historiker Yuval Noah Harari sagt ewiges Leben voraus. Im Interview spricht er vom neuen Super-Sapiens und erklärt, wie Algorithmen die Gesellschaft grundlegend verändern werden. *Von Pierre Heumann*



«Seit Jahrhunderten in virtuellen Realitäten»: Oxford-Historiker Harari.

Der Historiker Yuval Noah Harari wird als Sensation gefeiert. Sein erstes Buch, «Eine kurze Geschichte der Menschheit», wurde in vierzig Sprachen übersetzt und war mit zwei Millionen verkauften Exemplaren weltweit ein Bestseller. Auch mit seinem neuesten Werk ist Harari ein grosser Wurf gelungen. «Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen» ist, kaum erschienen, bereits in den wichtigsten Medien besprochen und gelobt worden. In diesen Tagen stellt Harari auf einer Lesereise seine Thesen vor, unter anderem an der Leipziger Buchmesse und am Schweizer Fernsehen.

Der israelische Geschichtswissenschaftler richtet seinen Blick nach vorn und beschreibt eine Welt, in der Computer, Roboter und künstliche Intelligenz den Homo sapiens verdrängt haben werden. In naher Zukunft könnten Algorithmen dermassen potent sein, dass man Menschen so programmieren kann, wie man heute Computer programmiert. Daraus ergäbe sich die Möglichkeit, einen Supermenschen zu schaffen: Homo Deus.

Letztlich, meint Harari, werde der Mensch überflüssig. Einerseits. Andererseits sieht er sein bewusst provokativ geschriebenes Buch als Anstoss, um «fantasievoller als bisher über unsere Zukunft nachzudenken». Um nicht schockiert in einer Welt aufzuwachen, in der der Sapiens die Kontrolle verloren hat und nicht mehr relevant ist.

Der Humanismus ist laut Harari mit einer existenziellen Herausforderung konfrontiert, weil die Idee des «freien Willens» bedroht sei.

«Das meiste, was den Schülern heute beigebracht wird, wird völlig irrelevant sein.»

Er spricht von einer «Datenreligion»: Wer vom Datenfluss abgekoppelt ist, laufe Gefahr, den Sinn des Lebens zu verlieren. Oder frei nach René Descartes: «Ich bin auf Facebook, also bin ich.» Der Dataismus könnte in den nächsten Jahrzehnten den Menschen an den Rand drängen, «indem er von einer homozentrischen zu einer datazentrischen Weltsicht wechselt». Dann wird es nicht mehr heissen: «Höre auf deine Gefühle», sondern: «Höre auf die Algorithmen. Sie wissen, wie du dich fühlst.»

In seinem Buch «Eine kurze Geschichte der Menschheit» zeigt Harari, wie der Homo sapiens die Erde erobern konnte. Nur der Sapiens konnte ein intersubjektives Sinngeschehen schaffen.

flecht erzeugen, «ein Geflecht aus Gesetzen, Kräften, Wesenheiten und Orten, die nur in ihrer gemeinsamen Fantasie existieren.» Jetzt blickt Harari in die Zukunft. Er sei zwar weder Ingenieur noch Chemiker, noch Biologe, sagt er im Gespräch mit der *Weltwoche*. Doch die Wissenschaft sei nicht sein Thema, sondern die sozialen, ökonomischen und philosophischen Implikationen im sich anbahnenden Zeitalter des Homo Deus.

Harari, 1976 in Haifa geboren, promovierte an der Oxford-Universität und ist jetzt Professor für Weltgeschichte an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Wir trafen den vierzigjährigen Forscher in dessen Haus in Karmeï Yosef, einem 2000-Seelen-Dorf zwischen Tel Aviv und Jerusalem, umgeben von Weinbergen und Olivenhainen.

Herr Harari, auf der Fahrt zu Ihnen stellte ich plötzlich fest, dass ich meinen Führerschein vergessen habe, und ich fragte mich: «Können wir uns künftig Mikrochips einpflanzen lassen, um Gedächtnisschwächen zu überwinden?»

Daran arbeitet man bereits.

Im Ernst?

Es wird eine direkte Schnittstelle zwischen dem Gehirn und dem Computer geben.

Ein besserer und stärkerer Homo sapiens – wann wird er Wirklichkeit?

In 20 bis 50 Jahren wird es möglich sein, dass Gehirn und Computer fast nahtlos miteinander kommunizieren. Man hat ja heute schon bionische Arme, die durch ein Signal im Gehirn bewegt werden können. Prothesen sind heute zwar noch ziemlich primitiv. Aber in 50 Jahren könnten sie besser sein als die natürlichen Körperteile. Man wird sie immer wieder ersetzen können, wenn sie beschädigt sind. Auch werden sie sich aus Distanz bewegen lassen, vom Kopf aus.

Also wird es keine Körperbehinderungen mehr geben?

Mehr als das. Neue Rekorde werden künftig bei Paralympischen Spielen aufgestellt werden. Bei diesen Wettbewerben wird es viel schnellere Fortschritte geben als bei Olympiaden. Sie werden deshalb interessanter sein als die Olympischen Spiele.

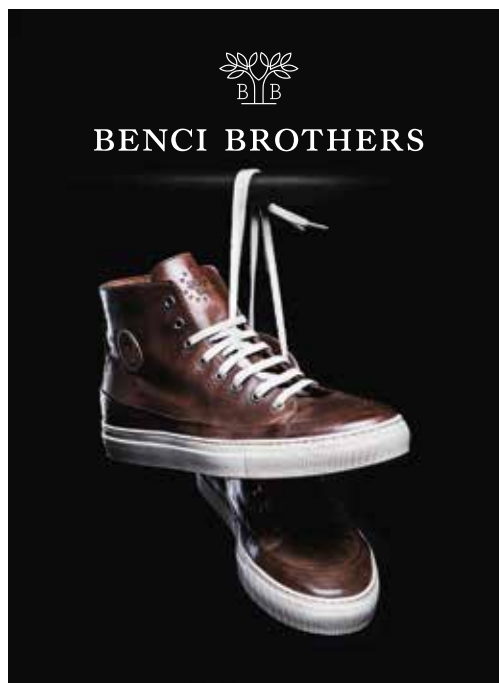
Würden Sie die Leistungen von künstlich verbesserten Menschen noch als Sport bezeichnen?

Letztlich geht es bei dieser Frage darum, was wir am Athleten bewundern. Heute nehmen wir an, dass wir die von der Natur gesetzten Grenzen des menschlichen Körpers und des menschlichen Geistes an ihrem Limit sehen wollen. Aber es muss immer noch natürlich sein. Wenn bekannt wird, dass ein Spitzensportler systematisch Aufputzmittel verwendet, um seine Leistung zu steigern, sagen wir ent-

rüstet: «Das ist nicht fair.» Die Trennlinie zwischen naturgegebenen und künstlich verbesserten Kräften ist allerdings nicht klar. Immer wieder werden die Fähigkeiten mit verschiedensten Mitteln verbessert, sei es mit Drogen, Computern oder mit künstlichen Gliedmassen.

Wo würden Sie denn die Grenze ziehen?

Carl Lewis war so erfolgreich, weil er eben die richtigen Gene hatte. Man kann sagen, dass die besten Athleten in der Lotterie der Gene gewonnen haben. Es macht für mich keinen Unterschied, ob er diese Gene durch Zufall oder durch genetisches Engineering erworben hat. Doch es geht ja nicht nur um Sport. Bald schon werden wir überall mit diesen Fragen konfrontiert sein, etwa in den Schulen oder in der Wirtschaft.



Wer gewinnt, wenn zwei Cyborgs gegeneinander antreten?

Das kommt auf die Fähigkeiten der Programmierer und der Maschinen an.

Können Cyborgs Humor haben?

Es ist durchaus möglich, dass sie mehr Witz haben werden als der Durchschnittsmensch. Auch hier kommt es darauf an, wie sie programmiert sind.

Raymond Kurzweil spricht vom Ende des Todes und des Leidens. Dank dem Computer soll es im Jahre 2030 so weit sein. Ist das aus Ihrer Sicht realistisch, und ist es erstrebenswert?

Kurzweil hat ein paar sehr gute Argumente. Aber er übertreibt mit der Erwartung, dass es 2030 so weit sein wird. Das ist viel zu früh. Mit Hilfe der Biotechnologie und künstlicher Intelligenz den Tod herauszuschieben, wird erst in 80 oder 100 Jahren möglich sein. Nur diejenigen, die heute auf die Welt kommen, haben deshalb gute Chancen, dass sie ihr Leben praktisch unbeschränkt verlängern können.

Unbeschränkt?

Sagen wir vorsichtshalber bis zu ihrem 150. oder 200. Geburtstag, falls einer nicht durch einen Unfall ums Leben kommt. Schon heute ist die Medizin ja in der Lage, den Körper des Menschen zu verjüngen.

Ein alter Traum würde dadurch wahr: der Jungbrunnen.

Man altert wegen aller möglichen biologischen Prozesse. Wenn man den Mechanismus des Altwerdens versteht, kann man etwas dagegen unternehmen. Dann kann man zum Beispiel beschädigtes Gewebe ersetzen oder jemandem jüngere Zellen einpflanzen. Alternativ lassen sich organische Körperteile durch anorganische ergänzen, mit Hilfe von Robotern und Rechnern. Man wird auch ein bionisches Immunsystem haben. Wissenschaftler arbeiten daran...

Klingt nach Science-Fiction.

Damit wird bereits experimentiert. Die Forschung ist allerdings noch in einem sehr frühen Stadium. Millionen von Nanorobotern, die etwa so gross sind wie weisse Blutzellen, sollen im Körper aufpassen. Sie sollen zum Beispiel Alarm schlagen, wenn sie Krebszellen entdecken oder diese gleich vernichten. Wenn ein bionisches Immunsystem eingesetzt wird, werden Krebszellen, Bakterien oder Viren hilflos sein. In der Evolution wurden sie nämlich nicht darauf vorbereitet, kleine Roboter zu besiegen.

Einige wollen sich einfrieren lassen, um später von den Fortschritten der Medizin profitieren zu können.

Es gibt bereits eine ganze Branche, die diese Kryogenik offeriert.

Denken Sie daran, davon Gebrauch zu machen?

Nein.

Weshalb nicht?

Ich glaube nicht, dass es funktioniert. Die Tieftemperaturtechnik ist noch zu wenig ausgereift. Beim Auftauen des Körpers gibt es Probleme.

Wann wird es so weit sein, dass künstliche Intelligenz mehr kann als der Mensch?

Auf der Evolutionsskala sind wir schon fast so weit. In 200 Jahren, vielleicht etwas früher, werden Maschinen intelligenter sein als Menschen. Auch das ist keine Science-Fiction, sondern nur noch eine Frage der Zeit.

Dann wird uns eine Maschine sagen, was wir zu tun haben?

Diese Epoche hat eigentlich bereits begonnen. Wie haben Sie den Weg zu mir gefunden?

Mit Hilfe des Navigationssystems «Waze».

Dadurch überliessen Sie den Entscheid, den besten Weg zu finden, einem Algorithmus. Und vermutlich vertrauen Sie diesem Algorithmus mehr als Ihrem eigenen Orientierungssinn. Mehr und mehr Lebensbereiche sind bereits oder werden bald von diesen Al-

gorithmen erfasst. Wen soll man heiraten? Man fragt Google oder Facebook. Man sucht einen Job? Man konsultiert Google. Nicht nur Individuen verlassen sich auf Algorithmen, sondern auch Institutionen. Wenn Sie in den USA einen Kredit beantragen, wird Ihr Gesuch vermutlich nicht von einem Banker bearbeitet, sondern es wird aufgrund eines Algorithmus entschieden. Gestützt darauf, wird Ihnen dann die Mitteilung zugestellt, ob Sie den Kredit erhalten oder nicht. Banken vertrauen Algorithmen, weil sie, gestützt auf Millionen von Daten, Verhaltensmuster und Wahrscheinlichkeiten erkennen.

Was bleibt dem Sapiens übrig, wenn Roboter immer mehr Arbeiten und Funktionen übernehmen?

Die meisten Menschen wird man für die Wirtschaft nicht mehr brauchen können. Sie sind überflüssig. Von der Versorgung her dürfte das keine Schwierigkeiten bereiten, da man noch kapitalintensiver produzieren wird – ich denke etwa an Nahrungsmittel, Kleider oder Transporte.

Mit Verlaub: Ihr Begriff «überflüssige Menschen» ist provokativ.

Ich meine das natürlich nicht aus Sicht der Mutter, des Vaters oder der Familie, sondern aus Sicht des ökonomischen und politischen Systems. Und es ist gleichzeitig eine Warnung. Im 20. Jahrhundert haben sowohl demokratische als auch diktatorische Regimes riesige und teure Systeme für die Erziehung, die Gesundheitsversorgung und den Wohlfahrtsstaat aufgebaut, weil sie die Massen brauchten. Weil die meisten Menschen im 21. Jahrhundert nicht mehr benötigt werden, verliert das System den Anreiz, wie bisher in die Bildung oder in Kliniken zu investieren. Das wird besonders die Länder der Dritten Welt hart treffen. In den reichen Staaten ist, vermute ich, die Tradition des Wohlfahrtsstaates genügend stark verankert, so dass er auch für «nutzlose» Menschen sorgen wird. Das Militär ist übrigens ein gutes Beispiel dafür, dass wegen High-tech immer weniger Menschen gebraucht werden.

Wie denn?

Die besten Armeen verzichten heute auf eine Rekrutierung der Massen. Wenn ein Krieg ausbricht, ergibt es, anders als im letzten Jahrhundert, keinen Sinn mehr,



«Schnittstelle zwischen Gehirn und Computer»: Gelenke der Zukunft.

alle Dienstauglichen anzubieten. Die besten Armeen verlassen sich heute auf eine relativ kleine Zahl von professionellen Soldaten, die in Spezialeinheiten eingesetzt werden, zunehmend auch in raffinierten Tech-Einheiten, zum Beispiel für die Bedienung von Drohnen oder Lenkflugkörpern, sowie in Cyber-Warfare-Abteilungen. Sie können tausend Soldaten mit einem Gewehr ausrüsten. Doch wenn sie von einer Drohne angegriffen werden, sind sie auf der Stelle tot.

Wie sicher sind Sie sich, dass Ihr Szenarium vom Homo Deus unsere Welt prägen wird?

Ich will keine Prognosen stellen. Ich verstehe mein Buch vielmehr als Anstoss zur Diskussion über unsere künftigen Wahl-

«Ich sehe keinen grundlegenden Unterschied zwischen Religionen und Bildschirmen.»

möglichkeiten. Heute können wir immer noch entscheiden – aber leider findet in der Öffentlichkeit keine grundlegende Debatte darüber statt.

Auch in der Vergangenheit sind alte Berufe verschwunden und neue entstanden. Das wirkte sich dämpfend auf die Arbeitslosigkeit aus. Sie warnen aber, dass das künftig ein grösseres Problem sein werde als bisher.

Im Zug der Automatisierung tauschten früher Arbeitnehmer Jobs mit geringen Anforderungen mit neuen Jobs, die ebenfalls geringe Anforderungen stellten. Bauern in Pennsylvania, die wegen der Technisierung der Landwirtschaft nicht mehr benötigt wurden, fanden einen Job in Detroit's Fabriken, wo sie am Fließband Traktoren und Lastwagen herstellten. Als man in Det-

roit die Produktion rationalisierte, wurden die entlassenen Arbeiterinnen an den Kassen von Supermarktketten beschäftigt. Auch das war relativ einfache Arbeit. Mit der jüngsten Automatisierung ist es aber nicht mehr möglich, einfache Jobs durch andere einfache Jobs zu ersetzen. Denn jetzt braucht es Software-Ingenieure und Biologen, was höhere Anforderungen an die Ausbildung stellt. Jemand, der während 30 Jahren an der Kasse stand, schafft den Übergang nicht.

Sind die Lerninhalte an den Schulen noch relevant, wenn immer mehr künstliche Intelligenz und Cyborgs in den Alltag eindringen?

Das meiste, was den Schülern heute beigebracht wird, wird völlig irrelevant sein. Das eigentliche Problem wird sein, dem Leben der Menschen künftig einen Sinn zu geben.

Viele definieren sich heute über ihren Beruf oder arbeiten, um Geld zu verdienen. Was aber sollen die Menschen künftig tun?

Sie werden spielen, sich in virtuellen Realitäten tummeln, sich mit 3-D-Computerspielen unterhalten. Die virtuelle Realität wird bei ihnen mehr emotionales Engagement auslösen und für mehr Aufregung sorgen als das heute im Arbeitsalltag oft der Fall ist.

Das klingt schon etwas zynisch.

Das sehe ich anders. Schon heute verbringen Kids viele Stunden vor ihren zweidimensionalen Bildschirmen und spielen. Diese Tätigkeit sorgt bei ihnen für eine immense Aufregung. Neu ist das nicht: Der Homo sapiens hat während vieler Jahrhunderte in virtuellen Realitäten gelebt.

Noch vor dem Computerzeitalter?

Diese virtuellen Realitätsspiele nannte man bisher Religion. Man lebte in einer realen Welt, bis einer kam, der eine neue Scheinwelt schuf und diese über die Realität stülpte. Er erfand neue Spielregeln. Wenn du als Muslim fünfmal am Tag betest, gibt es Punkte, wenn du als Jude Schweinefleisch konsumierst, gibt es Strafpunkte, wenn du ein Mann bist und eine Beziehung mit einem anderen Mann hast, verlierst du ebenfalls Punkte. Nur wer genügend Punkte sammelt, steigt nach dem Tod auf den nächsten Level des Spiels. Diese virtuellen Games, die ausschliesslich in unseren Köpfen stattfinden und mit der Realität nichts zu tun haben, werden seit Jahrtausenden gespielt. Und ich sehe keinen grundlegenden Unterschied zwischen Religionen und Bildschirmen. Das Prinzip ist dasselbe. ○



Das blaue Wunder

Der Schmuckstein Lapislazuli ist seit Jahrtausenden eine begehrte Trophäe. Heute verspricht er dem kriegsversehrten Afghanistan neuen Reichtum. Bewaffnete Milizen und die Planlosigkeit der Regierung drohen diese Hoffnung zu zerstören.

Reisebericht von Franz J. Marty

Knapp unter einem Gipfel in der gewaltigen Ödnis von zerklüfteten Bergmassiven im Distrikt Kuran Wa Munjan in Afghanistans nordöstlicher Provinz Badachschan klammern sich wenige Hütten an einen steilen Hang. Sonst scheint es in dieser Wüste aus Stein und Staub nichts zu geben. Der Schein trügt. Tief im Berg liegt ein Schatz.

Mineure führen mich in einen der Schächte. Es ist stickig und heiss im finsternen Tunnel, der oft so eng wird, dass man nur durchkriechen kann. Am Ende der Mine befindet sich eine etwas grössere Kammer. Hier ist der Schatz – der Fels ist mit Adern von Lapislazuli durchzogen, einem Edelstein, der tiefblau im Schein unserer Taschenlampen schimmert.

Dieses magische Blau ist, was Menschen seit der Steinzeit fasziniert und zum Abbau des Halbedelsteines bewegt. Es gibt zwar kleinere Lapislazulivorkommen in anderen Ländern, doch praktisch der gesamte Bedarf wird von diesen ein, zwei Hängen im Hindukusch gedeckt, von wo aus der Stein seinen Weg in die ganze Welt fand und immer noch findet. Berühmte Beispiele für seinen Gebrauch sind Teile der Totenmaske von Pharao Tutanchamun und – zu Farbe verarbeitet – Gemälde wie Vermeers «Mädchen mit dem Perlenohrring». Auch heute noch trifft man den Edelstein poliert in zahlreichen Schmuckstücken und Statuen rund um den Globus an; vor allem in China, wo Lapislazuli eine ganze Reihe von verschiedenen positiven Feng-Shui-Eigenschaften zugeschrieben werden.

Reaktion auf 9/11

Doch seit einigen Jahren soll der Schatz Milizen und Taliban Millionen von US-Dollars eingebracht haben. So finanziert sollen diese Gruppierungen selbst fünfzehn Jahre nach der Invasion der von den USA angeführten Allianz als Reaktion auf die Anschläge vom 9. September 2001 die Sicherheit im fragilen Staat bedrohen. Einige von ihnen hoffen dennoch, dass der Lapislazulireichtum Afghanistan dereinst aus der Abhängigkeit von ausländischer Hilfe führen und Wohlstand bringen wird.



Dieses magische Blau ist, was Menschen seit der Steinzeit fasziniert.



Hoffen auf Wohlstand: Blick in das Kuktsha-Tal; Lapislazuli-Mineure bei Mahdani Lodscharw.

Zurzeit wird so gut wie kein Lapislazuli gefördert, da die Regierung den nicht konzessionierten Abbau durch private Mineure für illegal erklärt und den Transport der üblicherweise in Tonnen verfrachteten Steine unterbunden hat. Dies erfolgt seit 2015 durch Kontrollen entlang der Strassen ausserhalb von Kuran Wa Munjan, die keinen Transport mehr passieren lassen.

In Anbetracht der seit Anfang 2016 brachliegenden Minen scheint das Embargo erfolgreich zu sein. Bisher hat die Regierung so aber keinen legalen Abbau zu erzwingen vermocht, sondern nur den Zorn der lokalen Miliz (die weder den Taliban noch dem Staat zugerechnet werden kann) sowie der Mineure und Händler auf sich gezogen, die gerne in Hasstiraden gegen die Regierung verfallen, dabei jedoch geflissentlich ignorieren, dass sie sich in den letzten Jahren mehr oder weniger willkürlich auf Kosten des Staates an den Minen bereichert haben.

Wie sehr die Miliz profitiert hat, seit sie die Minen 2014 gewaltsam der angeblichen Kontrolle eines ansässigen Parlamentariers entzogen hat, bleibt unklar. Laut einem Bericht von Global Witness, einer Organisation, die sich mit Bodenschätzen beschäftigt, könnten es allein 2015 12 Millionen US-Dollar gewesen sein. Dies scheint mir zweifelhaft, da die Milizkommandanten, die nach wie vor in Kuran Wa Munjan leben, sich in diesem Fall wohl einiges mehr gegönnt hätten als die wenigen neuen Häuser und Toyota-



Hilux-Pick-ups, die man in dieser selbst für Afghanistan sehr ärmlichen Gegend erblickt.

Der erwähnte Bericht gibt zudem an, dass die Taliban sich als Gegenleistung dafür, die Minen nicht anzugreifen, von der lokalen Miliz fürstlich (mit angeblich 50 Prozent der Einnahmen) entlohnen liessen. In Keron Wa Mandschon kann ich jedoch kein Zeichen einer Taliban-Bedrohung finden. Selbst in Robot, dem letzten Dorf an der Grenze zu dem von Taliban kontrollierten Distrikt Jamgan, kann ich mich frei und sogar ohne bewaffnete Milizeskorte bewegen.

Vorteile des legalen Abbaus

Dass Badachschans blauer Schatz dereinst regulär und zum Profit des afghanischen Staates abgebaut werden wird, erscheint fraglich. Der Regierung fehlt es schlicht an einer nennenswerten Präsenz im von der Miliz kontrollierten Keron Wa Mandschon, ohne die ein legaler Abbau unmöglich ist. Eine Absicht, dies zu ändern, ist nicht zu erkennen. Vielmehr scheint die Regierung naiv zu hoffen, dass die Blockierung der Transportrouten für Lapislazuli ausserhalb von Kuran Wa Munjan die lokale Miliz irgendwann zum Einlenken bewegen wird, und unterlässt es, aktiv zu versuchen, Mineure und Händler mit dem Aufzeigen der Vorteile eines legalen Abbaus auf ihre Seite zu ziehen oder mit der Miliz eine Einigung zu finden.

In Anbetracht all dessen erscheint mir auf meiner Rückreise über eine holprige Passstrasse zumindest eines klar: Afghanistans Traum vom Lapislazuli-Reichtum wird für die voraussehbare Zukunft ein Traum bleiben.

Franz J. Marty ist freier Journalist in Afghanistan.



Schlammschlacht der Superzicken: Susan Sarandon als Bette Davis in «Feud» (2017).



Ikone der Woche

Die Draufgängerin

Von Claudia Schumacher

Bette war die beste Schauspielerin, die Hollywood je gesehen hatte», sagt die zweifache Oscar-Gewinnern Olivia de Havilland in der neuen TV-Serie «Feud» über die Filmikone Bette Davis. «Sie spielte mit einer draufgängerischen Intensität, die sich keiner von uns, Schauspielerin oder Schauspieler, jemals zugetraut hätte.» Dass Davis, die grösste der Grossen, in «Feud» (zu Deutsch: Fehde) von Susan Sarandon verkörpert wird, könnte kaum besser passen – nicht nur wegen der starken äusseren Ähnlichkeit.

Die von Autor Ryan Murphy für den Fernsehsender FX produzierte Serie widmet sich glamourösen Feindschaften und ist vorerst auf zwei Staffeln geplant. Die erste Fehde ist die zwischen Bette Davis und Joan Crawford, den zwei Superstars der goldenen Hollywoodära (die zweite Staffel wird sich Prinz Charles und Lady Di widmen). Es spricht sehr vieles dafür, sich «Feud» anzusehen.

Die Frau, die Frauen lieben

Für alle Fans von «Mad Men»: Auch «Feud» spielt in den Sechzigern – mit allem, was dazu gehört. So tunkt Crawford ihren Kopf morgens erst mal in ein Schönheitselixier aus Eiszwürfeln und Wodka und holt zuverlässig ihren Flachmann raus, wenn sie die teuflische Tante von der Klatschpresse trifft. Im Bett, beim Streiten, beim Gehen: Immer wird genüsslich geraucht. Davis und Crawford sind zwei alternde Diven, die es noch einmal wissen wollen. Obwohl beide über fünfzig sind, nennen sie ihre Regisseure und Produzenten «Daddy» und gehen für ein paar mehr Zeilen im gemeinsamen Comeback-Film «Was geschah wirklich mit Baby Jane?» (1962) auch mit ihnen ins Bett. Was wiederum die Herrschaften nicht davon abhält, zwischen den Damen Zwietracht zu säen, um mit einer Schlammschlacht der Superzicken den Film in der Presse zu bewerben.

Doch all das wäre nicht so fesselnd und grossartig ohne diese Wahnsinnsfrauen. Es beginnt bei den Nebenrollen: Catherine Zeta-Jones als Olivia de Havilland, eine Freundin von Davis. Weiter geht's mit einer umwerfenden Jessica Lange («King Kong», «Tootsie», «Operation Blue Sky») als Joan Crawford. Der Gipfel ist Susan Sarandon, die mit ihrer eleganten, natürlichen Präsenz, ihrer Sicherheit und Autorität wieder einmal alle Blicke auf sich zieht. Wer kann glauben, dass diese Frau, welche die 54-jährige Davis spielt, selber bereits siebzig Jahre alt ist? Sarandon altert, verliert aber nie ihre pulsierende Frische. Das Gesetz, laut dem Frauen über vierzig in Hollywood keine Rollen bekommen, hat sie längst gebrochen. ○

Der Diana-Moment

Er gehört zu den Genies der Popgeschichte, ist ein Pionier der Schwulenbewegung und so fussballbegeistert, dass er sich einen eigenen Verein gekauft hat. Jetzt wird Elton John siebzig. Es ist ein faszinierendes Leben der Extreme. *Von Benjamin Bögli*

Westminster Abbey, Samstag, 6. September 1997, 13.30 Uhr. Jetzt bloss nicht versagen! «Don't fuck this up!» Das habe er immer wieder gedacht, wird Reg Dwight Jahre später in einem Fernsehinterview erklären. Er setzt sich an den schwarzen Flügel, blickt auf seine kurzen Cipollata-Finger, über die er sich sonst gerne lustig macht, und beginnt zu spielen.

In der berühmten Londoner Kirche, wo die Könige von England gekrönt und beigelegt werden, wird in diesem Moment Popgeschichte geschrieben: Tragik, Kitsch und Tradition verschmelzen auf geniale Weise – Hunderte Millionen von Fernsehzuschauern weltweit finden dadurch Trost.

Reginald Kenneth Dwight, kurz Reg, ist der bürgerliche Name von Popstar Elton John. An der Beerdigung von Prinzessin Diana, die bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen ist, spielt er in Anwesenheit der Queen seine berühmte Marilyn-Monroe-Hommage «Candle in the Wind» aus dem Jahr 1974. Das Stück war zuvor schon zweimal ein Welthit. Nun hat es einen anderen, auf Diana zugeschnittenen Text. Statt «Goodbye Norma Jean» singt John «Goodbye England's rose».

Einmal mehr ist Reg Dwight zur richtigen Zeit am richtigen Ort in Hochform. Grossartig. Das Lied wird mehr Erfolg haben als je zuvor.

Wunderkind? Ja, aber nicht Mozart

Elton John hat in seinem Leben alles erreicht, was für einen Musiker möglich ist. Er hätte aber auch schon mehrmals tot sein können. Mit Kampfgeist, Verspieltheit und dem Drang, immer der Beste sein zu wollen, gelingt dem äusserlich unscheinbaren, eher dicklichen Briten eine atemberaubende, nicht enden wollende Karriere.

Sein Talent kam schon früh zum Ausdruck. Als kleiner Junge konnte der 1947 in der Nähe von London geborene Reg jede Melodie nach dem Gehör auf dem Klavier spielen. 1958, mit elf Jahren, gewann er ein Stipendium der Royal Academy of Music, wo er eine klassische Ausbildung erhielt. Ein Wunderkind? Ja, aber nicht Mozart.

Blues und der aufkommende Rock 'n' Roll (Jerry Lee Lewis, Little Richard, Elvis Presley) waren interessanter. So verdiente John sein

Geld als Barpianist und später, 1966, als Keyboarder der Band Bluesology. Er hatte aber mehr im Sinn als Begleitmusikspielen, heuerte als Komponist bei einer Plattenfirma an und lernte dort den begnadeten Texter Bernie Taupin, sensibler Poet vom Land und Wildwest-Fan, kennen. «Ich wollte einfach ganz nach oben», sagt er. Von da an nennt er sich Elton John. Das erste Album der beiden, «Empty Sky», erscheint 1969. Das kleine Musikunternehmen nimmt Fahrt auf.

Völlig aus der Mode

Ein aussergewöhnliches Talent im Doppelpack und glühende Entschlossenheit reichen in den musikverrückten sechziger und siebziger Jahren noch nicht aus, um sich abzuheben. Zumal John – klein, schütteres Haar, teigiger Körper – nicht im Geringsten aussieht wie das nächste Popidol. Es braucht also Innovation. Zum Beispiel diese: Elton John wird der erste Rockstar am Flügel.

Ein Auftritt im «Troubadour»-Klub in Los Angeles, wo sich Elton John am 25. August 1970 zum ersten Mal in Amerika beweisen muss, ist für die überquellende Singer-Songwriter-Szene so etwas wie die härteste Bewährungsprobe. Alles, was Rang und Namen im Musikgeschäft hat, macht hier Jagd auf Talente. Wer überzeugt, kommt möglicherweise ganz gross heraus. Wie Elton John.

Es ist der Urknall von Johns musikalischer Welteroberung: Der Brite hämmert in dem Klub eine wilde Power-Piano-Show hin, zum Erstaunen des Publikums. Es ist die grosse Zeit des Gitarrenrocks – Clapton, The Rolling Stones, The Who, Led Zeppelin, Dylan, Hendrix. Entertainer am Piano sind völlig aus der Mode.

An diesem Abend aber erzwingt Elton John vor versammelter Musikprominenz die Renaissance des Klaviersounds. Er befreit das Instrument vom mittlerweile bieder anmutenden Jerry-Lee-Lewis-Mief. Johns eingängige

Kopfstimme und seine eigenwillige Mischung aus Gospel, Soul und Country werden zum Rockereignis.

«Als ich Elton sah, wusste ich: «Meine Karriere ist vorbei», erinnert sich Leon Russell, einer der aufkommenden Musiker jener Zeit



Elton John (l.), Gatte Furnish, Söhne.

und Johns grosses Vorbild. Elton John sagt, es sei der lobende Artikel in der *Los Angeles Times* am darauffolgenden Tag gewesen, der ihm zum Durchbruch verholfen habe. «Ich war zur richtigen Zeit am richtigen Ort.» Im Oktober 1970 erscheint «Elton John», Johns erstes Album in den USA. Mit der sanften Single «Your Song» verzaubert er das Land. Sie wird sein erster Hit.

Zarte Platten, explosive Auftritte

Was in den folgenden Jahren passiert, hat die Musikwelt noch nie erlebt. John ist der Erste, der sieben Nummer-eins-Alben hintereinander produziert. Nicht einmal Elvis oder den Beatles war das gelungen. Innerhalb von fünf Jahren steigt er auf in den Rock-Olymp. Elton John ist der kommerziell erfolgreichste Musiker der siebziger Jahre. Zwischenzeitlich gehen zwei Prozent des weltweiten Umsatzes aus Plattenverkäufen auf sein Konto.

Als Elton John 1975 im Dodger-Stadion in Los Angeles zweimal vor 55 000 Leuten auf-

«Es gab Zeiten, da habe ich nur von Kokain und Schnaps gelebt.»

tritt, ruft die Stadt kurzerhand offiziell eine «Elton-John-Woche» aus. Der vermeintlich scheue Brite ist zum kraftvollen Rock 'n' Roller in verrücktesten Kostümen und mit buntesten Brillen geworden. Sobald er die Bühne betritt, beginnt sich sein unerwartet grosses Show-Potenzial zu entladen. «Ich war der Jimi Hendrix des Pianos», sagt John. Seine Mutter verfolgt das Konzert mit Tränen in den Augen.

Die Schöpfungskraft von Elton John ist enorm. Songs, die heute noch am Radio gespielt werden – wie «Rocket Man», «Tiny Dancer», «Daniel», «Crocodile Rock», «Goodbye Yellow Brick Road», «Saturday Night's Alright for Fighting» oder «Don't Go Breaking My Heart» –, entstehen in kürzester Zeit. Er tourt durch die Welt und nimmt ununterbrochen Alben auf (elf innerhalb von sieben Jahren!). «Für ein Stück brauche ich etwa eine halbe Stunde», sagt er. Mit «Bennie and the Jets» gelingt ihm gar eine Top-Platzierung in den Black-Music-Charts. Bernie dichtet, Elton komponiert.

Backofen-Blues, «Peer Gynt»-Ballade

John/Taupin ist nach Lennon/McCartney das erfolgreichste Songwriter-Duo der Geschichte. Die Zusammenarbeit läuft seit Jahrzehnten genau gleich ab: Die beiden arbeiten nie im selben Raum. Taupin sendet John die Texte (früher per Briefpost, heute angeblich immer noch per Fax), John setzt sich ans Klavier und komponiert die Melodie. In solchen Momenten hat er Lieder geschrieben, so eingängig, als bestünden sie nur aus Refrains.



Erster Rockstar am Flügel: Elton John, auf dem vorläufigen Höhepunkt seiner Karriere, 1975 in Los Angeles.

Eine Kostprobe dieser verblüffenden musikalischen Begabung gab John vor ein paar Jahren während einer öffentlichen Veranstaltung. Er forderte die Leute im Publikum auf, ihm irgendeinen Text zu geben. Jemand überreicht ihm eine Backofen-Anleitung, John setzt sich an den Flügel und komponiert ab Blatt einen Blues und singt dazu im Jargon des Ofen-Manuals. Dasselbe nochmals, allerdings landet diesmal eine Passage des Ibsen-Klassikers «Peer Gynt» in seinen Händen. Kinderleicht verwandelt er sie in eine Hit-taugliche Ballade.

Elton John ist in der Lage, sein riesiges Repertoire, das von Pop-Balladen über Rock'n'Roll, Boogie-Woogie bis zu Blues, Country, Gospel und Progressive Rock reicht, mutterseelenallein auf dem Klavier zu spielen. Mit existenzbedrohenden Zerwürfnissen, wie sie in anderen Bands üblich sind, muss er sich nicht herum-schlagen. Er ist unabhängig und eigenständig. Manchmal gibt er über zweistündige Solokonzerte. Sie sind herausragend. Auch heute noch.

Elton Johns Erfolgsgeschichte geht mit einem unverkrampften Verhältnis zu seiner Sexualität einher. Als das Thema noch tabu ist, erklärt er dem *Rolling Stone* mit der grössten Selbstverständlichkeit, dass er bisexuell sei. Heute sagt John, er sei der erste offizielle Homosexuelle der Welt gewesen. Er ist erfrischend anders. In einem Gespräch Anfang der siebziger Jahre

macht er sich über die Attitüde von Berufskollegen lustig, die angestrengt versuchen, einen möglichst künstlerisch-depressiven Eindruck zu machen. Auch vom politisch aufgeladenen Zeitgeist lässt er sich nicht einnehmen. «Ich bin nicht politisch», sagt er 1971, damals 24-jährig, einem schwedischen Reporter ins Mikrofon.

Die Wucht des Weltruhms hinterlässt aber auch bei Elton John ihre Spuren. Er unternimmt mehrere Selbstmordversuche – die er rückblickend mit britischer Selbstironie als «erbärmlich» bezeichnet – und konsumiert Unmengen von Drogen.

Fussball rettet sein Leben

Die Krise kommt für viele unvermittelt. 1975 steht er im vorläufigen Zenit seiner Karriere: Gleich zwei neue Alben erreichen im selben Jahr die Chart-Spitze. 1976 schafft er es auch nochmals bis ganz nach vorn. Doch dann ist die Luft plötzlich draussen. Die Hit-Maschine gerät nach gut fünf Jahren im Hochleistungsbetrieb zum ersten Mal ins Stocken.

John fehlt abseits des Privatlebens der Rückhalt: «Ich habe verzweifelt nach etwas anderem gesucht.» Seine Auftritte werden seltener. «Der Fussball rettete dann mein Leben», sagt er. Fussball? Jawohl. 1976 übernimmt Elton John den Watford FC. Auch hier möchte er der Beste sein. Als Präsident führt er den britischen Klub

innerhalb weniger Jahre von der 4. Liga in die Premier League. Sein grösster Hit: Cup-Final 1984. Die Teilnahme am Endspiel ist der Traum jedes britischen Fussballers.

Das fabelhafte Gespür für Pop-Melodien verliert er indes auch in den achtziger Jahren nicht. Immer wieder blitzt seine musikalische Brillanz auf: «I'm Still Standing», «Blue Eyes», «I Guess That's Why They Call It the Blues», «Nikita» oder «Sacrifice» heissen die Erfolgssingles in dieser Zeit. Spitzenplätze erreichen seine Alben aber nicht mehr, und körperlich geht es steil bergab. «Es gab Zeiten, da habe ich nur von Kokain und Schnaps gelebt», sagt er. Das innere Feuer brennt trotzdem weiter: Eisern veröffentlicht er jedes Jahr eine neue Platte. Konstanz ist eine seiner grossen Stärken. «Reg Strikes Back» lautet der kämpferische Titel eines Albums dieser Jahre.

Meisterhaftes Comeback

«Ich sagte zu mir: Entweder hörst du mit den Drogen auf, oder du wirst sterben.» Zum ersten Mal seit 1969 erscheint 1990 und 1991 zwei Jahre nacheinander kein neues Elton-John-Album. In einer Klinik gelingt ihm der Entzug. Seither verzichtet John, wie er sagt, auf Alkohol und Drogen. Man glaubt ihm – sonst wäre er heute kaum mehr fähig, über hundert Konzerte pro Jahr zu geben. >>>

Sein fulminantes Comeback feiert er 1992, im Alter von 45, mit «The One»: Zum ersten Mal seit 1976 ist er mit einem neuen Album wieder in den Top Ten der amerikanischen Hitparade. Johns Leben kommt in stabile Bahnen: 1993 lernt er David Furnish kennen, mit dem er bis heute zusammen ist. Für Disney komponiert er 1994 die Musik zum Trickfilmerfolg «The Lion King» und gewinnt den Oscar für den Song «Can You Feel the Love Tonight». Das Lied ist in Karaoke-Bars bis heute eines der am meisten gewünschten.

Nun schafft Elton John nochmals etwas, das niemand vor ihm fertiggebracht hat. Den grössten Hit landet er im dritten Jahrzehnt seiner ohnehin schon grandiosen internationalen Karriere: Das eingangs erwähnte rührige Diana-Stück «Goodbye England's Rose» («Candle in the Wind») wird 1997 die erfolgreichste Single der Musikgeschichte. Sie verkauft sich 37 Millionen Mal. Reg schlägt sie alle.

Hühnerhaut in Las Vegas

Am 25. März wird das ehrgeizige Pop-Genie Elton John siebzig. Mittlerweile hat er nach den Beatles, Elvis Presley, Michael Jackson und Madonna am meisten Tonträger verkauft. Seit Jahren schon möchte er etwas kürzertreten. Doch der anhaltende Erfolg lässt das nicht zu. Letztes Jahr trat er 107-mal live auf und gab eine neue Platte heraus – «Wonderful Crazy Night», sein 32. Studio-Album. Es erreichte in Grossbritannien, Amerika, Deutschland und auch in der Schweiz die Top Ten.

«Caesars Palace», Las Vegas, 28. Dezember 2016, Elton John live: Drei Tage zuvor ist George Michael verstorben. Zur Erinnerung:

Den grössten Hit landet er im dritten Jahrzehnt seiner ohnehin schon grandiosen Karriere.

Die beiden hatten «Don't Let the Sun Go Down on Me» im Duett gesungen. Nun beginnt John dieses Lied zu spielen.

Auch hier wird ein Qualitätsmerkmal seiner einzigartigen Laufbahn wieder deutlich: die Zeitlosigkeit der Songs. «Don't Let the Sun Go Down on Me» war zweimal höchst erfolgreich: im Original von 1974 und in der Duettversion 1991. Andere Musiker versuchen sich in jungen Jahren in unreifer Selbstbespiegelung zu verwirklichen. Elton John komponierte zusammen mit Bernie Taupin schon in zarter Spätjugend felsenfeste Lieder.

Hier in Las Vegas, wo John seit Jahren auftritt und schon für über 1,5 Millionen Fans mit voller Energie und höchster Präzision spielte, war der ideale und logische Zeitpunkt gekommen, George Michael mit diesem Stück die letzte Ehre zu erweisen. Hühnerhaut. Nennen wir diesen Moment «Diana light».

Gesellschaft

Du bist ein neuer Mensch

Jedes Jahr stelle ich mich auf die Probe, wenn es ans Fasten geht. Und auf einmal ist da wieder diese Hellsichtigkeit, diese Leichtigkeit. Die Sinne schärfen sich. *Von Matthias Matussek*



Sicher: Hunger stellt sich ein. Trinken hilft.

Was ist so schlimm, so unerträglich an dieser Zeit der Entsagung, die wir Fastenzeit nennen?

Alles, wenn Sie mich fragen. Meine Generation kennt Hunger nur aus der Literatur, Hamsuns «Hunger» war ein fast physisches Leidenserlebnis für mich.

Wir sind in einer Kultur grossgeworden, in der wir alles Verfügbare in uns hineinstopfen, Nuckelkram, Nahrung, Wein, Drogen, Filme, esoterische Sinnangebote, Bücher, TV-Serien, Konsum aller Art, davon lebt unser System, wir stopfen und stopfen ... und werden doch dieses merkwürdige Gefühl der Leere nicht los.

«Der Mensch lebt nicht vom Brot allein»? Nun, es war Jesus, der das gesagt hat, aber wer von uns ist Jesus, wer hat schon die göttliche Erkenntnis, die Menschenkenntnis, die Selbsterkenntnis, die Weisheit?

In geheimnisvollen Nebeln

Jedes Jahr stelle ich mich, stellt mich der Kirchenkalender auf die Probe, wenn es ans Fasten geht. Ich begeben mich in die Buchinger-Klinik hoch überm Bodensee, um zu entsagen; die Natur bietet nichts an ausser diesen geheimnisvollen Nebeln über dem See, an manchen schönen Föhntagen einen verblüffenden Blick auf die Alpen, die nah sind, ansonsten versteckt sich die Natur, abgeerntete Stoppel-

felder, kahle Bäume, auch die Natur fastet und unter der Erde Siebenschläfer, die von ihrem Fett leben, das sie während des reichen Sommers angelegt haben.

Harvard-Wissenschaftler haben nun bewiesen, dass Fasten, also Verbrennen und Abwerfen toter Zellen und Zellneuwuchs, lebensverlängernd ist, aber das ist es nicht, was mich hierherzieht. Es ist das innere Erleben. Das Fasten als spirituelle Erfahrung.

Alle grossen Religionen enthalten Fastenzeiten, das Judentum, das Christentum, der Islam mit seinem Ramadan. Jesus ging vor seiner entscheidenden Prüfung, der Passion, in die Wüste, vierzig Tage lang, um zu fasten. In der orthodoxen Kirche wird die Fastenzeit die «Blütezeit der Reue» genannt, ja, merkwürdig, die orthodoxe Liturgie jubelt über diese Entbehrungstage, die auf Ostern zulaufen.

Das liturgische Buch, das Triodion, ist ein Hymnenbuch des Fastens, das auf ekstatisch getönte Geheimnisse zielt: «Öffne mir die Pforten der Reue, du, der du Leben schenkst.» Die Reue gibt es nicht zum Nulltarif, echte Reue muss erlebt werden, doch dann eröffnet sich eine Landschaft, die ich mir erfüllt von Vergebung und Engelschören vorstelle.

Die Enthaltensamkeit selber ist der Gewinn. Die Ursünde bestand in einem Bruch der Enthaltensamkeit. «Adam wurde aus dem Paradies

vertrieben/weil er von der Frucht gekostet hat/deshalb sass er weinend davor / und rief aus: «Wehe mir...»

Das Triodion treibt die Reue geradezu in Verzückungsspitzen. Hier geht es nicht mehr nur darum, den Speisen formal zu entsagen – die Reue ist die Seele des Fastens, und zwar eine, die glänzt in ihrer Schönheit: «Der Frühling des Fastens ist gekommen,/ die Blütezeit der Reue./ Nehmen wir mit Freude die Ankündigung der Fastenzeit auf! Denn wenn unser Stammvater Adam das Fasten befolgt hätte, wären wir nicht des Paradieses verlustig gegangen. [...]»

Es kann wohl keinen inbrünstigeren Beweggrund zum Fasten geben als diesen: Die ganze Menschheit, die Welt wäre gerettet worden, hätte Adam der verbotenen Speise vom Baum entsagt. Und deshalb müssen wir es nachholen, zu unserm Heil.

Glanz, der aus dem Paradies scheint

In meiner Kindheit hielten wir uns wie selbstverständlich an die Fastenzeit, die gedämpft war und von einer inneren Feierlichkeit, sie begann mit dem ernstesten grauen Aschekreuz auf der Stirn am Aschermittwoch. Wie beeindruckend und kindernah und verständlich doch diese liturgischen Verrichtungen der Kirche sind. Mein Vater ass nur leichte Suppen und verzichtete auf seine Zigaretten, meine Mutter liess die eine oder andere Mahlzeit aus, wir fünf Söhne kamen ohne Schokolade oder andere Süssigkeiten über die Runden (ausser denen, die uns die herzengute Oma heimlich bisweilen zusteckte).

Ich kann mich nicht erinnern, dass wir gelitten hätten – es war eher eine geheimnisvolle Zeit des Erwartens, wir waren neugierig. Die Natur half. Sie bereitete mit dem ersten Vogelgezwitscher, den ersten zarten Trieben an Bäumen und Sträuchern – der gelbe Ginster war ein Vorbote – auf die neu hervorbrechende Üppigkeit der Natur vor.

Die Karwoche. In den Kirchen wurden die Kreuze und Bilder mit violetten Tüchern verhängt. Gründonnerstag mit der Erinnerung an das letzte Abendmahl. Karfreitag, der Kreuzweg in der Kirche, die Passion. Karsamstag schwebte in einer merkwürdigen Unentschlossenheit, Jesus wartet. Doch dann die Ostermette, die dunkle Kirche, der Ruf «Lumen Christi», Kerze wurde an Kerze angezündet, bis der Kirchenraum funkelte und glänzte, als sei der Goldgrund der orthodoxen Ikonen lebendig geworden.

Das Wunder des Triodion, das Wunder der Fastenzeit besteht tatsächlich in diesem Glanz, der aus dem Paradies scheint. Diese kommende Nacht der einzigartigen Freude, wenn die Orthodoxen in ihrer Liturgie singen: «Heute ist alles mit Licht erfüllt, Himmel und Erde und Totenwelt [...]» Es ist das Strahlen aus dem Grab, das Strahlen, das den

Tod besiegt, das neue Leben, das seit 2000 Jahren denen geschenkt ist, die an Christus glauben.

Nun kann man mittlerweile überall in Gemeinschaft fasten, viele Klöster bieten diese Erfahrung an, es muss nicht unbedingt das Fasten nach Buchinger sein.

Fasten-Pionier bei den Brahmanen

Doch mir imponiert die Geschichte dieses Fastenpioniers Otto Buchinger, der während des Ersten Weltkrieges auf der MS «Hertha» durchs Chinesische Meer dampfte, zum Teil als Begleiter des Kaisersohns Prinz Adalbert.

Auf Besuch beim Vizekönig von Indien, wo er auf Lord Kitchener trifft, später eine erste Begegnung mit einem fastenden Brahmanen, die ihn bewegt. Er notiert in sein Tagebuch: «[...] dick, faul, und das Hohe schwindet. Ich muss fasten.»

Buchinger ist Goethe-Leser, Goethe-Bewunderer und begreift wie dieser Ausnahmenschicksal das Leben als Kunstwerk, das zu gestalten ist. Pflanzen, Tiere, Menschen, alle sind auf ein «Werdeziel» ausgerichtet, das gefunden werden muss, ausgehend von einem «Urbild». Das ist die Eschatologie der Lebensreformer jener Zeit, die Hoffnung auf eine innerweltliche Vollendung.

Eine rheumatische Erkrankung, die ihn nahezu paralytisch, bringt ihn schliesslich auf den Königsweg der Gesundheit durch Fasten, das er verfeinert und weiterentwickelt.

Am Anfang steht die Entleerung und Säuberung des Darms durch Bittersalz. Tee mit Honig morgens, mittags ein Saft, abends eine leichte Suppe. Sicher: Hunger stellt sich ein.

Die ganze Menschheit, die Welt wäre gerettet worden, hätte Adam der verbotenen Speise entsagt.

Trinken hilft. Drei Liter Wasser, Mineral- oder stilles, sollten mindestens getrunken werden. Dann die Spaziergänge, die hier, oberhalb des Bodensees, so reizvoll sind. Und dann, nach drei oder vier Tagen, ereignet sich das kleine körperliche Wunder: Der Hunger verschwindet, fällt ab, man spürt eine wohlthuende Leichtigkeit, die Sinne schärfen sich.

Ja, da ist eine Hellsichtigkeit, die man lange nicht verspürt hat. Nebenbei nimmt man ab, bei mir waren es in zehn Tagen schon mal sieben Kilo. Alles unter ärztlicher Aufsicht. Buchinger verfügt über hochqualifizierte Fachkräfte. Da, wie der Apostel Paulus sagt, der Körper «der Tempel des heiligen Geistes ist», wird auch der Tempeldienst ernst genommen: mit Massagen, mit Leberwickeln und Ayurveda-Güssen.

Und tatsächlich gelingt es, mit dem Rauchen aufzuhören. Du brauchst die Kippen nicht mehr. Denn du bist ein neuer Mensch.



Die Bibel

Trotz allem

Von Peter Ruch

Nun aber bleibe ich stets bei dir, du hältst mich an meiner rechten Hand (Psalm 73, 23). – Es ist sattsam bekannt, dass Anderthalb- bis Dreijährige in der Trotzphase ihren eigenen Willen ausprobieren. Zwölf- bis Fünfzehnjährige tun es noch intensiver. Aber mir fällt auf, dass ich auch später, auch mit 65 Jahren, noch trotzen kann. Vielleicht gibt's eine Trotzphase im Alter. Wäre das peinlich? Der Trotz meint eine Unfügsamkeit. Jemand will sich nicht fügen. Das ist mühsam und zugleich erfreulich. Menschen, die sich in alles fügen, sind als Personen nicht spürbar. Es gibt Dinge, in die wir uns fügen müssen: ins eigene Wesen, das wir nicht ändern können; in ein Handicap; in einen Schicksalsschlag. Aber bei weitem nicht in alles.

Der Psalmvers beginnt mit einem trotzigem Impuls: *Nun aber bleibe ich stets bei dir*. In anderen Übersetzungen heisst es: «Dennoch ...». Es gibt viele Argumente gegen Gott. Manche schlagen derart durch, dass Menschen zu Agnostikern oder Atheisten werden. Auch Abkömmlinge aus frommen Familien und Pfarrhäusern sind Atheisten geworden. Manche aus Trotz.

Der Psalmdichter beschreitet den umgekehrten Weg: Er ist von Gott enttäuscht, weil es den gottlosen Prahler so gut geht, und will sich abwenden. Doch im letzten Moment dreht er sich noch einmal um und sagt: *Trotz allem bleibe ich bei dir*. «Stets» zeigt eine Konstante. Mag sich im Laufe des Lebens fast alles wandeln, bleibt doch meine Verbindung zu Gott bestehen – nicht starr, aber sie bleibt bestehen. Sie ist wie ein Kompass in verwirrender Landschaft.

Manchmal ist es nötig, gegenüber Menschen zu trotzen. Auf Wanderungen haben wir schon dem Regen getrotzt. Ebenso kann man Enttäuschungen trotzen. Ich lass mich nicht unterkriegen und versuch es trotz allem noch einmal mit Gott. Tu ich das, so ist Gott kein Accessoire, auf das ich ebenso gut verzichten könnte. *Du hältst mich an meiner rechten Hand*. – Die rechte Hand meint die stärkere Hand. Nicht wo ich am schwächsten bin, ist Gottes Platz, sondern wo ich mich stark fühle.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Mister Esprit

Sami Bollag liebte das Geschäftsleben und die Mode. Deshalb war er einer der Erfolgreichsten der Branche. Zudem tat der vor Kurzem Verstorbene viel Gutes für die Jüdische Gemeinde.

Von Mark van Huisseling

An einem Frühlingsabend vor drei Jahren hatte er zu einer Präsentation in seinen Showroom im Glattpark beim Zürcher Flughafen geladen. Ich erwartete ein Defilee, wie man es gewohnt ist: Profi-Models – grossgewachsene, dünne, junge Mädchen – führen sich selber sowie neue Kleider und Schuhe auf einem Catwalk vor. Eine Modeschau eben. Neue Kleider, Schuhe sowie Accessoires wurden vorgeführt: doch von Mitarbeiterinnen der Firma Bollag-Guggenheim. Sie waren gestylt, und für Haare und Make-up waren ebenfalls Topleute vom Fach verantwortlich. Aber was Alter, Grösse und Body-Mass-Index betraf, entsprachen sie mehr dem Durchschnitt der arbeitenden Bevölkerung als der Vorstellung von Modekennern.

Einen Augenblick fürchtete ich, Sami habe einen Fehler begangen, weil er seine Angestellten den streng urteilenden Blicken von Modemagazin-Chefredaktorinnen und -Journalisten aussetzte. Doch das war, bevor ich die Freude und den Stolz in den Gesichtern der Mitarbeiterinnen sah – Freude an den Kleidungsstücken, für die sie jeden Tag arbeiteten, und Stolz, von ihrem Chef zum Model für einen Abend gemacht worden zu sein.

Jungunternehmer mit 61

Hätte ich bloss zwei Worte zur Verfügung, um Sami Bollags viele Fähigkeiten zu beschreiben, *people skills* wären meine zwei Worte.

Er konnte ausdrücken, was er mitteilen wollte, obwohl er kein sprachfertiger Redner war. Vielleicht nicht obwohl, sondern weil. Denn Sami, kann man in Anlehnung an de Saint-Exupéry sagen, sprach mit dem Herzen. Und so hörte er auch zu. Er hatte die Fähigkeit, zu verstehen – deshalb hätte er niemanden blossgestellt. Er war voll von Respekt gegenüber anderen Menschen und Ideen. Das alles führte dazu, dass man ihm vertraute. Und ihn mochte. Ich kannte ihn noch nicht, als er ein Kind «mit abstehenden Ohren» (seine Worte) in Luzern war, doch ich denke, auf der Schulreise wollten alle im Bus neben Sami sitzen. Später führten seine Fähigkeiten und seine Wesensart dazu, dass er nicht bloss beliebt war, sondern zudem Erfolg hatte.

«Sami Bollag, 74, ist vielleicht der wichtigste Schweizer Modeunternehmer, den man noch entdecken kann», schrieb ich vergangenes Jahr im *WW-Magazin*, der Beilage dieser Zeitschrift, als wir ihn zu unserer Persönlichkeit des Monats wählten. Seine Bollag-Guggenheim AG vertreibt in der Schweiz Mode von zirka zwanzig Marken, darunter Guess, Mar-

ciano, Yaya, Staff Jeans, Marc O'Polo, Marc O'Polo Denim, Zoe Karssen, G-Lab, Designers Remix, Iheart, Rebecca Minkoff, St. Studio, Trussardi, Liu Jo oder Coccinelle. Zuvor distribuierte er 25 Jahre lang Kleidung der Marke Esprit in der Schweiz und in Italien; 2003 verkaufte er seine Firma an den amerikanischen Konzern. Und begann noch einmal als Jungunternehmer – mit 61. Für sein neues Unternehmen, das zurzeit 22 eigene Modegeschäfte in der Schweiz betreibt, arbeiten 150 Leute.

Sami wurde 1942 in Luzern als viertes Kind der Familie Bollag geboren, er hatte drei ältere Schwestern; Vater Isidor war eine Respektsperson in der Stadt sowie in der jüdischen Gemeinde, deren Präsident er für eine Amtsperiode war. Als Jugendlicher schloss sich Sami der Aguda-Bewegung an – nach dieser sollen die Thora und die jüdische Gesetzgebung die massgebenden Einflüsse auf die jüdische Gesellschaft ausüben – und besuchte Talmud-Hochschulen in Europa, sein Berufsziel war Rabbiner. Doch es kam anders: Er zog nach Genf, wo er die Handelshochschule besuchte und nebenbei als Vertreter für das Geschäft seines Vaters arbeitete. Und bald Marga, eine damals 19-jährige Argentinierin, kennenlernte. Wenige Jahre später heirateten die beiden, ihre Tochter Marina kam zur Welt, und zu dritt zogen sie nach Zürich. In der Folge konnte Sami seinem Vater das Damen-

Denn Sami, kann man in Anlehnung an de Saint-Exupéry sagen, sprach mit dem Herzen.

oberbekleidungs- und Wäschegeschäft abkaufen. Und es dann nach seinen Vorstellungen um- und ausbauen.

Sami hätte sich nie als Designer bezeichnet, reiner Händler war er aber auch nicht. Die T-Shirts seiner Marke «Ferrer y Sentis Diffusion Snoopy» etwa, die er in Spanien herstellen liess, waren das Ergebnis seines Verständnisses der damaligen Mode und ihrer Trends, und er lag richtig damit – «Diffusion Snoopy»-Shirts waren Verkaufshits in Zürcher Boutiquen, etwa bei Blondino oder Niagara. Sein *big break*, Durchbruch, fand in den frühen 1980er Jahren statt, nachdem er die Mode der damals stilprägenden Marke Esprit zuerst für sich entdeckt hatte und dann in der Schweiz und in Italien zu verkaufen begann.

Die Zusammenarbeit mit Esprit respektive dem Firmengründer Douglas Tompkins war für Sami auch persönlich prägend: Er bezeichnete

ihn als Mentor in geschäftlichen wie privaten Dingen. Und Sami hat den kalifornisch-lässigen Modestil zu seinem eigenen gemacht – nie habe ich ihn Krawatte tragen sehen, dafür hat er sich immer farbiger gekleidet, als man es von einem Geschäftsmann erwartete, was ihn nicht störte. Denn er war weniger Geschäftsmann als Unternehmer, Modeunternehmer. Er liebte das Geschäft, doch er liebte auch die Mode.

Die Frau seines Lebens

«Das Leben ist kein ruhiger Fluss», sagt man. Das trifft auch auf Samis Leben zu. Als junger Mann, mit 32, verlor er die Sprache; von einem Tag auf den anderen, in den Sommerferien mit seiner Familie in Porto Santa Margherita in Venetien. Kaum war er zurück in Zürich, wurde bei ihm ein Angiom, auch Blutschwamm genannt, diagnostiziert. Dabei handelt es sich um eine tumorartige Gefässneubildung oder eine Gefässfehlbildung, und diese Krankheitsbilder stellen besonders im Gehirn ein erhöhtes Blutungsrisiko dar. Der verantwortliche Arzt hatte keine erfreuliche Botschaft: operieren, um den Tumor zu entfernen. Und eine schlechte Nachricht: Er schätze die Aussicht, dass der Eingriff erfolgreich verlaufe – und somit Samis Überlebenschance –, auf 50 Prozent. Doch die Operation verlief erfolgreich. Und in den Monaten danach bekam Sami sein Leben wieder in den Griff: Er lernte wieder zu sprechen, sich zu rasieren oder die Schuhe zu binden.

Als er zurück zur Arbeit gehen konnte, fand er heraus, dass seine Firma fast zahlungsunfähig war. Er musste die Mehrheit der Angestellten entlassen und die schicken Büros beim Albisriederplatz, die ihm viel bedeutet hatten, kündigen. Es gelang ihm, sich mit Lieferanten und Geschäftspartnern zu einigen: Sie erklärten sich bereit, siebzig Prozent ihrer Forderungen abzuschreiben, vorläufig. Weil sie an ihn glaubten. (Später zahlte er allen ihre Ausstände zurück.) Aus dem Freund und Geschäftspartner, den Sami eingesetzt hatte, um zu seinem Unternehmen zu schauen, als er im Spital und rekonvaleszent war, und aus Marga, Samis Frau, war in dieser Zeit ein Paar geworden. Sami hatte zwar eine tödliche Krankheit überlebt, doch seine Frau und den vermeintlich besten Freund verloren. Sowie mit dem Geschäft fast Pleite gemacht. «1974 war das schlimmste Jahr meines Lebens», sagte er, «doch danach wusste ich: Von jetzt an würde es aufwärtsgehen.»

Geschah es dank der Kraft seines positiven Denkens oder dank des Vertrauens in das, was



«Integrität und Ehre»: Unternehmer Bollag.

man Karma nennt? Auf jeden Fall entwickelten sich seine Geschäfte von da an nur noch erfreulich. Und nach einigen Jahren lernte er Anette kennen – wie so viele Männer fand er die Frau seines Lebens erst Jahre nach der falschen Frau seines Lebens. Anette, geborene Rothschild und eine Schwedin, wie man sie sich nicht vorstellt – mit dunklen Haaren sowie einem Temperament, das man Südeuropäerinnen zuschreibt –, lebte damals in London. Die *relocation* aus der Welthauptstadt nach Adliswil, wo Sami seinerzeit wohnte, war keine leichte. Doch das Paar meisterte die Umstellung. Und fand später das schöne Haus am See in Küsnacht, wo die Familie zu viert lebte – Sami und Anette haben zwei Töchter –, bis Stephanie und Amanda nach New York zogen, um sich zur Filmerin respektive Sängerin ausbilden zu lassen.

Anette erlebe ich als die Frau des Hauses, aber nicht als Hausfrau. Schon vor vielen Jahren hat sie die damals kleine Sammlung von Kunstwerken, die Sami gekauft hatte, über-

nommen und diese zu einer grossen, richtigen Sammlung ausgebaut. Ein Teil der Werke, zur Hauptsache zeitgenössische Kunst, befindet sich in den Büros und Showrooms der Bollag-Guggenheim in Opfikon. Anette ist seit längerem Mitglied des Verwaltungsrats, zurzeit Vizepräsidentin, nun hat sie die Führung des Unternehmens übernommen.

Je mehr Sami verdiente, desto mehr gab er denen, die wenig hatten. Er spendete für wohltätige Zwecke in jüdischen Gemeinden in der Schweiz und vor allem in Israel; er und Anette unterstützten etwa ein Zentrum für schwererziehbare Kinder in Kedma, zwischen Tel Aviv und Beer Scheva (einer Stadt im Süden Israels) gelegen. Von seinem Geld zu geben, ist das eine. Doch kostbarer ist, für einen Reichen jedenfalls, seine Zeit. Auch damit war Sami grosszügig: Während fünfzehn Jahren stand er Keren Hajessod in der Schweiz als Präsident vor, der Organisation, die Spenden sammelt für Israel – und arbeitete dafür wöchentlich bis

zu zwei Tage, ohne Lohn. «Warum sollte jemand im Ausland Israel unterstützen?», fragte ich. «Das ist eine Verpflichtung. Weil jede jüdische Person mit einem Bein, mit ihrer Identität, mit Israel verwachsen ist», sagte er.

Die jüdische Sache und die Sache Israels waren ihm wichtig. Doch er war kein Eiferer; politische Stellungnahmen habe ich von ihm nie gehört. Er kannte Israel und viele Israelis er verbrachte eine Zeit des Jahres in seinem Haus in Neve Tzedek, Tel Avivs lebendigstem und modischstem Viertel. Einmal gab er mir einen Film, der über ihn und sein Engagement gedreht worden war. Darin sprachen die Bürgermeister von verschiedenen israelischen Städten, in denen auch mit Spenden der Bollags Bibliotheken, Schulen et cetera betrieben wurden. Ich kann kein Hebräisch, aber ein Wort, das jeder benutzte, wenn er über Sami redete, habe ich verstanden: «mensch». Dieses jiddische Wort wird so übersetzt: «eine Person von Integrität und Ehre».

«Weiter voran, trotz allem»

In jüngster Vergangenheit hat sich die Modebranche verändert, nicht zum Guten – schlechte Konsumentenstimmung, dauernder Ausverkauf, vermehrt Einkäufe im Ausland oder im World Wide Web schmälern Händlermargen. Sami sagte, er habe in seiner Laufbahn noch keine vergleichbar anspruchsvolle Zeit erlebt.

Was ihm aber nicht auf die Laune schlug. Oder auf seine Zuversicht. Er plante, weitere Concept-Stores mit Namen «The Gallery» zu eröffnen, und investierte in digitale Lösungen, mit denen seine Firma Kunden schnell und unablässig über Neuheiten und Angebote informieren kann; seit zirka einem Jahr ist die «Gallery»-App erhältlich (bei deren Entwicklung ich am Rand beteiligt war). Sami hielt die Lage für hoffnungslos, aber nicht ernst, könnte man sagen. «Weiter voran, trotz allem – meine unternehmerische Vision in harten Zeiten» war der Arbeitstitel eines Texts, den ich für und mit ihm am Schreiben war.

Seit einigen Monaten ging es mit seinem Gesundheitszustand auf und ab, wie er sagte. Mit anderen Worten: Er war todkrank, wie er es als junger Mann schon einmal gewesen war. Bei meinem letzten Besuch vor wenigen Tagen nahm er einen Anruf entgegen von einem Bekannten, der ihn als Hauptredner an einer Branchenveranstaltung verpflichtet hatte. Nachdem er das Gespräch beendet hatte, sagte er: «Ich habe zugesagt. Obwohl ich nicht weiss, ob ich im Mai fit sein werde.» Ich erwiderte, dass er das Richtige tue: sein Leben weiterleben, als sei er gesund. «Das und auf ein Wunder hoffen», sagte er. «Wunder passieren immer wieder», sagte ich, bevor ich mich verabschiedete. «Immer wieder», wiederholte er. Und lachte. Das Wunder ist nicht passiert – Sami Bollag ist am Sonntag, 5. März, gestorben. ○

Böse Mamis

Dürfen Frauen ihre Mutterschaft bereuen oder ihre Familie verlassen? Die Debatte um die «Rabenmütter» geht mit zwei neuen Büchern in die nächste Runde. Von Claudia Schumacher

Wer mal wieder knietief drinsteckt, verloren zwischen einem Berg aus Windeln und dem Geschrei eines kleinen Glatzkopfes, der sollte sich dringend einer hundertminütigen Lachkur unterziehen. Dazu schnell das Kind dem nächstbesten Erwachsenen in die Hand drücken und den Film «Bad Moms» (2016) schauen. Die überdrehte Komödie mit Mila Kunis und vielen Fünkchen Wahrheit ist die Art humorvolle Auseinandersetzung, die überforderte Mütter gebraucht haben. Bei aller abstrusen Albernheit ist es rührend, wie die jungen Filmmütter sich mit viel Mittelfinger, Improvisationstalent und Liebe gegen diesen überbordenden Druck wehren, perfekte Mütter und Frauen sein zu müssen. Am Kuchentag schnell ein glutenfreies Backwerk fürs schleichenberüschte Töchterchen zaubern, dann ins Büro und Karriere machen, anschliessend ins Fitness, um am Abend die sexy Gattin sein zu können – wie bitte? Die einzige Frau in «Bad Moms», die dem verrückten Ideal zu entsprechen scheint, bricht zusammen. Ein realistisches Szenario.

Lieber Mann als Kinder

Kollektiv gesprochen, ist es ziemlich blöd und fies, welchen Erwartungsdruck wir auf junge Mütter ausüben. Und es ist gut, dass wir angefangen haben, darüber zu reden. Ehrliche Elternbücher mit Titeln wie «Kinderkacke» (2010) fanden ihren Weg schon vor einigen Jahren in die Bücherregale, Kinder wurden nicht mehr nur als Engel, sondern auch als «kleine Monster» beschrieben, die «sehr, sehr anstrengend» sind. In Interviews sprachen auch mal Schauspieler darüber, dass man seinen süssen Fratz mitunter gerne gegen die Wand klatschen würde – so sehr man ihn auch liebt. Der Druck auf die jungen Eltern wurde dadurch ein wenig abgedefert, eine Realität anerkannt: Kinder sind nicht nur ein Segen, sie verlangen ihren Eltern viel ab, rauben Nerven und bringen sogar viele junge Paare um die Liebe. So ist das halt: Im ersten Jahr nach der Geburt eines Kindes werden besonders viele Scheidungen eingereicht.

Aber wie so oft, wenn ein Gespräch in Fahrt kommt: Irgendwann wird es nicht mehr intel-



Ab in die Burnout-Klinik: Szene aus «Bad Moms».

ligenter – im Gegenteil. Mit öffentlichen Debatten verhält es sich dem Verlauf nach manchmal ähnlich wie am Stammtisch nach dem zehnten Bier: Sehr schräges und schwer nachvollziehbares Zeug ist alles, was noch kommt. Und so liest sich etwa Lisa Frieda Cosshams im Januar erschienenen Buch «Plötzlich Rabenmutter?», Unterzeile: «Wie ich meine Familie verliess und mich fragte, ob ich das darf», wie eine Realsatire. Cossham war im Studium ungeplant von ihrem Partner schwanger geworden. Später verliebt sie sich in einen anderen Mann – und verlässt ihre Familie. Nun ist im Einzelfall vieles verständlich, und natürlich ist der feministische Impetus des autobiografischen Sachbuchs so weit richtig: Männer verlassen Familien schon seit Menschengedenken; für sie gibt es dennoch kein Äquivalent zum Begriff «Rabenmutter». Nur fragt man sich auch: Wann wurde je ein Mann, der seine Frau und die Kinder für eine andere verliess, dafür öffentlich beklatscht? Männer, die dies tun, sind vielen suspekt. Man nennt sie nicht «Rabenväter», aber es reicht ja auch ein «Arschloch» hinter hervorgehaltener Hand, um sie einzuordnen. Ungerecht? Vielleicht. Letztlich mag jeder Gründe haben, möglicherweise sogar gute, um im einen oder anderen Lebensbereich hinter den Erwartungen zurückzubleiben. Aber muss man übers Thema Familie-Verlassen ein Sachbuch schreiben, offenbar in der Erwartung, dafür Anerkennung zu finden?

Besonders bezeichnend ist der Abschnitt, in dem Cossham beschreibt, wie sie ihre Beziehung beendete. Zunächst fuhr sie zweigleisig, hatte die Affäre mit dem anderen und fand es «absurd», zwischen ihm und dem Vater ihrer

Kinder wählen zu müssen. Als sie sich dann doch gegen ihre Familie entscheidet, erlebt ihr Mann einen Zusammenbruch. Er fordert die Kinder auf, ihre Sachen zu packen und mit ihm zu seiner Mutter zu fahren – so wie es auch jede betrogene, verletzte Frau in dieser Situation tun würde. Aber Cossham hat kein Verständnis. Sie ruft die Polizei an und meldet, ihr Mann wolle mit den Kindern gegen ihren Willen verreisen. Dann packt sie ihre Sachen und geht. Ach ja, die Kinder ... «Waren sie bedrückt? Haben sie geweint? Ich erinnere mich nicht», schreibt Cossham. Wäre ja auch weit hergeholt, in dieser Situation vor allem an die Kinder zu denken.

«Eher ein Höllenproppen!»

Die Feuilletons hätten dieses Buch verrissen, wäre es von einem Vater verfasst worden. Cossham hingegen erhält Anerkennung für ihren «Mut», der bei einem Mann hier wohl eher eine Unverschämtheit wäre. Vielleicht geht es jungen Autorinnen wie der 37-jährigen Cossham aber auch gar nicht darum, einen sinnvollen Debattenbeitrag zu leisten, sondern vielmehr darum, endlich auch einmal ein Sachbuch zu veröffentlichen. Die Verlockung ist gross, der Markt für Jammerrütter floriert. Wie viele Autorinnen haben nicht in dieselbe Kerbe gehauen, seit die israelische Soziologin Orna Donath Anfang 2015 Aufsehen erregte mit «Regretting motherhood», ihrer Studie über Frauen, die ihre Mutterschaft bereuen. 2015 las Gertraud Klemm beim Bachmannpreis aus ihrem Roman «Aberland», in dem eine junge Mutter aufgrund ihrer Überforderung permanent Wutausbrüche hat. Letztes Jahr rückte Sarah Fischer mit «Die Mutterglück-Lüge», Esther Göbel mit «Die falsche Wahl – Wenn Frauen ihre Entscheidung für Kinder bereuen» und die US-Amerikanerin Karen Alpert mit «Geht's noch, Eierloch» nach, der Tonfall: «Ein richtiger Wonneproppen, ja, leck mich, wohl eher ein Höllenproppen!»

Im Oktober dann, kurz vor Cossham, veröffentlichte auch Tanja Bräutigam ein Buch mit ganz ähnlichem Titel. In «5 Wochen Rabenmutter» geht es um Bräutigams Zeit als Mutter mit Burnout, die vorübergehend ihre Familie verlässt, um sich auszukurieren. Als sie die «kleine psychosomatische Rehabilitationsklinik» erreicht, regt sie sich erst einmal gehörig über ihr Zimmer auf: «Eine Katastrophe! Das Bett, ein riesengrosser Sessel, ein Schreibtisch, eine Stehlampe, dicke Vorhänge, und alles dunkel und verstaubt. Die Tapeten total vergilbt. In diesem Raum ist keinerlei Leben, sondern eine negative Aura, die zum Weglaufen animiert.» Was hatte sie erwartet – superschöne Wellnessferien?

Lisa Frieda Cossham: Plötzlich Rabenmutter? Blanvalet. 224 S., Fr. 14.90.

Tanja Bräutigam: 5 Wochen Rabenmutter. Eden Books. 240 S., Fr. 21.90.

Nicht in der Schöpfung rumräumen!

Seit «Alien» boomt der Science-Fiction-Horror. Das ist prima, aber «Life» hebt dazu den moralischen Zeigefinger.

Von Wolfram Knorr

Sie hatten eben doch recht, die Sternengucker und Fantasten des späten 19. Jahrhunderts: Auf dem Mars gibt's Leben. Mögen's mal kleine grüne Männchen gewesen sein oder mehrbeinige Biester – die Traumfabrik hat sie nie im Stich gelassen und lässt sie hochleben! Weil wir uns aber in einem wissenschaftlichen Zeitalter befinden, das All immer besser erforscht wird und die Beschaffenheit des Roten Planeten ratzefutz geklärt ist, schrumpft der Marsianer zu einem klitzekleinen Organismus, der sich im Mars-Staub versteckt haben könnte. So jedenfalls geschieht es im jüngsten Science-Fiction-Spektakel, «Life».

Das halbe Dutzend Wissenschaftler, gerecht verteilt auf die USA, China und Russland (man braucht, Trump hin oder her, den globalisierten Markt), forscht auf der Internationalen Raumstation. Bei der Untersuchung von Mars-Proben machen sie eine sensationelle Entdeckung. Unter den Mikroskop-Popelkram gerät ein raupenartiger Einzeller, der sich bewegt! Die Crew (Jake Gyllenhaal, Ryan Reynolds, Rebecca Ferguson etc.) ist total entzückt. Ein Winzling! Ein Embryo! Ein Leben! Auf dem Mars! Und wir sind Zeugen dieses wunderbaren Entstehungsprozesses! Da kommen selbst dem heiligen Spekulator die Tränen.

Stahlvariante des Planwagens

Klar, dass es anders kommt. Klar, dass der Mensch nicht in der Schöpfung rumräumen darf. Aus dem niedlichen Einzeller wird ein patschbeiniges Quallen-Monster, das mit seinem zwiebelartigen Maul Menschen frisst und der Mannschaft in der Raumstation das Leben zur Hölle macht. Immerhin bietet der Schluss eine hübsche Pointe. Der Rest, schön taumelig in Szene gesetzt (Kamera: Seamus McGarvey), ist eine Mixtur aus «Gravity» und «Alien».

Weder dem Regisseur Daniel Espinosa noch seinen Autoren Rhatt Reese und Paul Wernick gelingt es allerdings, sich von diesen Einflüssen zu einer originellen Story inspirieren zu lassen, um dem altbekannten Muster endlich mal was entgegenzusetzen. Wahrscheinlich ist vor langer Zeit ein ausserirdischer Parasit in den Schädel Hollywoods gedrungen und knabbert seitdem genüsslich am Hirn der Traumfabrik.

Denn das Geschäft mit galaktischen Abenteuer läuft bestens, mindestens seit das Raumschiff «Enterprise» mit Warp-Geschwindigkeit durchs All gurkte. Das Publikum nimmt, was kommt, und erfreut sich halt, in

Ermangelung von Alternativen, an den immer gleichen Schauergeschichten aus der guten alten Zukunft. War die «Enterprise» die Stahlvariante des Planwagens auf dem Weg zu neuen Kontinenten, der viele andere folgten (etwa in «Star Wars»), so wurde der Film «Alien» (1979) zum Logo für Techno-kalten Labor-Horror. Auch ihm folgte ein ganzer Schwanz von Sequels, Prequels und Crossover-Rührereien. Angekündigt ist, wen wundert's, eine weitere



Parasit im Schädel Hollywoods: «Life».

«Alien»-Fortsetzung. Bei der SF herrscht wieder Goldgräberstimmung.

Nach «Arrival», «Passengers», «The Space Between Us», «Operation Mars» und so weiter bietet «Life» eine Mixtur aus moralinsaurer Forschung und Grusel, ohne Interesse an ernsthaften Spekulationen – wie das auch beim Rest der SF-Filme der Fall ist: Die einen sind verkleidete Lovestories, die anderen verkörpern das Grauen in Heavy-Metal-Kulissen. Spielten die Klassiker in barocken Häusern, in denen die Stiegen knarrten, die Gardinen wehten und die Dielen knarzten, dröhnt und rauscht es bei der SF-Zähneklapperei in den Stahlgängen, die Bildschirme flimmern, und aus irgendwelchen Röhren pfeift Dampf, der das Raumschiff zum Rütteln bringt. Eine lustige Variante ist «Space/Time». Da werden Wissenschaftler kriminell, weil man ihnen die finanziellen Mittel für ihre Reise gestrichen hat.

Stenogramme der Schwermut

Von Peter Rüedi

Es gibt Stimmen, die haben ein so verführerisches Timbre, einen ganz eigenen, magischen Sound, dass wir nur mit grosser Anstrengung erkennen, wenn sie einen Blödsinn erzählen. Nicht, dass dies auf Tomasz Stanko zuträfe. Der polnische Trompeter (geb. 1942), einer der Pioniere einer eigenständigen europäischen Form der freien Improvisation, ist mit zunehmendem Alter im Gegenteil ein Essenzialist und Existenzialist, ein Meister des Wesentlichen, der seine ganze Persönlichkeit im dunklen Klang seines Horns konzentriert. Er liebt krud angeraute Ränder und Growls, gelegentlich wild ausbrechende Glissandi; wie bei vielen grossen Jazzmusikern ist in seinem Spiel das Wie so wichtig wie das Was, ja mehr noch: Der Gestus ist die Substanz. Nicht anders als Ben Webster oder Roy Eldridge ist er an einem Ton zu erkennen.

In seinen Anfängen ein enger Partner des charismatischen Krzysztof Komeda, dem Roman Polanski einige seiner schönsten Filmmusiken verdankt (allen voran die zu «Rosemary's Baby»), fand er eigentlich erst durch die Reihe seiner Aufnahmen beim Münchner Label ECM ab den neunziger Jahren ein weltweites Echo. Seit zehn Jahren lebt Stanko zeitweise in New York. Sein New York Quartet (mit dem Kubaner David Virelles am Piano, Thomas Morgan am Bass und Gerald Cleaver am Schlagzeug) spielte 2013 eine Hommage an die Dichterin Wislawa Szymborska ein. Stanko ist ein Raumkünstler, dem das, was er verschweigt, so wichtig ist wie das, was er sagt, und der deshalb auf starke, sensible Partner angewiesen ist. Es sind, bis auf den Bassisten Reuben Rogers, beim Opus zwei der Gruppe die gleichen wie beim Erstling. Es heisst «December Avenue» und präsentiert keinen neuen Stanko. Zu unserm Glück. Sein Blick auf die Welt ist wie zuvor der durch das dunkle Auge der Melancholie, allenfalls ist er in seiner Fragmentarik noch sparsamer geworden, kongenial im telepathischen Verständnis mit seinen Partnern. Eine Musik stellenweise nicht ohne Pathos, aber ein Pathos des lapidaren Understatements. Achtung: Suchtpotenzial! Fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.



Tomasz Stanko New York Quartet (David Virelles, Reuben Rogers, Gerald Cleaver): December Avenue. ECM 2532 5726302



Thiel

Weltuntergang

Von Andreas Thiel

Meier: Weiss man schon mehr über diesen Täter vom Flughafen Paris-Orly? War der nun ein Krimineller, ein Islamist oder ein Terrorist?
Müller: Man ist sich noch nicht ganz sicher. Ohne Bekennervideo sind die kaum voneinander zu unterscheiden.

Meier: Dabei geht die Welt auch so schon unter. Wenn sich das Klima wie angekündigt erwärmt, dann stehen bald ganze Kontinente unter Wasser.

Müller: Das Klima erwärmt sich seit der letzten Eiszeit vor 150 000 Jahren. Durch den Rückgang der Gletscher wurde bisher allerdings mehr Kulturland freigegeben als überschwemmt.

Meier: Aber ich habe gelesen, die Meere seien nun verseucht durch Mikrofasern. Und das käme von der weltweiten Verbreitung billiger Faserpelzjacken.

Müller: Wenn das so ist, dann wird der WWF bestimmt bald dazu aufrufen, wieder vermehrt Pelz zu tragen. Echtpelz ist biologisch besser abbaubar als Kunstpelz.

Meier: Wer mag denn heute noch Geld ausgeben für die Umwelt? Die ganzen Migrant*innen, die in unser Sozialsystem einwandern, jedenfalls kaum.

Müller: Mit der Personenfreizügigkeit kommen halt eher weniger freizügige Personen.

Meier: Ob einer Üzdemir Üzdügül heisst oder Fleischotto Hackepeter, ist mir ja egal. Aber die Frage ist, ob jemand eine Gesellschaft stützt oder sie finanziell belastet. Es gibt immer mehr Nettoempfänger und immer weniger Nettozahler.

Müller: Die Generation, welche die Schulden trägt, kommt erst noch, und die Generation, die die Schuld trägt, ist dann gestorben.

Meier: Aber wenigstens gibt es jetzt eine Rentenreform.

Müller: Diese Rentenreform ist ein umgekehrter Enkeltrickbetrug.

Meier: Hörst du das? Was ist denn das für ein Geräusch im Hintergrund?

Müller: Das ist bloss der Weltuntergang.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Gala mit Suchtpotenzial

Champagner, Tombola und Disco im Casinotheater Winterthur.
Von Hildegard Schwaninger

Die Promis standen sich gegenseitig auf die Füsse bei der Benefizgala im Casinotheater Winterthur. Der Sympathiefaktor für das unsubventionierte Theater ist riesig, alle bezahlten gern den Eintritt von 450 Franken, für den es ein Buffet (Austern und Champagner inklusive) gab, das keine Wünsche offenliess, sowie beste Unterhaltung. Die Gastgeber **Viktor Giacobbo** und **Patrick Frey** moderierten den Abend witzig, natürlich nahm man – wen denn sonst? – **Donald Trump** auf die Schippe. Es gab Valet-Parking, und vor dem Theater fuhren Maseratis, BMWs und sogar eine Limousine aus Liechtenstein vor.

Im Gedränge sah man Nationalrätin **Jacqueline Badran** («Ich bin jedes Jahr hier, weil ich die Kleinkunst unterstütze, das nicht subventionierte Theater»), Nationalrat **Claudio Zanetti**, den Zürcher Ständerat **Ruedi Noser**, den Zürcher Stadtrat **Filippo Leutenegger**, Noch-Migros-Chef **Herbert Bolliger** und seine Frau **Beatrice**, **Franziska Tschudi** von der Wicor-Gruppe mit ihrem Mann **Thomas Sauber**. **Franziska Tschudi** trug das gleiche Kleid wie letztes Jahr, was – spätestens seit das auch die Windsor-Frauen und **Angela Merkel** machen – als souverän-vorbildlich gilt, als Zeichen der Zeit, in der Verschwendung total out ist. Wie jedes Jahr war **Anwalt** und Weinbergbesitzer **Thomas Bär** mit seiner Frau **Monika** da. Sein Wein vom Weingut **Gagliole** in **Castellina in Chianti** ist der Hauswein im Casinotheater-Restaurant. **Philippe Corti**, der Bau-

unternehmer aus Winterthur, kam mit seiner Frau **Nathalie** (ein gutaussehendes Paar), die mit ihrem wunderschönen, langen Spitzenkleid **Massstäbe** setzte. **Philippe Gaydoul**, dessen Name mit demjenigen von **Christine Maier** auf der Gästeliste schillerte, war nicht da, er war durch seine Mutter **Denise Gaydoul** vertreten, die eine Freundin mitbrachte.

Gleich zwei Winterthurer Stadtpräsidenten gaben sich die Ehre. Der amtierende, **Michael Künzle**, mit seiner stattlichen Körpergrösse unübersehbar. Der frühere, **Ernst Wohlwend**, mit seiner Frau **Kathrin Bänziger** (Ex-Journalistin und Kunstschaffende). Sie gewann bei der Tombola einen schönen Preis: einen Eintritt fürs Festival da Jazz in St. Moritz samt Übernachtung im «Kulm Hotel St. Moritz».

Die Tombola wurde von Schauspieler **Mike Müller** präsentiert, dem Dritten im Bunde des Casinotheater-Führungstrios. Glücklicher Gewinner eines Hauptpreises war Kabaretttexter und Drehbuchautor **Domenico Blass**, der einen 3000 Franken teuren Schmuck vom Winterthurer Goldschmied **Mundwiler** gewann. **Domenico Blass** bedankte sich charmant: «Den schönsten Schmuck habe ich zu Hause – meine Frau **Esther**.»

Das Programm war – wie vom Casinotheater zu erwarten – Unterhaltung vom Feinsten. Bekannte Gesichter wie der Stand-up-Comedian **Johnny Armstrong** aus Grossbritannien und Berlin oder **Andreas Thiel**, der – das Champagnerglas in der Hand – auf der Bühne



Fast verliebt

Bleiben oder gehen

Von Claudia Schumacher

Schon verrückt, oder?», fragt Sophie – und ich weiss sofort, was sie meint. Ihre Augen funkeln feucht, glitzern traurig-schön um die Wette mit der Frühlingssonne auf dem See, in den wir glotzen, als

hätte er die Lösung für die 30er Krise verschluckt, in die mindestens eine von uns wohl hineingerutscht ist. «Weisst du noch, wie wir den Sommer im Schwimmbad verbrachten und darauf warteten, dass uns ein Busen wächst?», frage ich Sophie. Die lacht und klingt ein bisschen bemüht dabei. «Ja... und jetzt stehen wir hier und reden über so Scheisstemen wie Scheidung.»

Meine alte Schulfreundin ist zu Besuch. Sie war schon glücklicher. In letzter Zeit steht sie vor einer quälenden Entscheidung: Scheidung oder Baby? Sophie war früh dran, mit 25 Jahren läuteten bei ihr die Hochzeitsglocken. Ihren Ben hatte sie während des Studiums kennengelernt. Es war eine auffällige Liebe, sie kam mit einem Schlag, nach einem halben Jahr gab's einen Diamantring und eine neue Sophie, die ihre Partyphase von jetzt auf gleich beendete und ganz sicher war, den Richtigen



Beste Unterhaltung: Giacobbo, Müller.



Parlamentarier Noser (FDP), Badran (SP).



Ehepaar Andrea und Claudio Zanetti (SVP).

stand und die Weltlage obduzierte, wie er es bei seinen Auftritten im Casinotheater unter dem Titel «Satirisch gut essen» (Thiel plus Dreigangmenü: 95 Franken) macht. Und das bewährte Duo Fischbach zeigte wieder einmal, wie furchtbar es ist, wenn alte Leute schlechtgelaunt und miesepetrig sind.

Ein Knaller war das Duo «Suchtpotenzial», nur schon weil die zwei heissen Chicks aus Berlin absolute Hingucker sind und nicht nur die Männer grosse Augen kriegten. Langhaarig, unbeschwert und sexy standen sie da – mit frecher Schnauze –, sangen, kalauerten und jodelten. Ariane Müller, schwäbische Pianistin aus Ulm, und Julia Gámez Martin, Sängerin aus Berlin (hat einen spanischen Vater, der in Malaga lebt), zwei Musickünstlerinnen, tingeln seit 2013 mit eigenem Programm durch die Welt. Am 18. Mai sind sie im Casinotheater Winterthur, haben schon Lampenfieber («Hoffentlich kommen Leute»). Sie waren mit Mann und Kind da, wohnten im Haus des Casinotheaters, das der Casinotheater AG gehört, im oberen Stockwerk gibt es Wohnungen, in denen man die Künstler einquartieren kann.

Es war ein absolut schöner, rundum harmonischer Abend. Gefeierte wurde der Spass an der Freude – organisiert mit Sinn für die Dramaturgie eines gelungenen Abends. Man musste sich nicht, wie oft bei Benefizgalas, an einem langweiligen Sponsorentisch durch ein ausgedehntes Diner quälen, der Gang ans Buffet und die familiäre Stimmung sorgten für regen Gedankenaustausch. Nach Mitternacht gab es noch Disco mit Röbi Koller («Happy Day»). Dass die letzten Gäste erst um vier Uhr früh nach Hause gingen, sagt alles.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

gefunden zu haben. Aber jetzt ... dreht sich bei Ben, einem Werber, alles um den Job. Und während Floristin Sophie beim Blümchenbinden an die Kochrezepte denkt, die sie ausprobieren will (natürlich auf ihrem Thermomix, dem Statussymbol der Neo-Hausfrau), während sie also eigentlich nur mit angenehmen Dingen beschäftigt ist, schleichen sich doch immer öfter negative Gedanken in ihren Kopf.

Banalerweise drehen sich die Streite der beiden viel um Sex. Abends sei Ben meistens zu müde, sagt Sophie. Und so kreativ er auch im Job ist, privat sei er «total unspontan». Also verabreden sie sich zu festen Zeiten – und lassen das Stelldichein trotzdem oft ausfallen, als wär's eine lästige Pflicht. «Wenigstens einmal die Woche, das muss doch drinliegen!», sagt Sophie peinlich berührt, als verstosse sie gegen ein Gebot aus einer Frauenzeitschrift. «Was kommt als Nächstes, Viagra?», scherzt sie.

30 Jahre, das ist ein komisches Alter. Für manches ist man schon zu alt. Für neonfarbene Sonnenbrillen etwa, für Panikanrufe bei Mama, Krankmeldungen wegen Liebeskummer und, ja, irgendwie auch für Klubnächte. Aber für vieles fühlt man sich auch noch zu jung. «Sollen wir jetzt immer den gleichen Job machen, neben dem gleichen Mann einschlafen, uns um ein oder zwei Kinder kümmern ... muss das alles so vorgezeichnet sein?», fragt Sophie in den stillen See hinein. Dann schaut sie mich an: «Erinnerst du dich an dieses Gefühl nach einer durchtanzten Nacht, wenn wir völlig fertig, aber total zufrieden aus dem Klub raus sind und gackernd und mit einem Kebab in der Hand den Sonnenaufgang angeschaut haben? Dieses verrückte Kitzeln, dieses Alles-ist-möglich-Gefühl, wo ist das denn nur hin?»



Unten durch

Landsknechte

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du bist bei deinen Schwiegereltern zum Rindsbraten eingeladen und dein Schwiegervater erzählt wieder einmal die Geschichte, wie er 1968 bei einer Demo einem Polizisten einen Knallfrosch in die Hose gesteckt und dabei bemerkt hat, dass der Polizist vorn in der Hose einen Apfel trug. «Ich weiss nicht», sagt dein Schwiegervater, «ob das Teil der Einschüchterungspolitik der Bullen war. Wasserwerfer und riesige Gemächte: Das sollte uns wohl Respekt einflössen. So machten es ja auch die Landsknechte im Mittelalter. Die rüsteten ihre Intimggend auch mit Attrappen auf. Mit ... wie heissen die schon wieder? Es gibt einen Terminus dafür.» «Karl, bitte», sagt deine Schwiegermutter, «wir sind beim Essen!»

«Es schmeckt ausgezeichnet, Mama», sagt deine Frau. «Das interessiert mich jetzt», sagt dein Schwiegervater und holt aus dem Bücherregal einen Bildband über das Mittelalter. «Das ist jetzt nicht dein Ernst!», sagt deine Schwiegermutter, aber er blättert seelenruhig in dem Buch und zeigt dir dann die Abbildung eines Landsknechts: «Da, siehst du, das meine ich. Diese Ausstülpung.» «Das nennt man Schamkapsel», sagst du, denn es kam kürzlich bei «Wer wird Millionär?» vor. «Okay», sagt dein Schwiegervater, «und was war da drin?» «Na, der Penis und viel Luft», sagst du. «Glaub ich nicht», sagt dein Schwiegervater, «das musste doch stabil sein, falls ein Feind draufhaute. Die haben da sicher was reingestopft.» «Und? Habt ihr beiden», sagt deine Schwiegermutter laut, «eine schöne und erfolgreiche Woche gehabt?»

«Hier steht's», sagt dein Schwiegervater und liest dir aus dem Buch vor: «Die Schamkapseln wurden mit Holzwolle oder Daunen gepolstert. Es gab runde Schamkapseln, aber auch solche in Bananenform.» «Mama», sagt deine Frau, «eine Woche muss nicht immer erfolgreich sein», und du sagst: «Ich hätte mich für Daunen entschieden.» «Ui, jetzt schau dir den an!», sagt dein Schwiegervater und zeigt dir den Kupferstich eines schwedischen Landsknechts mit enormer Schamkapsel. «Das ist keine Babybanane!», sagt er und haut auf den Tisch. «Himmel noch einmal», sagt er, «was waren das nur für aufgebla-

» Fortsetzung auf Seite 72

sene Machos damals! Dieser lächerliche Männlichkeitskult! Unglaublich!» «Jetzt leg endlich dieses Scheissbuch weg!», zischt deine Schwiegermutter ihm zu. «Das waren», sagt dein Schwiegervater, «primitive, patriarchale Gorillas. Die hätten mit so einer Frau kurzen Prozess gemacht.» Er deutet mit dem Daumen auf deine Schwiegermutter. «Die Welt kann uns dankbar sein», sagt er, «dass wir diesen Typen 1968 die Hose runtergezogen haben. Es war ja bitter nötig! Denn die Landsknechte waren ja immer noch an der Macht: zum Beispiel die Bullen, die sich einen Granny Smith vorn in die Hose steckten. Leider ist der Knallfrosch nicht explodiert, das war Chinaware. Aber mit dem Patriarchat haben wir aufgeräumt. Frauenquote, gleiche Arbeit, gleicher Lohn und dass Männer staubsaugen: Das hat die heutige Generation alles uns zu verdanken.»

Nach dem Rindsbraten serviert deine Schwiegermutter selbstgemachtes Kokoseis in einer Kokoschale, und deine Frau sagt: «Jesses Mama, das war doch bestimmt eine Heidenarbeit!» Deine Schwiegermutter erzählt nun von dem Staubsaug-Roboter, den sie sich angeschafft haben, weil dein Schwiegervater wegen seiner Arthrose nicht mehr gut staubsaugen kann. «Aber abwaschen kann er noch», sagt sie, und dein Schwiegervater murmelt: «Das krieg ich noch hin wie ein Zwanzigjähriger.» Beim Kaffee lobt sie ihn dafür, dass er seit einem Jahr nicht mehr kiffte und ausserdem gelernt hat, seine Socken selber zu stopfen, sogar ohne Stopfei. Kurz bevor deine Frau und du aufbrecht, siehst du zufällig durch den Türspalt, wie er sich im Badezimmer eine halbe Kokoschale vom Dessert vorn in die Hose steckt und sich dann seitlich vor den Spiegel stellt.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein Umweg ins Paradies

Von Peter Rüedi

Languedoc zum Zweiten. Nach einem Wein der neuen kleinen Appellation Terrasses du Larzac (*Weltwoche* Nr. 11/17) einer aus der etwas älteren (1984) Corbières – ein Gebiet, mit 14 000 Hektaren so gross, dass es seit einiger Zeit in einzelne Terroirs aufgeteilt ist. Für beide Gebiete gilt, dass aus ihnen Weine kommen, an denen der Aufstieg des Languedoc sinnfällig zu erfahren ist. Raffinierteres, als in den meernahen heissen Ebenen am Stock gekocht wird. Kaum ist der Zapfen ab, entfaltet sich auch bei diesem Inédite 2012 der Domaine de la Cendrillon schon beim Einschenken ein Bouquet von Brombeeren, Cassis, einem Heuduft, Gewürzen und einer Spur Rauch, ein Versprechen, das von der schwarzen Pracht auch am Gaumen eingelöst wird. Mit dem Aschenputtel hat der Wein nichts zu schaffen, der Name stammt von einem Ort in der Nähe von Ornaisons im Tal des Orbieu, etwas westlich von Narbonne und nördlich der A61, von dort nach Carcassonne – oder historisch und mit etwas mehr Chic gesprochen: an der alten römischen Via Aquitania, die im südlichen Gallien von besagtem Narbonne über Tou-

louse bis nach Bordeaux führte. Wenn Aschenputtel, dann im Endstadium des Märchens, als es vom Prinzen zum Altar geführt wird. Die Qualität dieses kräftigen, ja überwältigenden Weins ist offensichtlich und nichts für Pfarrerstöchter und Zimmerliesen beiderlei Geschlechts. Weniger wegen der 14,5 Prozent Alkohol als wegen der Evidenz und Wucht, mit der er bei aller Vielschichtigkeit, ja Komplexität einfährt.

Dabei ist er bis zum letzten Echo seines laangen Abgangs harmonisch und kompakt, auch gestützt von angenehmer Säure und gut dosiertem Holz (Vanille) und sogenannt seidigen Tanninen, ohne die er mit seiner Fruchtsüsse leicht ins Marmeladige abrutschen könnte. *Heavy stuff* – und doch fliegt das Ding, respektive es verleiht Flügel, die Assemblage aus 50 Prozent Syrah, 30 Prozent Grenache und 20 Prozent Mourvèdre, also dem Sortensatz, wie er sich in manchem hochklassigen Châteauneuf-du-Pape findet.

Sich selbst genug

Die Familie Joyeux zieht seit Menschengedenken auf den Terrassen nahe des Orbieu Reben, das Château d'Ornaisons ist zusätzlich zu Cendrillon seit sage und schreibe 1750 in ihrem Besitz. So gesehen beschwört dieser Inédite den berühmten Satz von Talleyrand: «Wer das Ancien Régime nicht kannte, wird niemals wissen können, wie süss das Leben war.» Ein Schluck dieses Weins ist ein tauglicher Umweg ins Paradies. Er ist sich selbst genug, aber er ist auch der deftigsten provenzalischen Kräuter- und Knoblauchküche und knusprig gebratenem Lamm gewachsen, ohne dass er in dieser Konfrontation seine Eleganz einbüsst.

Domaine de la Cendrillon Cuvée Inédite 2012.
14,5%. Gazzar, Ecublens. Fr. 19.45. www.gazzar.ch

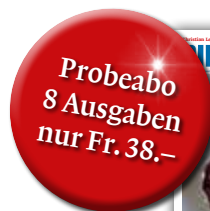
DIE  WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo
Telefon 043 444 57 01





Auto

Am Ende der Kurve

SUV, Dieselmotor, acht Zylinder, viel Kraft, vernünftiger Verbrauch: Warum uns der Audi SQ7 (in Blau) so gut gefällt. *Von David Schnapp*

Superlative sind im Journalismus leicht verpönt, gleichzeitig gilt in dieser Zeitung aber die Grundregel, dass wir «schreiben, was ist». Deshalb habe ich mich hier zum Beispiel für den Superlativ entschieden: Der Audi SQ7 ist das beste SUV, das ich in den letzten Monaten gefahren bin. Selbstverständlich wird jetzt gleich auch erklärt, warum das so ist.

Erstens die Form: Das Thema hatten wir schon (Nr. 34/16), mit der neuen Q7-Generation

ist es Audi geglückt, das Auto trotz seiner nicht eben bescheidenen Ausmasse von über fünf Meter Länge und fast zwei Meter Breite nicht allzu wuchtig aussehen zu lassen. Der immer noch sehr grosse Kühlergrill, die seitliche Linienführung und das schnörkellose Heck lassen das SUV eher wie einen grossen Kombi wirken.

Zweitens, und wichtigstens (Achtung, Superlativ!), der Motor: Achtzylinder-Turbodiesel gibt es auf der Welt nicht so oft, Land Rover baut sie ebenfalls ein, ansonsten sind sie eine eher exotische Spezialität, die im Volkswagen-Konzern gut gepflegt wird und bei Bentley, Porsche und eben Audi zum Einsatz kommt. Im SQ7 gibt es nicht nur den mächtigen Dieselmotor mit zwei Turboladern, sondern zusätzlich einen elektrisch angetriebenen Verdichter. Dieser überbrückt das Turboloch, so dass der 2,2-Tonnen schwere Wagen ansatzlos beschleunigt. Wie der sprichwörtliche Tritt in den Hintern wirkt es, wenn man aufs Gaspedal steht und «der Bulle aus Bayern» (*Auto, Motor und Sport*) in 4,8 Sekunden von null auf hundert donnert. Das wirkt nie angestrengt, sondern immer

souverän, ein Kraftakt scheinbar ohne Anstrengung.

Schon bei 1000 Umdrehungen stehen 900 Newtonmeter Drehmoment zur Verfügung. Wer sich darunter nichts vorstellen kann: Das ist, physikalisch gesehen, sehr, sehr viel Kraft – mit den Worten von Donald Trump, «this is huge!» Selbst am Ende der Kurve am Berg, wenn man wieder hinausbeschleunigen will, ist Leistung sofort und gut dosierbar vorhanden. Der Lastwagenschleicher, der mir in Richtung Furka die flotte Landpartie verstellt? Auf der nächsten übersichtlichen Geraden verschwindet er ganz schnell im Rückspiegel.

Damit wären wir, drittens, beim Komfort: Der SQ7 ist angenehm vielschichtig. Viel Platz für Menschen und Material, äusserst bequem auf der Langstrecke und dann wieder überraschend agil am Berg und in Kurven. Ich habe es weit gebracht im Super-Audi: von Zürich nach Genf, dann nach Saas-Fee, von dort zur Furka, von der Oberalp wieder nach Zürich und am nächsten Tag auf den Gupf in Rehetobel. Eine hervorragende Luftfederung samt Wankstabilisierung schafft dabei auf unterschiedlichsten Strecken und Strassen den schwierigen Spagat zwischen Komfort und Dynamik, während sinnvolle Assistenzsysteme mir das Leben leichter machen. Am Ende stehen 8,5 Liter Verbrauch in der Bordbuchhaltung, etwas Besseres ist bei vergleichbarer Leistung kaum zu finden (fertig Superlativ!).

Audi SQ7

Leistung: 435 PS/320 kW, Hubraum: 3956 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 111 500.–; Testauto: Fr. 145 410.–



sich und die Schweiz bereits an den Marterpfahl gebunden. Es geht jetzt lediglich darum, abzumachen, auf welche Körperteile die EU-Peitsche wie hart draufschlagen darf. Die Unabhängigkeit der Schweiz ist eingedampft auf ihre letzte masochistische Schwundstufe, auf eine Art Mitbestimmung bei der Festlegung des Strafmasses, das die EU anwenden darf, um der Schweiz ihren Willen aufzuzwingen.

Wer glaubt, dass der Neuenburger Europa-Visionär Burkhalter im Bundeshaus mit seinen Vorstellungen einsam dasteht, täuscht sich. Die ehrgeizige Bundespräsidentin Doris Leuthard tourt gerade mit der Botschaft durch die Kommissionen, dass die Schweiz unbedingt ein Energieabkommen mit der EU abschliessen solle – dieser Vertrag würde die Anschraubung an den institutionellen Rechtsübernahme-Automatismus vorspuren. Da Leuthard in ihren Grussadressen zu Beginn des Präsidentschaftsjahrs die Lösung der «institutionellen Fragen» zuoberst auf die Agenda stellte, können wir heute davon ausgehen, dass eine Mehrheit im Bundesrat – Burkhalter, Leuthard und die beiden Sozialdemokraten – den Rahmenvertrag will. Die Zerstörung der Schweiz als Staatsform der Selbstbestimmung der Schweizerinnen und Schweizer im Rahmen ihres unabhängigen Rechtsstaats ist beschlossene Sache. Nur das Volk kann diesen Bundesrat im Dienst der EU stoppen.

Die EU frohlockt derweil. Sie sieht sich ihren Wünschen nah. In seinen «Schlussfolgerungen» zu den Beziehungen zwischen der EU und der Schweiz bilanziert der EU-Rat, das höchste rechtssetzende Organ, in typisch frohgemuter Überheblichkeit: «Der Rat hebt hervor, dass die EU und die Schweiz gemeinsam den Standpunkt vertreten, dass die Verhandlungen über einen institutionellen Rahmen so rasch wie möglich zu einem Abschluss zu bringen sind. Durch den Abschluss dieses Abkommens wird die umfassende Partnerschaft zwischen der EU und der Schweiz ihr volles Potenzial entfalten können.» Wir freuen uns bereits auf das «volle Potenzial» der europäischen Jugendarbeitslosigkeit, der verkachelten Arbeitsmärkte und der masslosen Zuwanderung, die der Schweiz schon heute massiv zu schaffen macht.

Diese Vollzugsmeldung veröffentlichte die EU übrigens bereits am 28. Februar dieses Jahres. Hat der Bundesrat die freche Vereinnahmung wenigstens brieflich zurückgewiesen oder sonst irgendwie reagiert? Bis jetzt gab es keine müde Silbe aus Bern. Möglicherweise lässt Anbindungsminister Burkhalter in seinem Büro bereits die Korken knallen.

Leserbriefe

«Erdogan ist drauf und dran, seine unbestreitbaren Verdienste für Land und Leute umgehend wieder zu demontieren.» Ueli Meyer

Erdogan-Versteher

Nr. 11 – «Fairness für Erdogan»; Titelgeschichte zur Türkei

Erdogan-Versteher Roger Köppel strapaziert das Demokratieverständnis des geeigneten Lesers aufs äusserste und schrammt um Haaresbreite daran vorbei, Präsident Erdogan mit dem türkischen Volk zu verwechseln. Mit seinem diktatorischen und autoritären Gebaren ist Erdogan drauf und dran, seine unbestreitbaren Verdienste für Land und Leute umgehend wieder zunichtezumachen. *Ueli Meyer, Muri*

Wie steigert man *Weltwoche*? Putin-Versteher, Trump-Versteher, Erdogan-Versteher. Würde die deutsche Sprache vier Steigerungsstufen kennen (sogenannter Köppelativ), so käme demnächst noch als vierte Stufe Kim-Jong-Un-Versteher dazu. *Robert Jecklin, Igis*

Bessere Identifikation

Nr. 11 – «Doppelleben»; Peter Keller über die doppelte Staatsbürgerschaft

Ich meine, dass mindestens eidgenössische Parlamentarier und Diplomaten sich mit dem Schweizer Pass begnügen und auf eine zusätzliche Staatsbürgerschaft verzichten müssten. Das würde es ihnen auch erleichtern, sich mit dem Land, das sie vertreten, zu identifizieren. *Niklaus Strolz, Zürich*

Geschmackloser Vergleich

Nr. 10 – «Ode an Freysinger»; Editorial von Roger Köppel

Oskar Freysinger mit Winkelried zu vergleichen, der immerhin sein Leben für die Eidgenossen hingab, ist – gelinde gesagt – geschmacklos. *Henry Ferber, Wald AR*

Egoismus und Verblendung

Nr. 10 – «Der erste Schweizer»; Titelgeschichte zu Bruder Klaus

Ich kann es nicht fassen, dass Bruder Klaus, der als Hauptmann Menschen ermordete, Aufständische hinrichten liess und später seine Familie mit zehn Kindern verliess, als Heiliger und «magische Persönlichkeit» dargestellt und verehrt wird. Wenn Gerhard Pfister, dessen Grundhaltung ich ansonsten sehr schätze, schreibt, es sei falsch, diese Taten zu kritisieren, dann verstehe ich nichts mehr. Dann sind wir beim heutigen Zeitgeist angelangt, nach dem jeder Mensch nur irgendeinem Ruf folgen muss, um seine Taten zu rechtfertigen. Das ist Egoismus und Verblendung in Rein-

kultur. Biograf Pirmin Meier verteidigt Bruder Klaus sogar, er habe trotz der mystischen Abgeschiedenheit immerhin in Rufweite der Familie gelebt. Wo bleibt da die Verantwortung für diese? *Raymond Diebold, Spiez*

Grösster Erfolg!

Nr. 10 – «Misserfolg»; Peter Ruch über die Bibel

Jesus kann jeden, der ihn darum bittet, gerecht sprechen, weil er das Lösegeld bereits gezahlt hat. Auf diese Weise können wir Kinder Gottes werden und in dessen Gegenwart kommen. Darum konnte Luther sagen, dass Gott ihm näher sei als sein Hemd. Tatsächlich ist das Sterben Jesu der grösste Erfolg aller Zeiten!

Norbert Gerschwiler, Arnegg

Ehrliche und tatkräftige Unterstützung

Nr. 9 – «Zäme geits!»; Alec von Graffenried über die Berner Reitschule

Der neue Stadtpräsident Alec von Graffenried ist mit der Reitschule seit langem verbunden, und er beschreibt ihre kulturelle Seite auch engagiert. Gegen diesen Aspekt der Reitschule ist nichts einzuwenden. Im Gegenteil. Als Stadtpräsident genügt es aber nicht, eine nette Aufforderung an alle zu richten, sich als Partner zu benehmen. Der Stadtpräsident hat die Verantwortung dafür zu tragen, dass in Bern rechtsstaatliche Verhältnisse herrschen, dass Randalierern und Drogenhändlern das Handwerk gelegt wird. Ein Rechtsstaat kennt keine rechtsfreien Räume. Bei dieser Aufgabe hat er die Polizei ehrlich und tatkräftig zu unterstützen. Er muss sich auch von Dogmen und «blinden Flecken» lösen. Hierfür braucht es Zivilcourage.

Ernst Zürcher, Rüfenacht

Korrigenda

Im Beitrag «Deutsches Theater» (*Weltwoche* Nr. 11/17) über die Diskussionskultur an Schweizer Bühnen haben wir in den Bildlegenden Andreas Beck, Intendant des Theater Basel, und Peter Kastenmüller, Co-Direktor des Theater Neumarkt, verwechselt. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11									12	
13	14		15				16		17			18		
19						20								
			21									22		
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40					41	
				42						43				
	44							45					46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Schlicht eine Tatsache

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Fähig und somit so. 5 Erzwungen und deshalb auch dies. 11 Leeren Typen fremde Eigenschaft. 12 Südosteuropa von geringer Ausdehnung. 13 Danach, auf dieser Unterlage. 16 Bei ihm kann es ganz schön knallen. 19 Das Ereignis ist der modernen Zeit angepasst. 20 Charles ist Kronprinz und mehr. 21 Spielkarten der divinatorischen Art. 22 Eine Baumgruppe für Spaziergänger, ein heiliger Ort für Mystiker. 23 Sie bringt Farbe in den Verkehr. 25 Arabisch, männlich: Vor- wie Familienname. 26 Um eine europäische Hauptstadt zu sein fehlt am Ende halt doch etwas. 27 Er stammt aus Flandern. 28 Beweglich bis unermüdlich. 30 Vom riesigen salzigen See ist kaum mehr etwas zu sehen. 32 Wenn die Welle im Bernabeu-Stadion wogt. 34 Das C hat man hier ein bisschen erhöht. 35 Sie erhöhen fraglos die Flugangst. 39 Schweizer Schwinger Eugen und Politiker Ernst – Familienname bitte. 40 Ein grosser Staat in der arabischen Welt. 41 Kein ICE, einer der DB Regio. 42 Fürs angepeilte Ziel braucht es mit ihr ein paar Umwege. 43 Walliser Ort: durch die Hauptstrasse 19 an die A9 angebunden. 44 Der ist in Afghanistan seit 1978 im Gange. 45 Was Justitia im römischen Götterhimmel, war sie im nordischen. 46 Gewendet ist es ein Salz, vielleicht gar aus der Normandie.

Senkrecht — 1 Ein Zuhause, nicht königlich aber bewohnbar. 2 Wo man in Marseille wie in Arles auf den Zug wartet. 3 Nicht mimosenhaft, so dann eher schon grauenhaft! 4 Das Dateiformat gibt Bilder frei. 5 Er macht erst den verbissenen Kämpfer aus. 6 Sie verbindet mehrere deutsche Städte und viele Möglichkeiten. 7 Dieser Staat im Staate Myanmar. 8 Ein Podium kommt ihr ziemlich nahe. 9 Der Robert kommt bestimmt aus der Schweiz. 10 Trent D'Arby folgt direkt auf ihn. 14 Das Gebet mit dem Gruss von Erzengel Gabriel. 15 Was fraglos jeder Räuber für sich beansprucht. 17 Anhaltend, doch ohne Angabe der genauen Dauer. 18 Der Freiheitsturm als Wahrzeichen jener islamischen Stadt. 20 Das ‚one‘ macht die Schokolade erst weltberühmt. 23 Ein wie von Karl May geschaffener Indianer, nur diesmal echt. 24 Geld?, spielt für ihn überhaupt keine Rolle, so macht er deutlich. 25 Ein Chanson ohne sie ist wie die Suppe ohne Salz. 27 So kann eine Frau gewisse Männer heiss machen. 29 Den Krieg kennt man in der Schweiz noch anderswie. 31 Ob Kult oder Kunst, sie ist immer erhaben. 33 Bei einer Fakultät kann er nicht fakultativ sein. 36 Multipliziertes Binärzeichen. 37 Es paart sich gern mit dem gesuchten Erfolg. 38 Das ist doch wirklich ein vieledeutetes und ungeklärtes Loch.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 509

	A	B	L	A	U	F	T	U	H	A	F	T		
D	R	E	A	M	A	D	A	C	A	L	L	O		
A	K	O	B	O	N	I	C	H	O	L	S	O		
S	W	I	R	T	S	C	H	A	F	T	R	S		
S	K	A	L	O	K	O	N	F	E	T	T	I		
A				K	N	I	F	S	E	S	S	E	L	
A	N	B	A	U	E	N		K	O	N	T	A	L	
	K	E	S	S		A	M	E	N		E	T	R	E
P	E	R	S	I	A	N	E	R		A	L	S	O	
U	R	S	I	N	A		I	N	V	A	L	I	D	E
M	E	S	E	L	I	N		F	R	E	K	I		
A	N	T	J		E		E	B	B	E		I	N	S

Waagrecht — 1 ABLAUF 7 UHAFT 12 DREAM (engl. f. Traum, aus der berühmten Rede von M.L.K.) 13 ADAC 16 ALLO (griech. Präfix: anders, verschieden) 17 AKOBO 18 NICHOLSON 20 WIRTSCHAFT 22 ES 23 SKAL (schwed. f. zum Wohl!) 25 KONFETTI 27 (Circus) KNIE 29 SESSEL 30 ANBAUEN 33 KONTA 34 KESS 35 AMEN 37 ETRE (franz. f. Sein) 39 PERSIANER 41 ALSO 42 URSINA (stammt aus dem rätoman. und bedeutet kleine Bärin) 43 INVALIDE 45 ESELIN 46 FREKI 47 ANTI 48 EBBE 49 INS

Senkrecht — 1 ARK (engl. f. Arche) 2 BEOWA 3 LABIL 4 AMOR 5 FANS 6 TACHO 8 HALTESTELLE 9 ALS 10 FLOETE 11 TONSILLE 12 DASS 14 DICKE 15 CHANSON 19 OFFEN 21 TONE 24 KANKER 26 TSATSIKI 27 KUSINE 28 INAN (= nichtig in der atomistischen Philosophie) 31 BERSET 32 ASSISI 33 KERN (-obst) 36 MEINE 38 RODIN 39 PUMA 40 AALE 41 AARE 44 VFB (Stuttgart, Fussballklub)

Lösungswort — TURTELTAUBEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

DIE OYSTER PERPETUAL

Die moderne Weiterentwicklung der ersten,
1926 präsentierten Oyster ist ein
markantes Symbol für universelle Eleganz.
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL 39

BUCHERER

1888

bucherer.com